This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

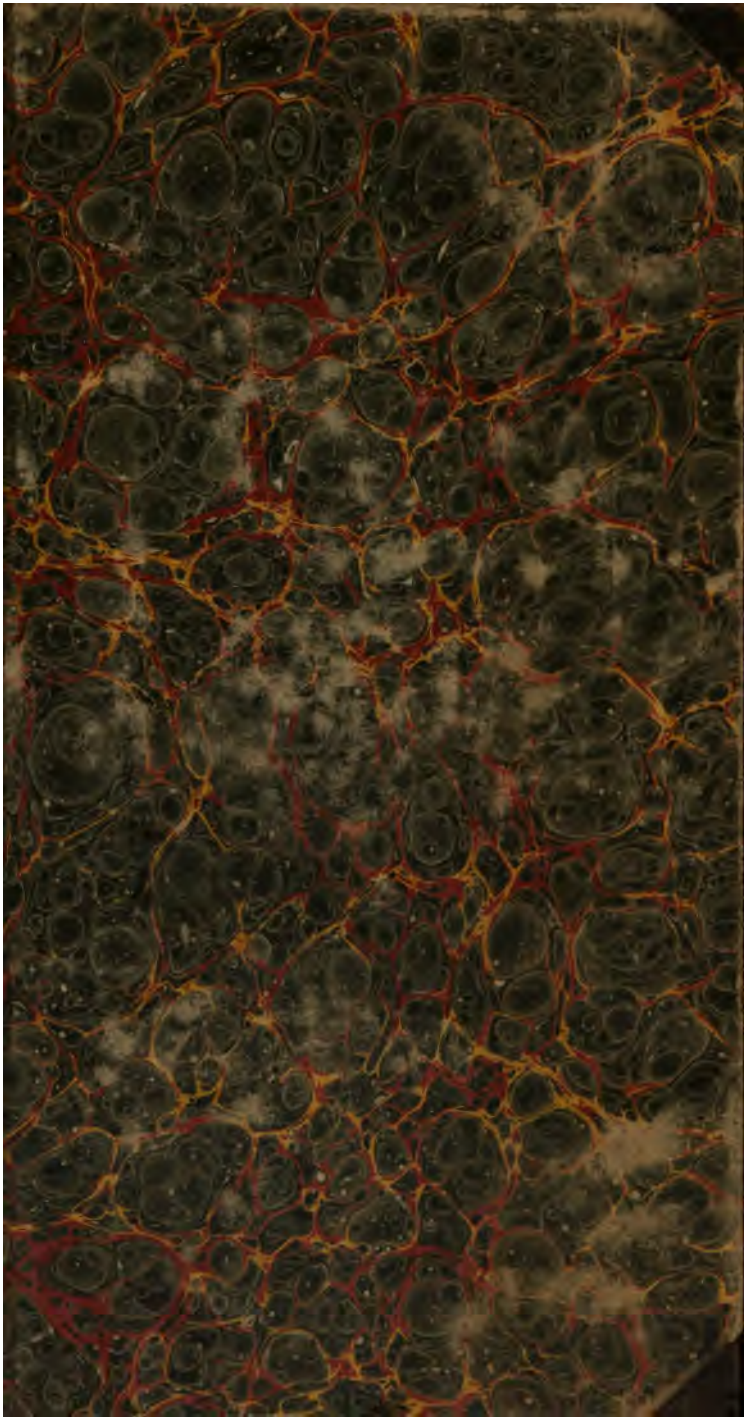
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Taylor Institution Library
OXFORD
PRESENTED BY
The Estate of
Lisbeth Gombrich

Vet. Ger. III A. 787

Friedrich von Schillers

sämmtliche Werke.

Fünf und zwanzigster Theil.

Geſchichte des 30jährigen Krieges, I. Theil.

Erſchien 1791—1793.

Grätz, 1834.

Bey Joh. Andreas Kienreich.

Gustav Adolphs Tod.

„Auf den dort schieße, das muß ein vornehmer Mann seyn."

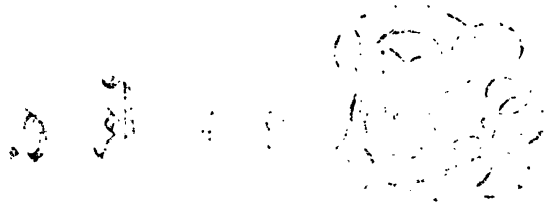
Friedrich von Schillers

sämmtliche

Werke.

Dreyzehnter Band.

Grätz, 1834.
Bey Joh. Andreas Kienreich.



Vorrede.

Von C. M. Wieland. *)

Selten iſt in Deutſchland eine Schrift mit lebhafterem und allgemeinerem Beyfalle geleſen worden, als die erſte Hälfte der Geſchichte des dreyßigjährigen Krieges, womit Herr Hofrath Schiller dem hiſtoriſchen Kalender für Damen 1791 einen Werth gegeben hat, deſſen wohl noch kein anderes Taſchenbuch dieſer Art ſich rühmen konnte.

Denn wiewohl dieſe Geſchichte vorzüglich und nahmentlich für Leſerinnen beſtimmt war, ſo glaube ich doch ohne Uebertreibung ſagen zu können, daß ſie ſo viele Leſer gehabt habe, als es in dem ganzen Umfange unſerer Sprache Perſonen gibt, die auf einigen Grad von Cultur des Geiſtes Anſpruch zu machen haben. Von einem Schriftſteller verfaßt, deſſen frühere Werke in der dramatiſchen Dichtkunſt ſowohl, als in derjenigen, die ſich mehr dem eigentlichen Gebiethe der hiſtoriſchen Muſe nähert, große Erwartungen von dem, was ſein Geiſt in dem Zeitpuncte ſeiner völligen Reife leiſten könnte, erweckt hatten, übertraf ſie ſelbſt diejenigen, zu welchen man ſich durch ſeinen erſten Verſuch in dem hiſtoriſchen Fache berechtiget hielt; einen Verſuch, der bereits Alles, was unſere Literatur in dieſer Art aufzuweiſen hatte, hinter ſich zurück ließ, und mit Recht der Welt, denen der Ruhm der Nation nicht gleichgültig iſt, den Wunſch abgewogen mußte, daß ein Schriftſteller, der bey ſeinen erſten Schritten in dieſer neuen Laufbahn ein ſo unbeſchränktes Talent, ſich zu einem Platze neben den Hume, Robertſon und Gibbon empor zu arbeiten, gezeigt hatte, ſich, wo nicht gänzlich, doch hauptſächlich der Geſchichte unſers Vaterlandes widmen möchte.

*) Aus dem hiſtoriſchen Kalender für Damen für das Jahr 1792.

Herr Schiller, nachdem er seine Bearbeitung des dreyßigjährigen Krieges bis zu dem entscheidenden Treffen bey Leipzig (1631) fortgeführt, mußte gerade da abbrechen, wo der Schauplatz (nach seinem eigenen Ausdrucke) immer reicher an schimmernden Thaten, reicher an unsterblichen Männern, überraschenden Wechseln des Glücks, verworrenen Schicksalen und wundervollen Crisen wurde; und natürlicher Weise war das Verlangen nach der Fortsetzung dem Vergnügen gleich, womit der Anfang dieses Werkes aufgenommen worden, und die Erwartung, daß der Verfasser den abgerissenen Faden, seinem Versprechen gemäß, im nächstfolgenden Jahre wieder aufnehmen würde, um so gewisser, da er die Erfüllung derselben von einer Bedingung hatte abhängen lassen, welche auf Seiten seiner Leserinnen und Leser auf's Vollkommenste erfüllt worden war.

Je ungeduldiger also das Verlangen des Publicums und je gegründeter seine Erwartung war, desto unangenehmer muß es demselben seyn, anstatt der gehofften Vollendung dieser Geschichte nur ein abermahliges Bruchstück zu erhalten. Aber gewiß schmeichle ich meinem vortrefflichen Freunde, (der unter der Unmöglichkeit, sein gegebenes Wort zu erfüllen, selbst am empfindlichsten leidet) nicht zu viel, wenn ich sage, daß die — bereits allgemein bekannte — Ursache dieser Unmöglichkeit den Liebhabern seiner Schriften noch weit schmerzlicher fallen werde, als ihre getäuschte Hoffnung; und dieß um so mehr, da es nur zu gewiß ist, daß eben der zu sehr angestrengte Eifer, womit er in letztverwichenem Winter sich mit der Fortsetzung dieses so mühevollen, eine so aufmerksame Aufsuchung, Durchlesung, Vergleichung und Prüfung aller Quellen, und in Bearbeitung der gesammelten, und geordneten Materialien eine ununterbrochene Spannung aller Geistesskräfte erfordernden Werkes beschäftigte, am meisten dazu beygetragen, ihm eine Krankheit zuzuziehen, deren außerordentliche Zufälle und allen Hülfsquellen der Heilkunst Trotz biethende Hartnäckigkeit sein Leben mehr als ein Mahl in die größte Gefahr gesetzt, und, selbst nachdem es endlich durch die glückliche Kunst seines berühmten Arztes und den Gebrauch des Carlsbader Wassers gedämpft worden, seinen Körper doch so sehr geschwächt hat, daß die Hoffnung, ein Leben, das Allen, die ihn kennen, so theuer ist, zu erhalten, vor der Hand lediglich auf gänzlicher Abziehung von allen, mit anhaltender Aufmerksamkeit verbundenen Arbeiten beruhet.

So gewiß Herr Hofrath Schiller bey ſo bewandten Umſtänden auf die Theilnehmung und Nachſicht des Publicums, welchem er ſeiner Talente wegen nicht weniger, als ſeinen Freunden wegen ſeines Herzens, theuer iſt, zu rechnen hat: ſo gewiß darf ſich auch der Herr Verleger (wie ich in ſeinem Nahmen hoffe) zu der Billigkeit des Publicums verſehen, daß es dieſe nicht vorherzuſehenden Zufälle ihm um ſo weniger entgelten laſſen werde, da er, wie der Augenſchein zeigt, weder Mühe noch Koſten geſpart hat, dieſem dritten Jahrgange ſeines mit ſo gütiger Aufnahme begünſtigten Damen-Kalenders in allen von ihm abhangenden Stücken eine Vollkommenheit zu geben, die ein Beweis iſt, daß er bey dieſer koſtſpieligen Unternehmung weniger ſeinen eigenen Vortheil, als ſein Verlangen, den Geſchmack der ſchönen Kunſtliebhaberinnen möglichſt zu befriedigen, und, ſo viel an ihm iſt, der Nation Ehre zu machen, zu Rathe gezogen habe. Ich meines Ortes, indem ich, den Wünſchen der Freundſchaft nachgebend, mich gegenwärtiger Anrede an das Publicum unterziehe, thue es mit deſto froherem Muthe, da ich die Verſicherung hinzufügen kann, daß wir uns, allen Anſcheinungen nach, gegründete Hoffnung machen dürfen, der vortreffliche Mann, von welchem bisher die Rede war, und von deſſen Genie, Talenten und edlem Eifer, ſich um die Nation verdient zu machen, noch ſo viel Schönes und Gutes zu erwarten iſt, werde uns völlig wiedergegeben, und, nach hinlänglicher Erhohlung ſeiner Kräfte, wieder in den Stand geſetzt werden, nicht nur dieſes angefangene Werk glücklich zu Ende zu bringen, ſondern auch ſein übriges Leben ähnlichen Ausarbeitungen anderer, nicht minder wichtiger Stücke der deutſchen Geſchichte zu widmen, deren Darſtellung auf ſeine Meiſterhand wartet.

Auch bloß in dieſer Rückſicht werden ſich, wie ich nicht zweifle, alle Freunde unſers allgemeinen Vaterlandes mit mir vereinigen, demſelben zu dieſer Hoffnung Glück zu wünſchen. Denn gewiß (oder ich müßte mich ſehr irren) ſind es gerade ſolche Gemählde allgemein intereſſanter, aus der deutſchen Geſchichte ausgehobener Stücke — mit dieſem viel umfaſſenden Scharfblick, mit dieſer Unparteylichkeit und Freyheit von Vorurtheilen, aber auch mit dieſer Humanität, Billigkeit und Schonung, ſelbſt gegen diejenigen, deren Denkart man nicht billigen kann, oder deren Handlungen man zu verabſcheuen gezwungen iſt — mit dieſer beſtändigen Rückſicht auf das allgemeine

Vaterland und das wahre Beste desselben, und (was nicht weniger wesentlich ist) mit so viel Wärme, Stärke, Beredsamkeit und Geschmack, kurz, so ausgeführt, wie Schiller sie auszuführen fähig ist — gewiß sind es solche historische Gemählde aus unserer Geschichte, was eines der wirksamsten Mittel wäre, unter den so zahlreichen und so ungleichartigen Völkerschaften, aus welchen die deutsche Nation zusammen gesetzt ist, diesen Gemeingeist wieder anzufachen und zu unterhalten, der in unserm Jahrhunderte mehr als alt zugenommen zu haben scheint, und gleichwohl zur Erhaltung, und noch mehr zur möglichsten Vervollkommnung unserer eben so glücklichen als in ihrer Art einzigen Verfassung so unentbehrlich ist.

Vorausgesetzt, daß alle bisherigen Staatsverfassungen großer Völker nicht als Kunstwerke menschlicher Weisheit, nach einem festen, ganz durchdachten und mit sich selbst durchaus übereinstimmenden Plane entworfen und gleichsam mit Einem Gusse hervorgebracht, sondern als langsam und stückweise zusammen gefügte und ausgebildete Producte des Schicksals und der Zeit zu betrachten sind — wird jeder unbefangene Weltbürger (däucht mich) gestehen müssen, daß die dermahlige Organisation des gesammten deutschen Staatskörpers die beste ist, die ihm unter allen Statt findenden Umständen von jener berühmten Nationalversammlung zu Osnabrück gegeben werden konnte. Sie gewährt, im Ganzen genommen, der Nation alle Vortheile einer durch Gesetze beschränkten, milden und väterlichen Regierungsform, und sichert selbst diejenigen unmittelbaren und mittelbaren Stände, deren Verfassung mehr oder weniger republikanisch ist, wo nicht vor allen Nachtheilen, die mit dieser Form verbunden sind, doch wenigstens vor der unerträglichsten aller Tyranneyen, vor Unterdrückung von demokratischem oder aristokratischem Despotismus.

Es ist wahr, unsere allgemeine Reichsverfassung kann, um dem Wohlstand und die Glückseligkeit der Nation zu bewirken, so wenig, und vielleicht weniger als irgend eine andere, der freyen moralischen Ursachen entbehren, welche zu diesem Zwecke in ihr harmonisch zusammen wirken müssen; und es kommt also bey uns, wie überall, sehr viel auf die Denkart, die Gesinnungen, den Grad der Cultur und Aufklärung, kurz, auf den Charakter, die Tugenden oder Untugenden der Regenten und Obrigkeiten an. Aber auch in dieser Rücksicht ist vielleicht keine Nation des Erdbodens, die sich einer glück-

sichern Lage rühmen können, als unsere dermahlige ist. Der größere Theil unserer Regenten (ich will lieber weniger sagen, als mich auch nur dem Schatten des Verdachts aussetzen, daß ich schmeicheln wolle, wo ich nur die Wahrheit zu sagen wünsche) zeichnet sich durch eine ihres hohen Berufs würdige Denkart, durch den Willen das Wohl ihrer Untergebenen und das Gute überhaupt zu befördern, durch Talente, Kenntnisse, Thätigkeit, Schätzung der Wissenschaften und Künste, kurz, durch Eigenschaften des Geistes und Herzens aus, wodurch sie sich auch im Privatstande der öffentlichen Hochachtung würdig machen würden. Beynahe durch alle Theile des deutschen Reiches verbreitet sich — schneller oder langsamer, aber doch unaufhaltbar — der wohlthätige Geist der Aufklärung über angeerbte Irrthümer und Vorurtheile, und ein immer zunehmendes Bestreben nach Verbesserungen, nach Abstellung alter Mißbräuche, Erleichterung der Lasten des Volks, Aufmunterung und Beförderung aller Arten gemeinnütziger Unternehmungen. Nie ist der Zustand der Wissenschaften in Deutschland so blühend, die öffentliche Erziehung nie so gut, die Freyheit zu denken und laut zu sagen, was man für wahr und recht hält (das Palladium der Menschheit) nie in einem so großen Theile von Deutschland respectirt und von den Regenten selbst geschützt und begünstigt worden, als in unsern Tagen. Und was gewiß jeder deutsche Patriot mit mir unter die vornehmsten Glückseligkeiten unserer Zeit rechnen wird, seit mehreren Jahrhunderten haben die Fürsten und Stände des deutschen Reichs kein Oberhaupt an ihrer Spitze gesehen, welches die großen Eigenschaften und Tugenden, die des ersten Thrones der Welt würdig, und das Glück der Nation zu fördern und zu befestigen am geschicktesten sind, in einem so hohen Grade besessen hätte, als Kaiser Leopold II., und nie hat Germanien von dem Einflusse des Geistes seines Königs, und von dessen, in einträchtiger Verbindung mit seinen übrigen Fürsten, zum gemeinen Besten wirksamen Thätigkeit sich so viel Gutes zu versprechen gehabt.

Noch zähle ich es zu den besondern Vortheilen unserer gegenwärtigen Lage, daß die Aufklärung (ich hoffe, der Sinn, worin ich dieses Wort gebrauche, könne keiner Zweydeutigkeit unterworfen seyn) bey uns von oben herab zu wirken anfängt, und durch diesen Gang vieler noch wünschenswürdigen und nöthigen Verbesserungen den gefährlichen Folgen eines entgegengesetzten Ganges — welche ohne-

dieß bey uns weniger als bey irgend einem europäischen Volke zu fürchten sind — um so gewisser zuvorkommen werde.

Der Zweck und die Schranken dieser Vorrede erlauben mir nicht, das Wenige, was ich hier im Vorbeygehen von den besondern Vortheilen sowohl unserer allgemeinen Verfassung als unserer dermahligen Lage berühret habe, weiter, geschweige nach der Wichtigkeit und dem Reichthume des Gegenstandes auszuführen. Ich weiß sehr gut, was mir diejenigen entgegensetzen können, die mit dem Zustande ihres besondern Vaterlandes (vielleicht nur für den Augenblick) wenig zufrieden zu seyn Ursache haben, und dadurch um so aufgelegter sind, auch die Mängel unserer allgemeinen Verfassung in einem strengern Lichte zu sehen. Aber, wer unterm Monde keine platonische Republiken und utopische Monarchien realisirt zu sehen verlangt; wer mit der Natur und dem Laufe der menschlichen Dinge bekannt genug ist, um zu wissen, wie Gutes und Böses einander compensirt, wie fast immer ein großes Gut mit beträchtlichen Ungemächlichkeiten, und sogar mit Uebeln, die für sich allein betrachtet nicht gering sind, unvermeidlich verbunden ist, und kurz, wer einsehen gelernt hat, daß ein leidlicher Zustand das Höchste ist, was die Sterblichen sich hienieden vernünftiger Weise versprechen dürfen, wiewohl uns (durch eine weise Veranstaltung der Natur) die Hoffnung immer mit größern Erwartungen von der Zukunft als diese erfüllen kann, schmeichelt: der wird — nach billiger Schätzung dessen, was wir haben und was wir entbehren, was wir durch unsere Constitution gewinnen, und worauf wir, weil es damit unverträglich ist, willig Verzicht thun müssen — finden, daß wir Ursache haben, mit unserm Loose zufrieden zu seyn. Man hört — um z. B. nur eines Punctes zu erwähnen — nicht selten die Vertheilung des deutschen Reiches in einige hundert größere und kleinere, zu großen Theils sehr winzige, unmittelbare, mit Landeshoheit begabte und von einander unabhängige Stände, als die Ursache angeben, warum Deutschland, so lange diese Verfassung dauern werde, niemahls zu dem hohen Gipfel von innerlicher Stärke, nie zu dem blühenden Wohlstande und dem Ansehen und Gewichte unter den europäischen Mächten, woran es unter einer andern Verfassung Anspruch zu machen hätte, gelangen werde.

Man kann, wie ich glaube, diesen Vorwurf so viel gelten lassen, als er nur immer gelten mag, und doch mit gutem Grunde behaupten, daß dessenungeachtet die Vortheile, welche aus dieser Zertheilung im Ganzen für uns entspringen, das Nachtheilige bey weitem überwiegen; oder vielmehr, daß sie es gerade ist, der wir diese Vortheile zu verdanken haben.

Man muß, wenn man den Wohlstand und die Vorzüglichkeiten der deutschen Nation in Vergleichung mit andern berechnen will, nicht vergessen, daß die mittelländische Lage der meisten deutschen Provinzen und andere von der Natur des Bodens und Climas abhangende Umstände uns, auch bey jeder andern monarchischen oder republikanischen Verfassung, gewisse unüberschreitbare Grenzen setzen würden. Auch muß billig mit in den Anschlag kommen, daß wir, durch eine Verkettung, vormahliger Umstände und Ursachen, woran unsere dermahlige Verfassung sehr unschuldig ist, in der Cultur hinter den südlichern und westlichern Nationen von Europa nothwendig zurück bleiben mußten; und daß vornehmlich der so langwierige und blutige Kampf unserer Vorfahren gegen die despotischen Unternehmungen Carls V. und Ferdinands II. das dadurch äußerst entkräftete Deutschland in dieser Rücksicht um mehr als hundert Jahre zurückgeworfen hat. Und gleichwohl, wo ist das europäische Reich, welches — alle physischen Verschiedenheiten gehörig gegen einander ausgeglichen, und alle Vortheile der frühern Cultur und günstiger Zufälle abgerechnet — bey gleicher Größe, der unserigen (ich sage nicht in einzelnen Theilen, sondern im Ganzen) an Volksmenge, an Anbauung des Bodens und Benützung aller Geschenke der Natur, an Anzahl nicht sowohl großer und reicher, als an Menge mittelmäßiger, aber wohl polizirter, betriebsamer und nach Verhältniß ihrer Lage und Mittel wohlhabender Städte, dem deutschen Reiche den Vorzug streitig machen könnte? In den meisten andern Ländern gibt es zwischen übermäßigem Reichthume und drückender Armuth, äußerstem Luxus und äußerster Dürftigkeit, höchster üppigster Verfeinerung und thierischer Rohheit, wenig Mittelgrade; in Deutschland hingegen ist die Anzahl dieser Stufen, die Menge einzelner Personen und Familien, die sich verhältnißmäßig wohl befinden, die Menge der Aussichten, Wege und Hülfsmittel, die den Bürgern des deutschen Reiches allenthalben offen stehen, sich durch Talente, Wissenschaft, Geschicklichkeit und Brauch

harbeit immer zu heben, oder wenigstens eine Existenz, womit ein jeder in seiner Classe und Art bey mäßigen Wünschen zufrieden seyn kann, zu verschaffen, unläugbar größer als in irgend einem andern Lande. Wenn jene Mittelmäßigkeit, die uns so oft mit mehr übler Laune als Billigkeit vorgeworfen wird, uns in gewissen Künsten, in Sachen des Geschmacks überhaupt, und in jenem höchst verfeinerten Lebensgenusse (der ohne eine ungeheure Hauptstadt, worin sich der ganze Nationalreichthum concentrirt, nicht Statt finden, und auch in dieser nur das Loos weniger glücklicher Müßiggänger seyn) mehr oder weniger enge Schranken setzt: so ist es hingegen eben diese goldene Mittelmäßigkeit, der wir Vorzüge von unendlich größerm Werthe, der wir, im Ganzen genommen, mehr Gesundheit des Leibes und der Seele, unverdorbnere Sitten, und durch die Menge wohleingerichteter Erziehungsanstalten, Schulen und Universitäten, wodurch sich Deutschland, vermöge seiner Verfassung, vor allen andern Reichen auszeichnet, eine ungleich weiter und über eine größere Anzahl Menschen ausgebreitete Aufklärung, Ausbildung und Veredlung schuldig sind.

Es bedarf keines Beweises, da es einem jeden bey der flüchtigsten Ueberdenkung in die Augen springen muß, daß alle diese Vorzüge natürliche Folgen jener Zertheilung in eine so große Anzahl kleinerer, und in ihren besondern Verfassungen beynahe alle mögliche Verschiedenheiten darstellender Staaten sind.

Es ist wahr, diese Art von Organisation des germanischen Körpers gibt ihm eine gewisse politische Schwere und Unbehülflichkeit in seinen Bewegungen, die in verschiedenen Rücksichten nachtheilig ist; er kann sich, vermöge derselben, weniger in die Angelegenheiten anderer Mächte mischen, keine Eroberungen machen, und sogar sich selbst gegen auswärtige Angriffe nicht so bequem vertheidigen, als bey einer andern Constitution; aber dafür versichert sie ihm auch eine innerliche Ruhe, und — in so fern (wie zu hoffen ist) die ziemlich erschlafften Bande, wodurch die Stände des Reichs unter einander und mit ihrem Oberhaupte zusammenhangen, unter einem so weisen und thätigen Kaiser, als Leopold II., immer fester zusammen gezogen werden — eine äußerliche Sicherheit, die unser unaufhaltbares Fortschreiten in Allem, was unsern Wohlstand noch um manche Stufen erhöhen kann, unendlich begünstigen wird. Glücklicher Weise hat uns die französische Revolution, von der Seite, die uns immer

die gefährlichſte war, auf Jahrhunderte ſicher geſtellt: wir haben keinen Ludwig XIV. mehr zu fürchten; die Weſtfranken können ſich bey ihrer neuen Verfaſſung nur durch den ewigen Frieden, den ſie der Welt angelobt haben, erhalten; und dieſer einzige Umſtand, dünkte mich, ſollte den 14. July oder vielmehr den 14. September auch für alle patriotiſche Deutſchen zu einem allgemeinen Feſttag machen. Wenn von nun an irgend eine Gefahr unſere Verfaſſung erſchüttern, und uns den unſchätzbaren Segen eines ewigen Friedens zu entziehen drohen ſollte, ſo müßte ſie aus unſerm eigenen Mittel entſpringen. Aber auch hierüber können wir und unſere Nachkommen noch ſo lange ruhig ſeyn, als es groſſe Mächte in Europa geben wird, denen daran gelegen iſt, keine anderen auf Koſten des deutſchen Reichskörpers gröſſer werden zu laſſen.

Indeſſen iſt doch — bey allen Vortheilen, die wir unſerer Verfaſſung, und beſonders der Zertheilung des deutſchen Reichs unter ſo viele kleinere und gröſſere Landesherren zu danken haben — nicht zu läugnen, daß dieſe Letztere, auſſer der heroiſch berührten Unbequemlichkeit noch ein anderes Uebel nach ſich ziehe, von welchem wir uns nicht verbergen können, daß ſeine natürliche Folge, die immer zunehmende Erſchlaffung des allgemeinen Bandes, das ſo viele ungleichartige und in ſo mancherley Rückſicht diſſonierende Theile zuſammenhalten ſoll, uns unaufhörlich, wiewohl unvermerkt, dem Momente der Auflöſung des Ganzen nähern würde, wenn nicht entgegen arbeitende Kräfte der Wirkung dieſer innern Urſache ſeiner Zerſtörung das Gleichgewicht hielten.

Dieſes Uebel (worauf diejenigen, die am meiſten dabey zu verlieren haben, nicht aufmerkſam genug zu ſeyn ſcheinen) iſt die groſſe Schwäche, oder vielmehr (wenn wir uns ſelbſt nicht zu unſerm eigenen Schaden täuſchen wollen), die gänzliche Abweſenheit jenes Gemeinſinnes und Nationalgeiſtes, der ſich mehr oder weniger bey allen Völkern äuſſert, die, es ſey durch eine rein monarchiſche oder rein republikaniſche, oder eine aus beyden gehörig zuſammengeſetzte Verfaſſung zu einem Ganzen organiſirt ſind, das aus gleichartigen und in gleichem Maße von den Geſetzen und einem gemeinſchaftlichen Oberhaupte abhangenden Theilen beſteht. Es iſt nur zu wahr, was uns ſo oft von Ausländern, die uns näher kennen lernen, vorgeworfen wird: wer das deutſche Reich aufmerkſam durchwandert,

lernt zwar nach und nach Oesterreicher, Brandenburger, Sachsen, Pfälzer, Baiern, Hessen, Würtemberger u. s. w. mit einigen hundert kleinern, durch mancherley Unterabtheilungen und unter mancherley Gestalten immer schmächtiger werdende, nach dem Rahmen des Reichsstandes, dem sie untergeben sind, benannte Völkerschaften, aber keine Deutschen kennen, und sucht im ganzen deutschen Reiche vergebens dieses Germanien, dessen König der erwählte Kaiser ist. Jeder von dieser ungeheuern Menge Staaten im Staate hat seinen eigenen kleinen Gemeingeist, so wie sein eigenes, ihm selbst sehr erhebliches, aber mit den entfernten Theilen gar nicht, oder nur sehr unmerklich zusammen hangendes Interesse: was Wunder also, wenn Gleichgültigkeit und Kälte gegen allgemeines Nationalinteresse, gegen alles, was das Ansehen und den Glanz der deutschen Nation, alles, was den allgemeinen Wohlstand, den allgemeinen Flor befördert, oder befördern könnte, den Fremden als ein Charakterzug der Deutschen auffällt, und uns, nach ihrer Schätzung, unendlich weit unter den innern Werth herabwürdigen muß, den uns, wenn wir uns selbst zu schätzen wüßten, kein anderes Volk der Erde streitig machen könnte!

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, was für Mittel die unmittelbaren Stände des Reiches, als die constitutionsmäßigen Repräsentanten der Nation vielleicht in den Händen hätten, diesem Uebel mit vereinigten Kräften zu steuern und abzuhelfen. Aber, wenn sich auch, wie ich glaube, verschiedene National-Institute denken ließen, welche mit gutem Erfolge zu diesem großen Zwecke in Wirksamkeit gesetzt werden könnten: so wird doch, allem Anscheine nach, das einzige Mittel, wozu keine Vereinigung aller Häupter der Nation nöthig ist — ein Mittel, welches, seiner Natur nach, in einem großen und täglich sich immer weiter ausdehnenden Umfange wirkt, vor der Hand das Beste thun müssen. Daß die Kraft und Wirkung desselben bloß moralisch ist, vermindert seinen Werth so wenig, daß es vielmehr eben darum; weil es auf die Köpfe und Herzen wirkt, seinen heilsamen Zweck zwar langsamer und unvermerkter, aber desto gewisser, kräftiger und dauerhafter erreichen wird.

Und dieses Mittel? — ist, mit einem Worte, der Einfluß der Schriftsteller — derjenigen nähmlich, die durch Genie,

Energie der Seele, Imagination, Beredsamkeit und Darstellungskunst auf die Gemüther der Menschen lebhafte Eindrücke zu machen geschickt sind. Sie — sind gewisser Maßen, die eigentlichen Männer der Nation, denn ihr unmittelbarer Wirkungskreis ist ganz Deutschland; sie werden überall gelesen; ihre Schriften dringen nach und nach bis in die kleinsten Städte, und durch sie fängt es bereits selbst in solchen Gegenden an zu tagen, auf welchen vor fünf und zwanzig Jahren noch die dickste Finsterniß lag. Wenn diese erst selbst von echtem Patriotismus begeistert, von aufgeklärter Schätzung der Vortheile unserer Constitution geleitet, und von reinem Eifer für das allgemeine Beste erwärmt seyn werden: gewiß, dann wird und muß es ihnen durch anhaltende Bestrebungen endlich gelingen, die heilige Flamme der Vaterlandsliebe in jedem deutschen Herzen anzufachen, und diesen Gemeinsinn zu erwecken, der allein vermögend ist, die durch so vielerley verschiedene Nahmen, Dialekte, Lebensweise, religiöse und politische Verfassungen getrennten Einwohner Germaniens in der That in Einen lebendigen Staatskörper zu vereinigen, und diesen gewaltigen Leib mit Gesinnungen zu beseelen, die eines großen, edlen, tapfern und aufgeklärten Volkes würdig sind.

Wenn ich nicht sehr irre, so kann zu diesem schönen Zwecke schwerlich etwas wirksamer seyn, als diese Art von Anbauung des unermeßlichen Feldes unserer vaterländischen Geschichte, von welcher ich oben bereits gesprochen habe. An Materialien, die nur auf die Bearbeitung des Genies warten, fehlt es, Dank sey dem eisernen Fleiße, der von jeher als eine eigene Tugend der Deutschen gepriesen wurde, keinem Volke weniger als uns; und es wäre nun wohl einmahl Zeit, einen so reichen Schatz, durch die geschickteste Anwendung zu jenem Endzwecke, gemeinnützlich zu machen.

In dieser Rücksicht wäre vielleicht die dramatische Behandlungsart eine der schicklichsten Formen für solche historische Gemählde, wie ich hier im Sinne habe, und womit ich unsere Literatur — die noch erst ein einziges Werk des Genies in diesem Fache aufzuweisen hat — bereichert zu sehen wünsche. Welch' eine herrliche Gallerie müßte es um eine Reihe solcher Gemählde seyn, wozu unsere Geschichte, von Carl dem Großen an, den Stoff liefert, wenn sie von Meisterhänden ausgeführt würden!

Der große Marlborough schämte sich nicht zu gestehen, daß er alle seine Kenntniß der brittischen Geschichte aus — Shakespears Schauspielen geschöpft habe. Eine solche historische Pözie, zu unserm Gebrauch aus unserer Geschichte gezogen, würde — ohne die schätzbaren Arbeiten unserer diplomatischen, kritischen und systematischen Historiker unnütz zu machen — für alle Classen und Arten von Lesern eben so nützlich als angenehm unterhaltend seyn, vornehmlich aber zur Vertilgung so mancher alter Vorurtheile, zur Ertödtung der Ueberreste eines unseligen Partengeistes, zu anschaulichen Begriffen über die allmählige Entstehung unserer Verfassung, und über die Beziehungen ihrer besondern Theile auf den Charakter und die Umstände der Zeit, worin sie entstanden, und zur Aufklärung über tausend Dinge, woran Allen gelegen ist, nicht wenig beytragen; und indem sie uns für die merkwürdigsten Epochen, die größten Männer und die wichtigsten Begebenheiten der Nation die lebhafteste Theilnehmung einflößte: wie sollte sie des edlen Zweckes verfehlen können, jenen Gemeingeist, jene warme Liebe des allgemeinen Vaterlandes, jenen Antheil an Allem, was auch in entfernten und mit uns nicht unmittelbar zusammen hängenden Theilen desselben auf den Ruhm oder die Schmach, das Wohl oder Weh der Nation Beziehung hat, zu entzünden und zu nähren, der allen noch möglichen und wünschenswerthen Verbesserungen, und selbst der Erhaltung unserer glücklichen Verfassung zum Grunde liegen muß.

Da ich mich am Ende dieser Betrachtungen gerade wieder auf dem Puncte, von welchem sie ausgegangen sind, befinde: so bleibt mir dieses Mahl nichts übrig, als die Hoffnung, die wir uns in jener Rücksicht von der historischen Muse meines vortrefflichen Freundes zu machen berechtigt sind, mit meinen wärmsten und aufrichtigsten Wünschen zu begleiten.

Weimar, den 10. October 1791.

Geſchichte

des

dreyßigjährigen Krieges.

Erſter und zweyter Theil,

in fünf Büchern.

Erſtes Buch.

Seit dem Anfange des Religionskrieges in Deutſchland, bis zum Münſteriſchen Frieden, iſt in der politiſchen Welt Europa's kaum etwas Großes und Merkwürdiges geſchehen, woran die Reformation nicht den vornehmſten Antheil gehabt hätte. *Alle* Weltbegebenheiten, welche ſich in dieſem Zeitraume *ereigneten*, ſchließen ſich an die Glaubensverbeſſerung an, wo ſie nicht urſprünglich daraus herfloſſen, und jeder noch ſo große und noch ſo kleine Staat hat mehr oder weniger, mittelbarer oder unmittelbarer, den Einfluß derſelben empfunden.

Beynahe der ganze Gebrauch, den das ſpaniſche Haus von ſeinen ungeheuern politiſchen Kräften machte, war gegen die neuen Meinungen oder ihre Bekenner gerichtet. Durch die *Reformation* wurde der Bürgerkrieg entzündet, welcher *Frankreich* unter vier ſtürmiſchen Regierungen in ſeinen Grundfeſten erſchütterte, ausländiſche Waffen in das Herz dieſes Königreichs zog, und es ein halbes Jahrhundert lang zu einem Schauplatze der traurigſten Zerrüttung machte. Die Reformation machte den Niederländern das ſpaniſche Joch unerträglich, und weckte bey dieſem Volke das Verlangen *und* den Muth, dieſes Joch zu zerbrechen, ſo wie ſie ihm größtentheils auch die Kräfte dazu gab. Alles Böſe, welches Philipp II. gegen die Königinn Eliſabeth von England beſchloß, war Rache, die er dafür nahm, daß ſie ſeine proteſtantiſchen Unterthanen gegen ihn in Schutz genommen,

und sich an die Spitze einer Religionspartey gestellt hatte, die er zu vertilgen strebte. Die Trennung in der Kirche hatte in Deutschland eine fortdauernde politische Trennung zur Folge, welche dieses Land zwar länger als ein Jahrhundert der Verwirrung dahin gab, aber auch zugleich gegen politische Unterdrückung einen bleibenden Damm aufthürmte. Die Reformation war es größten Theils, was die nordischen Mächte, Dänemark und Schweden, zuerst in das Staatssystem von Europa zog; weil sich der protestantische Staatenbund durch ihren Beytritt verstärkte, und weil dieser Bund ihnen selbst unentbehrlich ward. Staaten, die vorher kaum für einander gewesen, fingen an, durch die Reformation einen wichtigen Berührungspunct zu erhalten, und sich in einer neuen politischen Sympathie an einander zu schließen. So wie Bürger gegen Bürger, Herrscher gegen ihre Unterthanen, durch die Reformation in andere Verhältnisse kamen, rückten durch sie auch ganze Staaten in neue Stellungen gegen einander. Und so mußte es durch einen seltsamen Gang der Dinge die Kirchentrennung seyn, was die Staaten unter sich zu einer engen Vereinigung führte. Schrecklich zwar und verderblich war die erste Wirkung, durch welche diese allgemeine politische Sympathie sich verkündigte — ein dreyßigjähriger verheerender Krieg, der von dem Innern des Böhmerlandes bis an die Mündung der Schelde, von den Ufern des Po, bis an die Küsten der Ostsee, Länder entvölkerte, Ernten zertrat, Städte und Dörfer in die Asche legte; ein Krieg, in welchem viele tausend Streiter ihren Untergang fanden, der den aufglimmenden Funken der Cultur in Deutschland auf ein halbes Jahrhundert verlöschte, und die kaum auflebenden bessern Sitten der alten barbarischen Wildheit zurückgab. Aber Europa ging ununterdrückt, und frey aus diesem fürchterlichen Kriege, in welchem es sich zum ersten Mahle als eine zusammenhängende Staatengesell-

schaft erbeutet hatte; und diese Theilnehmung der Staaten an einander, welche sich in diesem Kriege eigentlich erst bildete, wäre allein schon Gewinn genug, den Weltbürger mit seinen Schrecken zu versöhnen. Die Hand des Fleißes hat unvermerkt alle verderbliche Spuren dieses Krieges wieder ausgelöscht; aber die wohlthätigen Folgen, von denen er begleitet war, sind geblieben. Eben diese allgemeine Staatensympathie, welche den Stoß in Böhmen dem halben Europa mittheilte, bewacht jetzt den Frieden, der diesem Kriege ein Ende machte. So wie die Flamme der Verwüstung aus dem Innern Böhmens, Mährens und Oesterreichs einen Weg fand, Deutschland, Frankreich, das halbe Europa zu entzünden; so wird die Fackel der Cultur von diesen Staaten aus einen Weg sich öffnen, jene Länder zu erleuchten.

Die Religion wirkte dieses Alles. Durch sie allein wurde möglich, was geschah; aber es fehlte viel, daß es für sie und ihretwegen unternommen worden wäre. Hätte nicht der Privatvortheil, nicht das Staatsinteresse sich schnell damit vereinigt, nie würde die Stimme der Theologen und des Volks so bereitwillige Fürsten, nie die neue Lehre so zahlreiche, so tapfere, so beharrliche Verfechter gefunden haben. Ein großer Antheil an der Kirchenrevolution gebührt unstreitig der siegenden Gewalt der Wahrheit, oder dessen, was mit Wahrheit vermechselt wurde. Die Mißbräuche in der alten Kirche, das Abgeschmackte mancher ihrer Lehren, das Uebertriebene in ihren Forderungen, mußte nothwendig ein Gemüth empören, das von der Ahnung eines bessern Lichts schon gewonnen war, mußte es geneigt machen, die verbesserte Religion zu umfassen. Der Reiz der Unabhängigkeit, die reiche Beute der geistlichen Stifter, mußte die Regenten nach einer Religionsveränderung lüstern machen, und das Gewicht der innern Ueberzeugung nicht wenig bey ihnen verstärken; aber die Staatsraison allein konnte sie dazu drän-

gen. Hätte nicht Carl V. im Uebermuthe ſeines Glücks an die Reichsfreyheit der deutſchen Stände gegriffen, ſchwerlich hätte ſich ein proteſtantiſcher Bund für die Glaubensfreyheit bewaffnet. Ohne die Herrſchbegierde der Guiſen hätten die Calviniſten in Frankreich nie einen Condé oder Coligny an ihrer Spitze geſehen; ohne die Auflage des zehnten und zwanzigſten Pfennigs hätte der Stuhl zu Rom nie die vereinigten Niederlande verloren. Die Regenten kämpften zu ihrer Selbſtvertheidigung oder Vergrößerung; der Religionsenthuſiasmus warb ihnen die Armeen, und öffnete ihnen die Schätze ihres Volks. Der große Haufe, wo ihn nicht Hoffnung der Beute unter ihre Fahnen lockte, glaubte für die Wahrheit ſein Blut zu vergießen, indem er es zum Vortheile ſeines Fürſten verſpritzte.

Und Wohlthat genug für die Völker, daß dieß Mahl der Vortheil der Fürſten Hand in Hand mit dem ihrigen ging! Dieſem Zufalle allein haben ſie ihre Befreyung vom Papſtthume zu danken. Glück genug für die Fürſten, daß der Unterthan für ſeine eigene Sache ſtritt, indem er für die ihrige kämpfte! In dem Zeitalter, wovon jetzt die Rede iſt, regierte in Europa kein Fürſt ſo abſolut, um über den guten Willen ſeiner Unterthanen hinweggeſetzt zu ſeyn, wenn er ſeine politiſchen Entwürfe verfolgte. Aber wie ſchwer hielt es, dieſen guten Willen der Nation für ſeine politiſchen Entwürfe zu gewinnen, und in Handlung zu ſetzen! Die nachdrücklichſten Beweggründe, welche von der Staatsraiſon entlehnt ſind, laſſen den Unterthan kalt, der ſie ſelten einſieht, und den ſie noch ſeltener intereſſiren. In dieſem Falle bleibt einem ſtaatskugen Regenten nichts übrig, als das Intereſſe des Cabinets an irgend ein anderes Intereſſe, das dem Volke näher liegt, anzuknüpfen, wenn etwa ein ſolches vorhanden iſt, oder, wenn es nicht iſt, es zu erſchaffen.

Dieß war der Fall, worin ſich ein großer Theil derjenigen Regenten befand, die für die Reformation handelnd aufgetreten ſind. Durch eine ſonderbare Verkettung der Dinge mußte es ſich fügen, daß die Kirchentrennung mit zwey politiſchen Umſtänden zuſammentraf, ohne welche ſie vermuthlich eine ganz andere Entwickelung gehabt haben würde. Dieſe waren: die auf ein Mahl hervorſpringende Uebermacht des Hauſes Oeſterreich, welche die Freyheit Europa's bedrohte, und der thätige Eifer dieſes Hauſes für die alte Religion. Das erſte weckte die Regenten, das zweyte bewaffnete ihnen die Nationen.

Die Aufhebung einer fremden Gerichtsbarkeit in ihren Staaten, die höchſte Gewalt in geiſtlichen Dingen, der gehemmte Abfluß des Geldes nach Rom, die reiche Beute der geiſtlichen Stifter, waren Vortheile, die für jeden Souverän auf gleiche Art verführeriſch ſeyn mußten; warum, könnte man fragen, wirkten ſie nicht eben ſo gut auf die Prinzen des Hauſes Oeſterreichs? Was hinderte dieſes Haus, und insbeſondere die deutſche Linie deſſelben, den dringenden Aufforderungen ſo vieler ſeiner Unterthanen Gehör zu geben, und ſich nach dem Beyſpiele Anderer auf Unkoſten einer mehrtiefen Geiſtlichkeit zu verbeſſern? Es iſt ſchwer zu glauben, daß die Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit der römiſchen Kirche an der frommen Standhaftigkeit dieſes Hauſes einen größern Antheil gehabt haben ſollte, als die Ueberzeugung vom Gegentheile an dem Abfalle der proteſtantiſchen Fürſten. Mehrere Gründe vereinigten ſich, die öſterreichiſchen Prinzen zu Stützen des Papſtthums zu machen. Spanien und Italien, aus welchen Ländern die öſterreichiſche Macht einen großen Theil ihrer Stärke zog, waren dem Stuhle zu Rom mit blinder Anhänglichkeit ergeben, welche die Spanier insbeſonders ſchon zu den Zeiten der gothiſchen Herrſchaft ausgezeichnet hat. Die geringſte Annäherung an die verabſcheu-

den Lehren Luthers und Calvins mußte dem Beherrscher von Spanien die Herzen seiner Unterthanen unwiederbringlich entreißen; der Abfall von dem Papstthume konnte ihn dieses Königreich kosten. Ein spanischer König mußte ein rechtgläubiger Prinz seyn, oder er mußte von diesem Throne steigen. Den nähmlichen Zwang legten ihm seine italienischen Staaten auf, die er fast noch mehr schonen mußte, als seine Spanier; weil sie das ausländige Joch am ungeduldigsten trugen, und es am leichtesten abschütteln konnten. Dazu kam, daß ihm diese Staaten Frankreich zum Mitbewerber und den Papst zum Nachbar gaben; Gründe genug, die ihn hindern konnten, sich für eine Partey zu erklären, welche das Ansehen des Papstes vernichtete — die ihn aufforderten, sich letztern durch den thätigsten Eifer für die alte Religion zu verpflichten.

Diese allgemeinen Gründe, welche bey jedem spanischen Monarchen vom gleichem Gewichte seyn mußten, wurden bey jedem insbesondere noch durch besondere Gründe unterstützt. Carl V. hatte in Italien einen gefährlichen Nebenbuhler an dem Könige von Frankreich, dem dieses Land sich in eben dem Augenblicke in die Arme warf, wo Carl sich ketzerischer Grundsätze verdächtig machte. Gerade an demjenigen Entwürfen, welche Carl mit der meisten Hitze verfolgte, würde das Mißtrauen der Katholischen und der Streit mit der Kirche ihm durchaus hinderlich gewesen seyn. Als Carl V. in den Fall kam, zwischen beyden Religionsparteyen zu wählen, hatte sich die neue Religion noch nicht bey ihm in Achtung setzen können, und überdieß war zu einer gütlichen Vergleichung beyder Kirchen damahls noch die wahrscheinlichste Hoffnung vorhanden. Bey seinem Sohne und Nachfolger, Philipp II., vereinigte sich eine mönchische Erziehung mit einem despotischen finstern Charakter, einem unversöhnlichen Haß aller Neuerungen in Glaubenssachen bey die-

ſem Fürſten zu unterhalten, den der Umſtand, daß ſeine ſchlimmſten politiſchen Gegner auch zugleich Feinde ſeiner Religion waren, nicht wohl vermindern konnte. Da ſeine europäiſchen Länder, durch ſo viele fremde Staaten zerſtreut, dem Einfluſſe fremder Meinungen überall offen lagen; ſo konnte er dem Fortgange der Reformation in andern Ländern nicht gleichgültig zuſehen, und ſein eigener näherer Staatsvortheil forderte ihn auf, ſich der alten Kirche überhaupt anzunehmen, um die Quellen der ketzeriſchen Anſteckung zu verſtopfen. Der natürlichſte Gang der Dinge ſtellte alſo dieſen Fürſten an die Spitze des katholiſchen Glaubens und des Bundes, den die Papiſten gegen die Neuerer ſchloſſen. Was unter Carls V. und Philipps II. langen und thatenvollen Regierungen beobachtet wurde, blieb für die folgenden Geſetz; und je mehr ſich der Riß in der Kirche erweiterte, deſto feſter mußte Spanien an dem Katholicismus halten.

Freyer ſchien die deutſche Linie des Hauſes Oeſterreich geweſen zu ſeyn; aber wenn bey dieſer auch mehrere von jenen Hinderniſſen wegfielen, ſo wurde ſie durch andere Verhältniſſe in Feſſeln gehalten. Der Beſitz der Kaiſerkrone, die auf einem proteſtantiſchen Haupte ganz undenkbar war, (denn wie konnte ein Apoſtat der römiſchen Kirche die römiſche Kaiſerkrone tragen?), knüpfte die Nachfolger Ferdinands I. an den päpſtlichen Stuhl. Ferdinand ſelbſt war dieſem Stuhle aus Gründen des Gewiſſens, und aufrichtig ergeben. Ueberdieß waren die deutſchöſterreichiſchen Prinzen nicht mächtig genug, der ſpaniſchen Unterſtützung zu entbehren, die aber durch eine Begünſtigung der neuen Religion durchaus verſcherzt war. Auch forderte die Kaiſerwürde ſie auf, das deutſche Reichsſyſtem zu beſchützen, wodurch ſie ſelbſt ſich als Kaiſer behaupteten, und welches der proteſtantiſche Reichstheil zu ſtürzen ſtrebte. Rechnet man dazu die Kälte der

Protestanten gegen die Bedrängnisse der Kaiser und gegen die gemeinschaftlichen Gefahren des Reiches, ihre gewaltsamen Eingriffe in das Zeitliche der Kirche, und ihre Feindseligkeiten, wo sie sich als die Stärkern fühlten: so begreift man, wie so viele zusammenwirkende Gründe die Kaiser auf der Seite des Papstthums erhalten, wie sich ihr eigener Vortheil mit dem Vortheile der katholischen Religion aufs Genaueste vermengen mußte. Da vielleicht das ganze Schicksal dieser Religion von dem Entschlusse abhing, den das Haus Oesterreich ergriff; so mußte man die österreichischen Prinzen durch ganz Europa als die Säulen des Papstthums betrachten. Der Haß der Protestanten gegen Letzteres kehrte sich darum auch einstimmig gegen Oesterreich, und vermengte nach und nach den Beschützer mit der Sache, die er beschützte.

Aber eben dieses Haus Oesterreich, der unversöhnliche Gegner der Reformation, setzte zugleich durch seine ehrgeizigen Entwürfe, die von einer überlegenen Macht unterstützt waren, die politische Freyheit der europäischen Staaten, und besonders der deutschen Stände, in nicht geringe Gefahr. Dieser Umstand mußte Letztere aus ihrer Sicherheit aufschrecken, und auf ihre Selbstvertheidigung aufmerksam machen. Ihre gewöhnlichen Hülfsmittel würden nimmermehr hingereicht haben, einer so drohenden Macht zu widerstehen. Außerordentliche Anstrengungen mußten sie von ihren Unterthanen verlangen, und, da auch diese bey weitem nicht hinreichten, von ihren Nachbarn Kräfte entlehnen, und durch Bündnisse unter einander eine Macht aufzuwägen suchen, gegen welche sie einzeln nicht bestanden.

Aber die großen politischen Aufforderungen, welche die Regenten hätten, sich den Fortschritten Oesterreichs zu widersetzen, hatten ihre Unterthanen nicht. Nur gegenwärtige Vortheile, oder gegenwärtige Uebel sind es, welche das Volk in Handlung setzen; und diese darf eine gute Staatskunst

nicht abwarten. Wie ſchlimm alſo für dieſe Fürſten, wenn nicht zum Glücke ein anderes wirkſames Motiv ſich ihnen dargebothen hätte, das die Nation in Leidenſchaft ſetzte, und einen Enthuſiasmus in ihnen entflammte, der gegen die politiſche Gefahr gerichtet werden konnte, weil er in dem nähmlichen Gegenſtande mit derſelben zuſammentraf! Dieſes Motiv war der erklärte Haß gegen eine Religion, welche das Haus Oeſterreich beſchützte, die ſchwärmeriſche Anhänglichkeit an eine Lehre, welche dieſes Haus mit Feuer und Schwert zu vertilgen ſtrebte. Dieſe Anhänglichkeit war feurig, jener Haß war unüberwindlich; der Religionsfanatismus fürchtet das Entfernte; Schwärmerey berechnet nie, was ſie aufopfert. Was die entſchiedenſte Gefahr des Staates nicht über ſeine Bürger vermocht hätte, bewirkte die religiöſe Begeiſterung. Für den Staat, für das Intereſſe des Fürſten würden ſich wenig freywillige Arme bewaffnet haben; für die Religion griff der Kaufmann, der Künſtler, der Landbauer freudig zum Gewehr. Für den Staat oder den Fürſten würde man ſich auch der kleinſten außerordentlichen Abgabe zu entziehen geſucht haben; an die Religion ſetzte man Gut und Blut, alle ſeine zeitlichen Hoffnungen. Dreyfach ſtärkere Summen ſtrömen jetzt in den Schatz des Fürſten; dreyfach ſtärkere Heere rücken in das Feld; und in der heftigen Bewegung, worein die nahe Religionsgefahr alle Gemüther verſetzte, fühlte der Unterthan die Anſtrengungen nicht, von denen er in einer ruhigern Gemüthslage erſchöpft würde niedergeſunken ſeyn. Die Furcht vor der ſpaniſchen Inquiſition, vor Bartholomäusnächten, eröffnet dem Prinzen von Oranien, dem Admiral Coligny, der brittiſchen Königinn Eliſabeth, den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands, Hülfsquellen bey ihren Völkern, die noch jetzt unbegreiflich ſind.

Mit noch ſo großen eigenen Anſtrengungen aber würde man gegen eine Macht wenig ausgerichtet haben, die auch

dem mächtigsten Fürsten, wenn er einzeln stand, überlegen war. In den Zeiten einer noch wenig ausgebildeten Politik konnten aber nur zufällige Umstände entfernte Staaten zu einer wechselseitigen Hülfleistung vermögen. Die Verschiedenheit der Verfassung, der Gesetze, der Sprache, der Sitten, des Nationalcharakters, welche die Nationen und Länder in eben so viele verschiedene Ganze absonderte, und eine fortdauernde Scheidewand zwischen sie stellte, machte den einen Staat unempfindlich gegen die Bedrängnisse des andern, wo ihn nicht gar die Nationaleifersucht zu einer feindseligen Schadenfreude reizte. Die Reformation stürzte diese Scheidewand. Ein lebhaftes, näherliegendes Interesse, als der Nationalvortheil oder die Vaterlandsliebe, und welches von bürgerlichen Verhältnissen durchaus unabhängig war, fing an, die einzelnen Bürger und ganze Staaten zu beseelen. Dieses Interesse konnte mehrere und selbst die entlegensten Staaten mit einander verbinden, und bey Unterthanen des nähmlichen Staates konnte dieses Band wegfallen. Der französische Calvinist hatte also mit dem reformirten Genfer, Engländer, Deutschen oder Holländer einen Berührungspunct, den er mit seinem eigenen katholischen Mitbürger nicht hatte. Er hörte also in einem sehr wichtigen Puncte auf, Bürger eines einzelnen Staates zu seyn, seine Aufmerksamkeit und Theilnahme auf diesen einzelnen Staat einzuschränken. Sein Kreis erweitert sich; er fängt an, aus dem Schicksale fremder Länder, die seines Glaubens sind, sich sein eigenes zu weissagen, und ihre Sache zu der seinigen zu machen. Nun erst dürfen die Regenten es wagen, auswärtige Angelegenheiten vor die Versammlung ihrer Landstände zu bringen, nun erst hoffen, ein williges Ohr und schnelle Hülfe zu finden. Diese auswärtigen Angelegenheiten sind jetzt zu einheimischen geworden, und gern reicht man den Glaubensverwandten eine hülfreiche Hand, die man dem bloßen Nachbar, und noch mehr dem fernen

Ausländer, verweigert hätte. Jetzt verläßt der Pfälzer seine Heimath, um für seinen französischen Glaubensbruder gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu fechten. Der französische Unterthan zieht das Schwert gegen ein Vaterland, das ihn mißhandelt, und geht hin, für Hollands Freyheit zu bluten. Jetzt sieht man Schweitzer gegen Schweitzer, Deutsche gegen Deutsche im Streite gerüstet, um an den Ufern der Loire und der Seine die Thronfolge in Frankreich zu entscheiden. Der Däne geht über die Eider, der Schwede über den Belt, um die Ketten zu zerbrechen, die für Deutschland geschmiedet sind.

Es ist schwer zu sagen, was mit der Reformation, was mit der Freyheit des deutschen Reichs wohl geworden seyn würde, wenn das gefürchtete Haus Oesterreich nicht Partey gegen sie genommen hätte. So viel aber scheint erwiesen, daß sich die österreichischen Prinzen auf ihrem Wege zur Universalmonarchie durch nichts mehr gehindert haben, als durch den hartnäckigen Krieg, den sie gegen die neuen Meinungen führten. In keinem andern Falle, als unter diesem, war es den schwächern Fürsten möglich, die außerordentlichen Anstrengungen von ihren Ständen zu erzwingen, wodurch sie der österreichischen Macht widerstanden; in keinem andern Falle den Staaten möglich, sich gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen.

Höher war die österreichische Macht nie gestanden, als nach dem Siege Carls V. bey Mühlberg, nachdem er die Deutschen überwunden hatte. Mit dem schmalkaldischen Bunde lag die deutsche Freyheit, wie es schien, auf ewig darnieder; aber sie lebte wieder auf in Moritz von Sachsen, ihrem gefährlichsten Feinde. Alle Früchte des Mühlbergischen Sieges gehen auf dem Congresse zu Passau und dem Reichstage zu Augsburg verloren, und alle Anstalten zur weltlichen und geistlichen Unterdrückung endigen in einem nachgebenden Frieden.

Deutſchland zerriß auf dieſem Reichstage zu Augsburg in zwey Religionen und in zwey politiſche Parteyen; jetzt erſt zerriß es, weil die Trennung jetzt erſt geſetzlich war. Bis hierher waren die Proteſtanten als Rebellen angeſehen worden; jetzt beſchloß man, ſie als Brüder zu behandeln, nicht als ob man ſie dafür anerkannt hätte, ſondern weil man dazu genöthigt war. Die Augsburgiſche Confeſſion durfte ſich von jetzt an neben den katholiſchen Glauben ſtellen, doch nur als eine geduldete Nachbarinn, mit einſtweiligen ſchweſterlichen Rechten. Jedem weltlichen Reichsſtande ward das Recht zugeſtanden, die Religion, zu der er ſich bekannte, auf ſeinem Grund und Boden zur herrſchenden und einzigen zu machen, und die entgegengeſetzte der freyen Ausübung zu berauben; jedem Unterthane vergönnt, das Land zu verlaſſen, wo ſeine Religion unterdrückt war. Jetzt zum erſten Mahle erfreute ſich alſo die Lehre Luthers einer poſitiven Sanction, und wenn ſie auch in Baiern oder in Oeſterreich im Staube lag, ſo konnte ſie ſich damit tröſten, daß ſie in Sachſen und in Thüringen thronte. Den Regenten war es aber nun doch allein überlaſſen, welche Religion in ihren Landen gelten, und welche darniederliegen ſollte; für den Unterthan, der auf dem Reichstage keinen Repräſentanten hatte, war in dieſem Frieden gar wenig geſorgt. Bloß allein in geiſtlichen Ländern, in welchen die katholiſche Religion unwiderruflich die herrſchende blieb, wurde den proteſtantiſchen Unterthanen, (welche es damahls ſchon waren) die freye Religionsübung ausgewirkt; aber auch dieſe nur durch eine perſönliche Verſicherung des römiſchen Königs Ferdinand, der dieſen Frieden zu Stande brachte; eine Verſicherung, die von dem katholiſchen Reichstheile widerſprochen, und, mit dieſem Widerſpruche in das Friedensinſtrument eingetragen, keine Geſetzeskraft erhielt.

Wären es übrigens nur Meinungen geweſen, was die

Gemüther trennte — wie gleichgültig hätte man dieſer Trennung zugeſehen! Aber an dieſen Meinungen hingen Reichthümer, Würden und Rechte; ein Umſtand, der die Scheidung unendlich erſchwerte. Von zwey Brüdern, die das väterliche Vermögen bis hierher gemeinſchaftlich genoſſen, verließ jetzt einer das väterliche Haus, und die Nothwendigkeit trat ein, mit dem daheimbleibenden Bruder abzutheilen. Der Vater hatte für den Fall der Trennung nichts beſtimmt, weil ihm von dieſer Trennung nichts ahnen konnte. Aus den wohlthätigen Stiftungen der Vorältern war der Reichthum der Kirche, innerhalb eines Jahrtauſends, zuſammengefloſſen, und dieſe Vorältern gehörten dem Weggehenden eben ſo gut an, als dem, der zurück blieb. Haftete nun das Erbrecht bloß an dem väterlichen Hauſe, oder haftete es an dem Blute? Die Stiftungen waren an die katholiſche Kirche geſchehen, weil damahls noch keine andere vorhanden war; an den erſtgebornen Bruder, weil er damahls noch der einzige Sohn war. Galt nun in der Kirche ein Recht der Erſtgeburt, wie in adelichen Geſchlechtern? Galt die Begünſtigung des einen Theils, wenn ihm der andere noch nicht gegenüber ſtehen konnte? Konnten die Lutheraner von dem Genuſſe dieſer Güter ausgeſchloſſen ſeyn, an denen doch ihre Vorfahren mit ſtiften halfen, bloß allein deßwegen ausgeſchloſſen ſeyn, weil zu den Zeiten der Stiftung noch kein Unterſchied zwiſchen Lutheranern und Katholiſchen Statt fand? Beyde Religionsparteyen haben über dieſe Streitſache mit ſcheinbaren Gründen gegen einander gerechtet, und rechten noch immer; aber es dürfte dem einen Theile ſo ſchwer fallen, als dem andern, ſein Recht zu erweiſen. Das Recht hat nur Entſcheidungen für denkbare Fälle, und vielleicht gehören geiſtliche Stiftungen nicht unter dieſe; zum wenigſten dann nicht, wenn man die Forderungen ihrer Stifter auch auf dog-

matiſche Sätze erſtruckt — wie iſt es denkbar, eine ewige Schenkung an eine wandelbare Meinung zu machen?

Wenn das Recht nicht entſcheiden kann, ſo thut es die Stärke, und ſo geſchah es hier. Der eine Theil behielt, was ihm nicht mehr zu nehmen war; der andere vertheidigte, was er noch hatte. Alle vor dem Frieden weltlich gemachten Bisthümer und Abteyen verblieben den Proteſtanten; aber die Papiſten verwahrten ſich in einem eigenen Vorbehalte, daß künftig keine mehr weltlich gemacht würden. Jeder Beſitzer eines geiſtlichen Stiftes, das dem Reiche unmittelbar unterworfen war, Churfürſt, Biſchof oder Abt, hat ſeine Beneficien und Würden verwirkt, ſobald er zur proteſtantiſchen Kirche abfällt. Sogleich muß er ſeine Beſitzungen räumen, und das Capitel ſchreitet zu einer neuen Wahl, gleich als wäre ſeine Stelle durch einen Todesfall erledigt worden. An dieſem heiligen Anker des geiſtlichen Vorbehalts, der die ganze zeitliche Exiſtenz eines geiſtlichen Fürſten von ſeinem Glaubensbekenntniſſe abhängig machte, iſt noch bis heute die katholiſche Kirche in Deutſchland befeſtigt — und was würde aus ihr werden, wenn dieſer Anker zerriſſe? Der geiſtliche Vorbehalt erlitt einen hartnäckigen Widerſpruch von Seiten der proteſtantiſchen Stände, und obgleich ſie ihn zuletzt noch in das Friedensinſtrument mit aufnahmen, ſo geſchah es mit dem ausdrücklichen Beyſatze, daß beyde Parteyen ſich über dieſen Punct nicht verglichen hätten. Konnte er für den proteſtantiſchen Theil mehr verbindlich ſeyn, als jene Verſicherung Ferdinands zum Vortheile der proteſtantiſchen Unterthanen in geiſtlichen Stiftern es für die katholiſchen war? Zwey Streitpuncte blieben alſo in dem Frieden zurück, und an dieſen entzündete ſich auch der Krieg.

So war es mit der Religionsfreyheit und mit den geiſtlichen Gütern; mit den Rechten und Würden war es nicht anders. Auf eine einzige Kirche war das deutſche Reichs-

ſyſtem berechnet; weil nur eins da war, als es ſich bildete. Die Kirche hat ſich getrennt, der Reichstag ſich in zwey Religionsparteyen geſchieden — und doch ſoll das ganze Reichsſyſtem ausſchließend einer einzigen folgen? Alle bisherigen Kaiſer waren Söhne der römiſchen Kirche geweſen; weil die römiſche Kirche in Deutſchland bis jetzt ohne Nebenbuhlerinn war. War es aber das Verhältniß mit Rom, was den Kaiſer der Deutſchen ausmachte, oder war es nicht vielmehr Deutſchland, welches ſich in ſeinem Kaiſer repräſentirte? Zu dem ganzen Deutſchlande gehörte aber auch der proteſtantiſche Theil — und wie repräſentirt ſich nun dieſer in einer ununterbrochenen Reihe katholiſcher Kaiſer? — In dem höchſten Reichsgerichte richten die deutſchen Stände ſich ſelbſt, weil ſie ſelbſt die Richter dazu ſtellen; daß ſie ſich ſelbſt richten, daß eine gleiche Gerechtigkeit allen zu Statten käme, war der Sinn ſeiner Stiftung — kann dieſer Sinn erfüllt werden, wenn nicht beyde Religionen darin ſitzen? Daß, zur Zeit der Stiftung, in Deutſchland noch ein einziger Glaube herrſchte, war Zufall; daß kein Stand den andern auf rechtlichem Wege unterdrücken ſollte, war der weſentliche Zweck dieſer Stiftung. Dieſer Zweck aber iſt verfehlt, wenn ein Religionstheil im ausſchließenden Beſitze iſt, den andern zu richten — darf nun ein Zweck aufgeopfert werden, wenn ſich ein Zufall verändert? — Endlich und mit Mühe erfochten die Proteſtanten ihrer Religion einen Sitz im Kammergerichte, aber noch immer keine ganz gleiche Stimmenzahl. — Zur Kaiſerkrone hat noch kein proteſtantiſches Haupt ſich erhoben.

Was man auch von der Gleichheit ſagen mag, welche der Religionsfriede zu Augsburg zwiſchen beyden deutſchen Kirchen einführte, ſo ging die katholiſche doch unwiderſprechlich als Siegerinn davon. Alles, was die lutheriſche erhielt, war — Duldung; Alles, was die katholiſche hingab, opferte ſie der Noth, und nicht der Gerechtigkeit. Immer

war es noch kein Friede zwischen zwey gleichgeachteten Mächten, blos ein Vertrag zwischen dem Herrn und einem unüberwundenen Rebellen! Aus diesem Princip scheinen alle Proceduren der katholischen Kirche gegen die protestantische hergeflossen zu seyn, und noch herzufließen. Immer noch war es ein Verbrechen, zur protestantischen Kirche abzufallen; weil es mit einem so schweren Verluste geahndet wurde, als der geistliche Vorbehalt über abtrünnige geistliche Fürsten verhängt. Auch in den folgenden Zeiten setzte sich die katholische Kirche lieber aus, Alles durch Gewalt zu verlieren, als einen kleinen Vortheil freywillig und rechtlich aufzugeben; denn einen Raub zurückzunehmen war noch Hoffnung, und immer war es nur ein zufälliger Verlust; aber ein aufgegebener Anspruch, ein den Protestanten zugestandenes Recht, erschütterte die Grundpfeiler der katholischen Kirche. Bey dem Religionsfrieden selbst setzte man diesen Grundsatz nicht aus den Augen. Was man in diesem Frieden den Evangelischen Preis gab, war nicht unbedingt aufgegeben. Alles, hieß es ausdrücklich, sollte nur bis auf die nächste allgemeine Kirchenversammlung gelten, welche sich beschäftigen würde, beyde Kirchen wieder zu vereinigen. Dann erst, wenn dieser letzte Versuch mißlänge, sollte der Religionsfriede eine absolute Gültigkeit haben. So wenig Hoffnung zu dieser Wiedervereinigung da war, so wenig es vielleicht den Katholischen selbst damit Ernst war, so viel hatte man dessen ungeachtet schon gewonnen, daß man den Frieden durch diese Bedingung beschränkte.

Dieser Religionsfriede also, der die Flamme des Bürgerkrieges auf ewige Zeiten ersticken sollte, war im Grunde nur eine temporäre Auskunft, ein Werk der Noth und der Gewalt, nicht vom Gesetze der Gerechtigkeit dictirt; nicht die Frucht berichtigter Ideen über Religion und Religionsfreyheit. Einen Religionsfrieden von der letzten Art konnten

die Katholischen nicht geben, und wenn man aufrichtig ſeyn will, einen ſolchen vertrugen die Evangeliſchen noch nicht. Weit entfernt, gegen die Katholiſchen eine uneingeſchränkte Billigkeit zu beweiſen, unterdrückten ſie, wo es in ihrer Macht ſtand, die Calviniſten, welche freylich eben ſo wenig eine Duldung in jenem beſſern Sinne verdienten, da ſie eben ſo weit entfernt waren, ſie ſelbſt auszuüben. Zu einem Religionsfrieden von dieſer Natur waren jene Zeiten noch nicht reif, und die Köpfe noch zu trübe. Wie konnte ein Theil von dem andern fordern, was er ſelbſt zu leiſten unvermögend war? Was eine jede Religionspartey in dem Augsburger-Frieden rettete oder gewann, verdankte ſie dem zufälligen Machtverhältniſſe, in welchem beyde bey Gründung des Friedens zu einander geſtanden. Was durch Gewalt gewonnen wurde, mußte behauptet werden durch Gewalt; jenes Machtverhältniß mußte alſo auch für's Künftige fortdauern, oder der Friede verlor ſeine Kraft. Mit dem Schwerte in der Hand wurden die Grenzen zwiſchen beyden Kirchen gezeichnet; mit dem Schwerte mußten ſie bewacht werden. — Oder wehe der früher entwaffneten Partey! Eine zweifelhafte, ſchreckenvolle Ausſicht für Deutſchlands Ruhe, die aus dem Frieden ſelbſt ſchon hervorbrohte!

In dem Reiche erfolgte jetzt eine augenblickliche Stille, und ein flüchtiges Band der Eintracht ſchien die getrennten Glieder wieder in Einen Reichskörper zu verknüpfen, daß auch das Gefühl für die gemeinſchaftliche Wohlfahrt auf eine Zeit lang zurückkam. Aber die Trennung hatte das innigſte Weſen getroffen, und die erſte Harmonie wieder herzuſtellen, war vorbey. So genau der Friede die Rechtsgrenzen beyder Theile beſtimmt zu haben ſchien, ſo ungleichen Auslegungen blieb er nichts deſto weniger unterworfen. Mitten in ihrem hitzigſten Kampfe hatte er den ſtreitenden Parteyen Stillſtand auferlegt, er hatte den Feuerbrand zugedeckt, nicht

gelöscht, und unbefriedigte Ansprüche blieben auf beyden Seiten zurück. Die Katholischen glaubten zu viel verloren, die Evangelischen zu wenig errungen zu haben; beyde halfen sich damit, den Frieden, den sie jetzt noch nicht zu verletzen wagten, nach ihren Absichten zu erklären.

Dasselbe mächtige Motiv, welches so manche protestantische Fürsten so geneigt gemacht hatte, Luthers Lehre zu umfassen, die Besitznehmung von den geistlichen Stiftern, war nach geschlossenem Frieden nicht weniger wirksam, als vorher, und was von mittelbaren Stiftern noch nicht in ihren Händen war, mußte bald in dieselben wandern. Ganz Niederdeutschland war in kurzer Zeit weltlich gemacht; und wenn es mit Oberdeutschland anders war, so lag es an dem lebhaftesten Widerstande der Katholischen, die hier das Uebergewicht hatten. Jede Partey drückte oder unterdrückte, wo sie die mächtigere war, die Anhänger der andern; die geistlichen Fürsten besonders, als die wehrlosesten Glieder des Reichs, wurden unaufhörlich durch die Vergrößerungsbegierde ihrer unkatholischen Nachbarn gedrängstigt. Wer zu ohnmächtig war, Gewalt durch Gewalt abzuwenden, flüchtete sich unter die Flügel der Justiz, und die Spolienklagen gegen protestantische Stände häuften sich auf dem Reichsgerichte an, welches beynahe willig genug war, den angeklagten Theil mit Sentenzen zu verfolgen, aber zu wenig unterstützt, um sie geltend zu machen. Der Friede, welcher den Ständen des Reichs die vollkommene Religionsfreyheit einräumte, hatte doch einiger Maßen auch für den Unterthan gesorgt, indem er ihm das Recht ausbedung, das Land, in welchem seine Religion unterdrückt war, unangefochten zu verlassen. Aber vor den Gewaltthätigkeiten, womit der Landesherr einen gehaßten Unterthan drücken, vor den nahmenlosen Drangsalen, wodurch er den Auswandernden den Abzug erschweren, vor den künstlich gelegten Schlingen, worein die Arglist, mit der

Stärke verbunden, die Gemüther verstricken kann, konnte der todte Buchstabe dieses Friedens ihn nicht schützen. Der katholische Unterthan protestantischer Herren klagte laut über Verletzung des Religionsfriedens — der evangelische noch lauter über die Bedrückungen, welche ihm von seiner katholischen Obrigkeit widerfuhren. Die Erbitterung und Streitsucht der Theologen vergiftete jeden Vorfall, der an sich unbedeutend war, und setzte die Gemüther in Flammen; glücklich genug, wenn sich diese theologische Wuth an dem gemeinschaftlichen Religionsfeinde erschöpft hätte, ohne gegen die eigenen Religionsverwandten ihr Gift auszuspritzen.

Die Einigkeit der Protestanten unter sich selbst würde doch *endlich hingereicht haben*, beyde streitende Parteyen in einer *gleichen* Schwankung zu erhalten, und dadurch den Frieden zu verlängern; aber, um die Verwirrung vollkommen zu machen, verschwand diese Eintracht bald. Die Lehre, welche Zwingli in Zürch und Calvin in Genf vorbereitet hatten, fing bald auch in Deutschland an, festen Boden zu gewinnen, und die Protestanten unter sich selbst zu entzweyen, daß sie einander kaum mehr an etwas Anderm, als dem gemeinschaftlichen Hasse gegen das Papstthum erkannten. Die Protestanten *in diesem* Zeitraume glichen denjenigen nicht mehr, welche fünfzig Jahre vorher ihr Bekenntniß zu Augsburg übergeben hatten, und die Ursache dieser Veränderung ist — in eben diesem Augsburgischen Bekenntnisse zu suchen. Dieses Bekenntniß setzte dem protestantischen Glauben eine positive Grenze, ehe noch der erwachte Forschungsgeist sich diese Grenze gefallen ließ, und die Protestanten verscherzten unwissend *einen* Theil des Gewinnes, den ihnen der Abfall von dem Papstthume versicherte. Gleiche Beschwerden gegen die römische Hierarchie und gegen die Mißbräuche in dieser Kirche, eine gleiche Mißbilligung der katholischen Lehrbegriffe, würden hinreichend gewesen seyn, den Vereinigungspunct für die

protestantische Kirche abzugeben; aber sie suchten diesen Vereinigungspunct für einem neuen positiven Glaubenssysteme; setzten in dieses das Unterscheidungszeichen, den Vorzug, das Wesen ihrer Kirche, und bezogen auf dieses den Vertrag, den sie mit den Katholischen schlossen. Bloß als Anhänger der Confession gingen sie den Religionsfrieden ein; die Confessionsverwandten allein hatten Theil an der Wohlthat dieses Friedens. Wie also auch der Erfolg seyn mochte, so stand es gleich schlimm um die Confessionsverwandten. Dem Geiste der Forschung war eine bleibende Schranke gesetzt, wenn den Vorschriften der Confession ein blinder Gehorsam geleistet wurde; der Vereinigungspunct aber war verloren, wenn man sich über die festgesetzte Formel entzweyte. Zum Unglücke ereignete sich beydes; und die schlimmen Folgen von beyden stellten sich ein. Eine Partey hielt standhaft fest an dem ersten Bekenntnisse, und wenn sich die Calvinisten davon entfernten, so geschah es nur, um sich auf ähnliche Art in einen neuen Lehrbegriff einzuschließen.

Keinen schimbarern Vorwand hätten die Protestanten ihrem gemeinschädlichen Feinde geben können, als diese Uneinigkeit unter sich selbst. — kein erfreuenderes Schauspiel, als die Entzweyung, womit sie einander wechselseitig verfolgten. Wer konnte es nun den Katholischen zum Verbrechen machen, wenn sie die Dreistigkeit tadelnswerth fanden, mit welcher die Glaubensverbesserer sich angemaßt hatten, das einzige wahre Religionssystem zu verkündigen? wenn sie von Protestanten selbst die Waffen gegen Protestanten entlehnten? wenn sie sich bey diesem Widerspruche der Meinungen an die Autorität ihres Glaubens hielten, für welchen zum Theile doch ein ehrwürdiges Alterthum und eine noch ehrwürdigere Stimmenmehrheit sprach? Aber die Protestanten kamen bey dieser Trennung auf eine noch ernsthaftere Art in's Gedränge. Auf die Confessionsverwandten allein war der Religionsfriede

gestellt, und die Katholischen drangen nur auf Erklärung, wen diese für ihren Glaubensgenossen erkannt wissen wollten. Die Evangelischen konnten die Reformirten in ihren Bund nicht einschließen, ohne ihr Gewissen zu beschweren; sie konnten sie nicht davon ausschließen, ohne einen nützlichen Freund in einen gefährlichen Feind zu verwandeln. So zeigte diese unheilige Trennung den Machinationen der Jesuiten einen Weg, Mißtrauen zwischen beyde Parteyen zu pflanzen, und die Eintracht ihrer Maßregeln zu zerstören. Durch die doppelte Furcht vor den Katholiken und vor ihren eigenen protestantischen Gegnern gebunden, versäumten die Protestanten den nimmer wiederkehrenden Moment, ihrer Kirche ein durchaus gleiches Recht mit der römischen zu erfechten. Auf allen diesen Verlegenheiten wären sie entgangen, der Abfall der Reformirten wäre für die gemeine Sache ganz unschädlich gewesen, wenn man den Vereinigungspunct allein in der Entfernung von dem Papstthume, nicht in Augsburgischen Confessionell, nicht in Concordienwerken gesucht hätte.

So sehr man aber auch in allem Andern getheilt war, so begriff man doch einstimmig, daß eine Sicherheit, die man blos der Machtgleichheit zu danken gehabt hatte, auch nur durch diese Machtgleichheit allein erhalten werden könne. Die fortwährenden Reformationen der einen Parteyen, die Gegenbemühungen der andern unterhielten die Wachsamkeit auf beyden Seiten, und der Inhalt des Religionsfriedens war die Losung eines ewigen Streites. Jeder Schritt, den der andere Theil that, mußte zur Kränkung dieses Friedens abzielen; jeder, den man sich selbst erlaubte, geschah zur Aufrechthaltung dieses Friedens. Nicht alle Bewegungen der Katholischen hatten eine angreifende Absicht, wie ihnen von der Gegenpartey Schuld gegeben wird; Vieles, was sie thaten, machte ihnen die Selbstvertheidigung zur Pflicht. Die Protestanten hatten auf eine nicht zweydeutige Art gezeigt,

wozu die Katholischen sich zu versehen hätten, wenn sie das Unglück haben sollten, der unterliegende Theil zu seyn. Die Lüsternheit der Protestanten nach den geistlichen Gütern ließ sie keine Schonung, ihr Haß keine Großmuth, keine Duldung erwarten.

Aber auch den Protestanten war es zu verzeihen, wenn sie zu der Redlichkeit der Papisten wenig Vertrauen zeigten. Durch die treulose und barbarische Behandlungsart, welche man sich in Spanien, Frankreich und den Niederlanden gegen ihre Glaubensgenossen erlaubte, durch die schändliche Ausflucht katholischer Fürsten, sich von den heiligsten Eiden durch den Papst lossprechen zu lassen, durch den abscheulichen Grundsatz, daß gegen Ketzer keine Treue und Glaube zu beobachten sey, hatte die katholische Kirche in den Augen aller Redlichen ihre Ehre verloren. Keine Versicherung, kein noch so fürchterlicher Eid konnte aus dem Munde eines Papisten den Protestanten beruhigen. Wie hätte der Religionsfriede es gekonnt, den die Jesuiten durch ganz Deutschland nur als eine einstweilige Convenienz abschilderten, der in Rom selbst feyerlich verworfen ward!

Die allgemeine Kirchenversammlung, auf welche in diesem Frieden hingewiesen worden, war unterdessen in der Stadt Trident vor sich gegangen; aber, wie man nicht anders erwartet hatte, ohne die streitenden Religionen vereinigt, ohne auch nur einen Schritt zu dieser Vereinigung gethan zu haben, ohne von den Protestanten auch nur beschickt worden zu seyn. Feyerlich waren diese nunmehr von der Kirche verdammt, für deren Repräsentanten sich das Concilium ausgab. — Konnte ihnen ein profaner, und noch dazu durch die Waffen erzwungener Vertrag vor dem Bann der Kirche eine hinlängliche Sicherheit geben — ein Vertrag, der sich auf eine Bedingung stützte, welche der Schluß des Conciliums aufzuheben schien? An einem Scheine des Rechtes

fehlte es also nicht mehr, wenn sich die Katholischen sonst mächtig genug fühlten, den Religionsfrieden zu verletzen — von jetzt an also schützte die Protestanten nichts mehr, als der Respect vor ihrer Macht.

Mehreres kam dazu, das Mistrauen zu vermehren. Spanien, an welche Macht das katholische Deutschland sich lehnte, lag damahls mit den Niederländern in einem heftigen Kriege, der den Kern der spanischen Macht an die Grenzen Deutschlands gezogen hatte. Wie schnell standen diese Truppen im Reiche, wenn ein entscheidender Streich sie hier nothwendig machte! Deutschland war damahls eine Vorrathskammer des Krieges für fast alle europäischen Mächte. Der Religionskrieg hatte Soldaten darin angehäuft, die der Friede auser Brot setzte. So vielen von einander unabhängigen Fürsten war es leicht, Kriegsheere zusammen zu bringen, welche sie alsdann, seys aus Gewinnsucht oder aus Parteygeist, an fremde Mächte verliehen. Mit deutschen Truppen bekriegte Philipp II. die Niederlande, und mit deutschen Truppen vertheidigten sie sich. Eine jede solche Truppenwerbung in Deutschland schreckte immer eine von beyden Religionsparteyen auf; sie konnte zu ihrer Unterdrückung abzielen. Ein herumwandernder Gesandter, ein ausserordentlicher päpstlicher Legat, eine Zusammenkunft von Fürsten, jede ungewöhnliche Erscheinung muste dem einen oder dem andern Theile Verderben bereiten. So stand Deutschland gegen ein halbes Jahrhundert, die Hand an dem Schwerte; jedes rauschende Blatt erschreckte.

Ferdinand I., König von Ungarn, und sein vortrefflicher Sohn, Maximilian II., hielten in dieser bedenklichen Epoche die Zügel des Reichs. Mit einem Herzen voll Aufrichtigkeit, mit einer wirklich heroischen Geduld hatte Ferdinand dem Religionsfrieden zu Augsburg vermittelt, und an den undankbaren Versuch, beyde Kirchen auf dem

Concilium zu Trident zu vereinigen, eine vergebliche Mühe verschwendet. Von seinem Neffen, dem spanischen Philipp, im Stiche gelassen, zugleich in Siebenbürgen und Ungarn von den siegreichen Waffen der Türken bedrängt, wie hätte sich dieser Kaiser sollen in den Sinn kommen lassen, den Religionsfrieden zu verletzen, und sein eigenes, mühevolles Werk zu vernichten? Der große Aufwand des immer sich erneuernden Türkenkrieges konnte von den sparsamen Beyträgen seiner erschöpften Erblande nicht bestritten werden; er brauchte also den Beystand des Reiches — und der Religionsfriede allein hielt das getheilte Reich noch in einem Körper zusammen. Das ökonomische Bedürfniß machte ihm die Protestanten nicht weniger nöthig, als die Katholischen, und legte ihm also auf, beyde Theile mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln, welches bey so sehr widerstreitenden Forderungen ein wahres Riesenwerk war. Auch fehlte viel, daß der Erfolg seinen Wünschen entsprochen hätte; seine Nachgiebigkeit gegen die Protestanten hatte bloß dazu gedient, seinem Enkeln den Krieg aufzuheben, der sein sterbendes Auge verschonte. Nicht viel glücklicher war sein Sohn Maximilian, den vielleicht nur der Zwang der Umstände hinderte, dem vielleicht nur ein längeres Leben fehlte, um die neue Religion auf den Kaiserthron zu erheben. Den Vater hatte die Nothwendigkeit Schonung gegen die Protestanten gelehrt; die Nothwendigkeit und die Billigkeit dictirten sie seinem Sohne. Der Enkel dünkte es theuer, daß er weder die Billigkeit hörte, noch der Nothwendigkeit gehorchte.

Sechs Söhne hinterließ Maximilian; aber nur der älteste von diesen, Erzherzog Rudolph, erbte seine Staaten, und bestieg den kaiserlichen Thron; die übrigen Brüder wurden mit schwachen Apanagen abgefunden. Wenige Nebenländer gehörten einer Seitenlinie an, welche Carl von Steyermark, ihr Oheim, fortführte; doch wurden auch

dieſe ſchon unter Ferdinand II., ſeinem Sohne, mit der übrigen Erbſchaft vereinigt. Dieſe Länder alſo ausgenommen, verſammelte ſich nunmehr die ganze anſehnliche Macht des Hauſes Oeſterreich in einer einzigen Hand, aber zum Unglücke in einer ſchwachen.

Rudolph II. war nicht ohne Tugenden, die ihm die Liebe der Menſchen hätten erwerben müſſen, wenn ihm das Loos eines Privatmannes gefallen wäre. Sein Charakter war mild, er liebte den Frieden, und den Wiſſenſchaften — beſonders der Aſtronomie, Naturlehre, Chemie und dem Studium der Antiquitäten — ergab er ſich mit einem leidenſchaftlichen Hange, der ihn aber zu einer Zeit, wo die bedenkliche Lage der Dinge die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit heiſchte, und ſeine erſchöpften Finanzen die höchſte Sparſamkeit nöthig machten, von Regierungsgeſchäften zurückzog, und zu einer höchſt ſchädlichen Verſchwendung reizte. Sein Geſchmack an der Sternkunſt verirrte ſich in aſtrologiſche Träumereyen, denen ſich ein melancholiſches und furchtſames Gemüth, wie das ſeinige war, ſo leicht überliefert. Dieſes und eine in Spanien zugebrachte Jugend öffnete ſein Ohr den ſchlimmen Rathſchlägen der Jeſuiten und den Eingebungen des ſpaniſchen Hofes, die ihn zuletzt unumſchränkt beherrſchten. Von Liebhabereyen angezogen, die ſeines großen Poſtens ſo wenig würdig waren, und von lächerlichen Wahrſagungen geſchreckt, verſchwand er nach ſpaniſcher Sitte vor ſeinen Unterthanen, um ſich unter ſeinen Gemmen und Antiken, in ſeinem Laboratorium, in ſeinem Marſtalle zu verbergen, während das die gefährlichſte Zwietracht alle Bande des deutſchen Staatskörpers auflöſte, und die Flamme der Empörung ſchon anfing, an die Stufen ſeines Thrones zu ſchlagen. Der Zugang zu ihm war jedem, ohne Ausnahme, verſperrt; unausgefertigt lagen die dringendſten Geſchäfte; die Ausſicht auf die reiche ſpaniſche Erbſchaft verſchwand,

weil er unschlüssig blieb, der Infantinn Isabella seine Hand zu geben. Dem Reiche drohte die fürchterlichste Anarchie; weil er, obgleich selbst ohne Erben, nicht dahin zu bringen war, einen römischen König erwählen zu lassen. Die österreichischen Landstände sagten ihm den Gehorsam auf, Ungarn und Siebenbürgen entrissen sich seiner Hoheit, und Böhmen säumte nicht lange, diesem Beyspiele zu folgen. Die Nachkommenschaft des so gefürchteten Carls V. schwebte in Gefahr, einen Theil ihrer Besitzungen an die Türken, das andern an die Protestanten zu verlieren, und unter einem furchtbaren Fürstenbunde, den ein großer Monarch in Europa gegen sie zusammenzog, ohne Rettung zu erliegen. In dem innern Deutschland geschah, was von jeher geschehen war, wenn es dem Throne an einem Kaiser, oder dem Kaiser an einem Kaisersinne fehlte. Gekränkt oder im Stiche gelassen von dem Reichsoberhaupte, helfen die Stände sich selbst, und Bündnisse müssen ihnen die fehlende Authorität des Kaisers ersetzen. Deutschland theilt sich in zwey Unionen, die einander gewaffnet gegenüber stehen; Rudolph, ein verachteter Gegner der einen, und ein ohnmächtiger Beschützer der andern, steht müssig und überflüssig zwischen beyden, gleich unfähig, die erste zu zerstreuen, und über die andere zu herrschen. Was hätte auch das deutsche Reich von einem Fürsten erwarten sollen, der nicht einmahl vermögend war, seine eigenen Erbländer gegen einen innerlichen Feind zu behaupten? Den gänzlichen Ruin des österreichischen Geschlechts aufzuhalten, tritt sein eigenes Haus gegen ihn zusammen, und eine mächtige Faction wirft sich seinem Bruder in die Arme. Aus allen seinen Erbstaaten vertrieben, bleibt ihm nichts mehr zu verlieren, als der Kaiserthron, und der Tod reißt ihn noch eben zeitig genug weg, um ihm diese letzte Schande zu ersparen.

Deutschlands schlimmer Genius war es, der ihm gerade in dieser bedenklichen Epoche, wo nur eine geschmeidige Klug-

heit und ein mächtiger Arm den Frieden des Reiches retten konnte, einen Rudolph zum Kaiser gab. In einem ruhigern Zeitpuncte hätte der deutsche Staatskörper sich selbst geholfen, und in einer mystischen Dunkelheit hätte Rudolph, wie so viele andere seines Ranges, seine Blößen versteckt. Das dringende Bedürfniß der Tugenden, die ihm fehlten, riß seine Unfähigkeit an's Licht. Deutschlands Lage forderte einen Kaiser, der durch eigene Hülfsmittel seinen Entscheidungen Gewicht geben konnte, und die Erbstaaten Rudolphs, so ansehnlich sie auch waren, befanden sich in einer Lage, die den Regenten in die äußerste Verlegenheit setzte.

Die österreichischen Prinzen waren zwar katholische Fürsten, und noch dazu Stützen des Papstthums; aber es fehlte viel, daß ihre Länder katholische Länder gewesen wären. Auch in diese Gegenden waren die neuen Meinungen eingedrungen, und, begünstigt von Ferdinands Bedrängnissen und Maximilians Güte, hatten sie sich mit schnellem Glücke in denselben verbreitet. Die österreichischen Länder zeigten im Kleinen, was Deutschland im Großen war. Der größere Theil des Herren- und Ritterstandes war evangelisch, und in den Städten hatten die Protestanten bey weitem das Uebergewicht errungen. Nachdem es ihnen geglückt war, einige aus ihrem Mittel in die Landschaft zu bringen, so wurde unvermerkt eine landschaftliche Stelle nach der andern, ein Collegium nach dem andern, mit Protestanten besetzt, und die Katholiken daraus verdrängt. Gegen den zahlreichen Herren- und Ritterstand und die Abgeordneten der Städte war die Stimme weniger Prälaten zu schwach, welche das ungezogene Gespötte und die kränkende Verachtung der Uebrigen noch vollends von dem Landtage verscheuchte. So war unvermerkt der ganze österreichische Landtag protestantisch, und die Reformation that von jetzt an die schnell-

sten Schritte zu einer öffentlichen Existenz. Von den Landständen war der Regent abhängig; weil sie es waren, die ihm die Steuern abschlagen und bewilligen konnten. Sie benutzten die Geldbedürfnisse, in denen sich Ferdinand und sein Sohn befanden, eine Religionsfreyheit nach der andern von diesen Fürsten zu erpressen. Dem Herren- und Ritterstande gestattete endlich Maximilian die freye Ausübung ihrer Religion, doch nur auf ihren eigenen Territorien und Schlössern. Der unbescheidene Schwärmereifer der evangelischen Prediger überschritt dieses von der Weisheit gesteckte Ziel. Dem ausdrücklichen Verbothe zuwider, ließen sich mehrere derselben in den Landstädten und selbst zu Wien öffentlich hören, und das Volk drängte sich scharenweise zu diesem neuen Evangelium, dessen beste Würze Anzüglichkeiten und Schimpfreden ausmachten. So wurde dem Fanatismus eine immerwährende Nahrung gegeben, und der Haß beyder, einander so nahe stehenden Kirchen durch den Stachel ihres unreinen Eifers vergiftet.

Unter den Erbstaaten des Hauses Oesterreich war Ungarn nebst Siebenbürgen die unsicherste und am schwersten zu behauptende Besitzung. Die Unmöglichkeit, diese beyden Länder gegen die nahe und überlegene Macht der Türken zu behaupten, hatte schon Ferdinanden zu dem unrühmlichen Schritte vermocht, der Pforte durch einen jährlichen Tribut die oberste Hoheit über Siebenbürgen einzugestehen — ein schädliches Bekenntniß der Ohnmacht, und eine noch gefährlichere Anreizung für den unruhigen Adel, wenn er Ursache zu haben glaubte, sich über seinen Herrn zu beschweren. Die Ungarn hatten sich dem Hause Oesterreich nicht unbedingt unterworfen. Sie behaupteten die Wahlfreyheit ihrer Krone, und forderten trotzig alle ständischen Rechte, welche von dieser Wahlfreyheit unzertrennlich sind. Die nahe Nachbarschaft des türkischen Reiches, und die Leichtigkeit, ungestraft ihren

Herrn zu wechseln, bestärkte die Magnaten noch mehr in diesem Trotze. Unzufrieden mit der österreichischen Regierung, warfen sie sich den Osmanen in die Arme; unbefriedigt von diesen, kehrten sie unter deutsche Hoheit zurück. Der öftere und rasche Uebergang von einer Herrschaft zur andern hatte sich auch ihrer Denkungsart mitgetheilt; ungewiß, wie ihr Land zwischen deutscher und ottomanischer Hoheit schwebte, schwankte auch ihr Sinn zwischen Abfall und Unterwerfung. Je unglücklicher beyde Länder sich fühlten, zu Provinzen einer auswärtigen Monarchie herabgesetzt zu seyn, desto unüberwindlicher war ihr Bestreben, einem Herrn aus ihrer Mitte zu gehorchen; und so wurde es einem unternehmenden Edelmanne nicht schwer, ihre Huldigung zu erhalten. Voll Bereitwilligkeit reichte der nächste türkische Bassa einem Rebellen gegen Oesterreich Zepter und Krone; eben so bereitwillig bestätigte man in Oesterreich einem andern den Besitz der Provinzen, die er der Pforte entrissen hatte, zufrieden, dadurch auch nur einen Schatten von Hoheit gerettet, und eine Vormauer gegen die Türken gewonnen zu haben. Mehrere solcher Magnaten, Bathori, Boschkai, Ragoczi, Bethlen, standen auf diese Art nach einander in Siebenbürgen und Ungarn als zinsbare Könige auf, welche sich durch keine andere Staatskunst erhielten, als diese: sich an den Feind anzuschließen, um ihrem Herrn desto furchtbarer zu seyn.

Ferdinand, Maximilian und Rudolph, alle drey Beherrscher von Siebenbürgen und Ungarn, erschöpften das Mark ihrer übrigen Länder, um diese beyden gegen die Ueberschwemmungen der Türken und gegen innere Rebellionen zu behaupten. Verheerende Kriege wechselten auf diesem Boden mit kurzen Waffenstillständen ab, die nicht viel besser waren. Verwüstet lag weit und breit das Land, und der gemißhandelte Unterthan führte gleich große Beschwerden über seinen Feind und seinen Beschützer. Auch in diese Länder

war die Reformation eingedrungen, und für unter dem Schutze der ständischen Freyheit, unter der Decke des Tumults, merkliche Fortschritte machte. Auch diese tastete man jetzt unvorsichtig an, und der politische Factionsgeist wurde gefährlicher durch religiöse Schwärmerey. Der siebenbürgische und ungarische Adel erhebt, von einem kühnen Rebellen, Boschkai, angeführt, die Fahne der Empörung. Die Anführer in Ungarn sind im Begriffe, mit den mißvergnügten Protestanten in Oesterreich, Mähren und Böhmen gemeine Sache zu machen, und alle diese Länder in einer furchtbaren Rebellion fortzureißen. Dann war der Untergang des Papstthums in diesen Ländern unvermeidlich.

Längst schon hatten die Erzherzoge von Oesterreich, des Kaisers Brüder, dem Verderben ihres Hauses mit stillem Unwillen zugesehen; dieser letzte Vorfall bestimmte ihren Entschluß. Erzherzog Mathias, Maximilians zweyter Sohn, Statthalter in Ungarn, und Rudolphs vermuthlicher Erbe, trat hervor, Habsburgs sinkendem Hause sich zur Stütze anzubiethen. In jugendlichen Jahren, und von einer falschen Ruhmbegierde übereilt, hatte dieser Prinz, dem Interesse seines Hauses zuwider, den Einladungen einiger niederländischen Rebellen Gehör gegeben, welche ihn in ihr Vaterland riefen, um die Freyheiten der Nation gegen seinen eigenen Anverwandten, Philipp II., zu vertheidigen. Mathias, der in der Stimme einer einzelnen Faction die Stimme des ganzen niederländischen Volks zu vernehmen glaubte, erschien auf diesen Ruf in den Niederlanden. Aber der Erfolg entsprach eben so wenig den Wünschen der Brabanter, als seinen eigenen Erwartungen, und ruhmlos zog er sich aus einer unweisen Unternehmung. Desto ehrenvoller war seine zweyte Erscheinung in der politischen Welt.

Nachdem seine wiederhohlten Aufforderungen an den Kaiser ohne Wirkung geblieben, berief er die Erzherzoge,

ſeine Brüder und Vettern nach Preßburg, und pflog Rath mit ihnen über des Hauſes wachſende Gefahr. Einſtimmig übertragen die Brüder ihm, als dem Aelteſten, die Vertheidigung ihres Erbtheils, das ein blödſinniger Bruder verwahrloſte. Alle ihre Gewalt und Rechte legen ſie in die Hand dieſes Aelteſten, und bekleiden ihn mit ſouveräner Vollmacht, über das gemeine Beſte nach Einſicht zu verfügen. Alſobald eröffnet Mathias Unterhandlungen mit der Pforte und mit den ungariſchen Rebellen, und ſeiner Geſchicklichkeit gelingt es, den Ueberreſt Ungarns durch einen Frieden mit den Türken und durch einen Vertrag mit den Rebellen Oeſterreichs Anſprüche auf die verlornen Provinzen zu retten. Aber Rudolph, eben ſo eiferſüchtig auf ſeine landesherrliche *Gewalt, als nachläſſig*, ſie zu behaupten, hält mit der Beſtätigung dieſes Friedens zurück, den er als einen ſtrafbaren Eingriff in ſeine Hoheit betrachtet. Er beſchuldigt den Erzherzog eines Verſtändniſſes mit dem Feinde, und verrätheriſcher Abſichten auf die ungariſche Krone.

Die Geſchäftigkeit des Mathias war nichts weniger als frey von eigennützigen Entwürfen geweſen; aber das Betragen des Kaiſers beſchleunigte die Ausführung dieſer Entwürfe. Der Zuneigung der Ungarn, denen er kürzlich den Frieden geſchenkt hatte, durch Dankbarkeit, durch ſeine Unterhändler der Ergebenheit des Adels verſichert, und in Oeſterreich ſelbſt eines zahlreichen Anhangs gewiß, wagt er es nun, mit ſeinen Abſichten lauter hervorzutreten, und, die Waffen in der Hand, mit dem Kaiſer zu rechten. Die Proteſtanten in Oeſterreich und Mähren, lange ſchon zum Aufſtande bereit, und jetzt von dem Erzherzoge durch die verſprochene Religionsfreyheit gewonnen, nehmen laut und öffentlich ſeine Partey, und ihre längſt gedrohte Verbindung mit den rebelliſchen Ungarn kommt wirklich zu Stande. Eine furchtbare Verſchwörung hat ſich auf ein Mahl gegen den Kaiſer gebil-

det. Zu ſpät entſchließt er ſich, den begangenen Fehler zu verbeſſern; umſonſt verſucht er, dieſen verderblichen Bund aufzulöſen. Schon hat Alles die Waffen in der Hand; Ungarn, Oeſterreich und Mähren haben dem Mathias gehuldigt, welcher ſchon auf dem Wege nach Böhmen iſt, um dort den Kaiſer in ſeiner Burg aufzuſuchen und die Nerven ſeiner Macht zu zerſchneiden.

Das Königreich Böhmen war für Oeſterreich eine nicht viel ruhigere Beſitzung als Ungarn, nur mit dem Unterſchiede, daß hier mehr politiſche Urſachen, dort mehr die Religion die Zwietracht unterhielten. In Böhmen war, ein Jahrhundert vor Luthern, das erſte Feuer der Religionskriege ausgebrochen; in Böhmen entzündete ſich ein Jahrhundert nach Luthern die Flamme des dreyßigjährigen Krieges. Die Secte, welcher Johann Huß die Entſtehung gegeben, lebte ſeitdem noch fort in Böhmen, einig mit der römiſchen Kirche in Ceremonie und Lehre, den einzigen Artikel des Abendmahls ausgenommen, welches der Huſſite in beyden Geſtalten genoß. Dieſes Vorrecht hatte die Baſel'ſche Kirchenverſammlung in einem eigenen Vertrage (den böhmiſchen Compactaten) Huſſens Anhängern zugeſtanden, und wiewohl ihm nachher von den Päpſten widerſprochen wurde; ſo fuhren ſie dennoch fort, es unter dem Schutze der Geſetze zu genießen. Da der Gebrauch des Kelchs das einzige erhebliche Unterſcheidungszeichen dieſer Secte ausmachte, ſo bezeichnete man ſie mit dem Nahmen der Utraquiſten (der in beyderley Geſtalt Communicirenden), und ſie gefielen ſich in dieſem Nahmen, weil er ſie an ihr ſo theures Vorrecht erinnerte. Aber in dieſem Nahmen verbarg ſich auch die weit ſtrengere Secte der böhmiſchen und mähriſchen Brüder, welche in weit bedeutendern Puncten von der herrſchenden Kirche abwichen, und mit den deutſchen Proteſtanten ſehr viel Aehnliches hatten. Bey Beyden machten die deutſchen ſowohl

als die ſchweizeriſchen Religionsneuerungen ein ſchnelles Glück, und der Nahme der Utraquiſten, womit ſie ihre veränderten Grundſätze noch immer zu bedecken wußten, ſchützte ſie vor der Verfolgung.

Im Grunde war es nichts mehr als der Nahme, was ſie mit jenen Utraquiſten gemein hatten; dem Weſen nach waren ſie ganz Proteſtanten. Voll Zuverſicht auf ihren mächtigen Anhang und auf des Kaiſers Toleranz, wagten ſie ſich unter Maximilians Regierung mit ihren wahren Geſinnungen an das Licht. Sie ſetzten, nach dem Beyſpiele der Deutſchen, eine eigene Confeſſion auf, in welcher ſowohl Lutheraner als Reformirte ihre Meinungen erkannten, und wollten alle Privilegien der ehemahligen utraquiſtiſchen Kirche auf dieſe neue Confeſſion übertragen haben. Dieſes Geſuch fand Widerſpruch bey ihren katholiſchen Mitſtänden, und ſie mußten ſich mit einem bloßen Worte der Verſicherung aus dem Munde des Kaiſers begnügen.

So lange Maximilian lebte, genoſſen ſie einer vollkommenen Duldung auch in ihrer neuen Geſtalt; unter ſeinem Nachfolger änderte ſich die Scene. Ein kaiſerliches Edict erſchien, welches den ſogenannten böhmiſchen Brüdern die Religionsfreyheit abſprach. Die böhmiſchen Brüder unterſchieden ſich in nichts von den übrigen Utraquiſten; daß Urtheil ihrer Verdammung mußte daher alle böhmiſchen Confeſſionsverwandten auf gleiche Art treffen. Alle ſetzten ſich deßwegen dem kaiſerlichen Mandate auf dem Landtage entgegen, aber ohne es umſtoßen zu können. Der Kaiſer und die katholiſchen Stände ſtützten ſich auf die Compactaten und auf das böhmiſche Landrecht, worin ſich freylich zum Vortheile einer Religion noch nichts fand, die damahls die Stimme der Nation noch nicht für ſich hatte. Aber wie viel hatte ſich ſeitdem verändert! Was damahls bloß eine unbedeutende Secte war, war jetzt herrſchende Kirche geworden — und

war es nun etwas anders, als Schikane, die Grenzen einer neu aufgekommenen Religion durch alte Verträge bestimmen zu wollen? Die böhmischen Protestanten beriefen sich auf die mündliche Versicherung Maximilians, und auf die Religionsfreyheit der Deutschen, denen sie in keinem Stücke nachgesetzt seyn wollten. Umsonst, sie wurden abgewiesen.

So standen die Sachen in Böhmen, als Mathias, bereits Herr von Ungarn, Oesterreich und Mähren, bey Kolin erschien, auch die böhmischen Landstände gegen den Kaiser zu empören. Des Letztern Verlegenheit stieg auf's Höchste. Von allen seinen übrigen Erbstaaten verlassen, setzte er seine letzte Hoffnung auf die böhmischen Stände, von denen vorauszusehen war, daß sie seine Noth, zur Durchsetzung ihrer Forderungen, mißbrauchen würden. Nach langen Jahren erschien er zu Prag wieder öffentlich auf dem Landtage, und um auch dem Volke zu zeigen, daß er wirklich noch lebe, mußten alle Fensterladen auf dem Hofgange geöffnet werden, den er passirte; Beweis genug, wie weit es mit ihm gekommen war. Was er befürchtet hatte, geschah. Die Stände, welche ihre Wichtigkeit fühlten, wollten sich nicht eher zu einem Schritte verstehen, bis man ihnen über ihre ständischen Privilegien und die Religionsfreyheit vollkommene Sicherheit geleistet hätte. Es war vergeblich, sich jetzt noch hinter die alten Ausflüchte zu verkriechen; des Kaisers Schicksal war in ihrer Gewalt, und er mußte sich in die Nothwendigkeit fügen. Doch geschah dieses nur in Betreff ihrer übrigen Forderungen; die Religionsangelegenheiten behielt er sich vor, auf dem nächsten Landtage zu berichtigen.

Nun ergriffen die Böhmen die Waffen zu seiner Vertheidigung, und ein blutiger Bürgerkrieg sollte sich nun zwischen beyden Brüdern entzünden. Aber Rudolph, der nichts so sehr fürchtete, als in dieser sclavischen Abhängigkeit von den Ständen zu bleiben, erwartete diesen nicht, sondern

eilte, ſich mit dem Erzherzoge, ſeinem Bruder, auf einem friedlichen Wege abzufinden. In einer förmlichen Entſagungsacte überließ er demſelben, was ihm nicht mehr zu nehmen war, Oeſterreich und das Königreich Ungarn, und erkannte ihn als ſeinen Nachfolger auf dem böhmiſchen Throne.

Theuer genug hatte ſich der Kaiſer aus dieſem Bedrängniſſe gezogen, um ſich unmittelbar darauf in einem neuen zu verwickeln. Die Religionsangelegenheiten der Böhmen waren auf den nächſten Landtag verwieſen worden; dieſer Landtag erſchien 1609. Sie forderten dieſelbe freye Religionsübung, wie unter dem vorigen Kaiſer, ein eigenes Conſiſtorium, die Einräumung der Prager Academie, und die Erlaubniß, Defenſoren oder Freyheitsbeſchützer aus ihrem Mittel aufzuſtellen. Es blieb bey der erſten Antwort; denn der katholiſche Theil hatte alle Entſchließungen des furchtſamen Kaiſers gefeſſelt. So oft und in ſo drohender Sprache auch die Stände ihre Vorſtellungen erneuerten, Rudolph beharrte auf der erſten Erklärung, nichts über die alten Verträge zu bewilligen. Der Landtag ging unverrichteter Dinge aus einander, und die Stände, aufgebracht über den Kaiſer, verabredeten unter ſich eine eigenmächtige Zuſammenkunft zu Prag, um ſich ſelbſt zu helfen.

In großer Anzahl erſchienen ſie zu Prag. Des kaiſerlichen Verbothes ungeachtet gingen die Berathſchlagungen vor ſich, und faſt unter den Augen des Kaiſers. Die Nachgiebigkeit, die er anfing zu zeigen, bewies ihnen nur, wie ſehr ſie gefürchtet waren, und vermehrte ihren Trotz; in der Hauptſache blieb er unbeweglich. Sie erfüllten ihre Drohungen, und faßten ernſtlich den Entſchluß, die freye Ausübung ihrer Religion an allen Orten von ſelbſt anzuſtellen, und den Kaiſer ſo lange in ſeinen Bedürfniſſen zu verlaſſen, bis er dieſe Verfügung beſtätigt hätte. Sie gingen weiter, und gaben ſich ſelbſt die Defenſoren, die der Kaiſer ihnen verwei-

gerte. Zehn aus jedem der drey Stände wurden ernannt; man beſchloß, auf das Schleunigſte eine militäriſche Macht zu errichten; wobey der Hauptbeförderer dieſes Aufſtandes, der Graf von Thurn, als Generalwachtmeiſter angeſtellt wurde. Dieſer Ernſt brachte endlich den Kaiſer zum Nachgeben, wozu jetzt ſogar die Spanier ihm riethen. Aus Furcht, daß die auf's Aeußerſte gebrachten Stände ſich endlich gar dem Könige von Ungarn in die Arme werfen möchten, unterzeichnete er den merkwürdigen Majeſtätsbrief der Böhmen, durch welchen ſie unter den Nachfolgern dieſes Kaiſers ihren Aufruhr gerechtfertigt haben.

Die böhmiſche Confeſſion, welche die Stände dem Kaiſer Maximilian vorgelegt hatten, erhielt in dieſem Majeſtätsbriefe vollkommen gleiche Rechte mit der katholiſchen Kirche. Den Utraquiſten, wie die böhmiſchen Proteſtanten noch immer fortfuhren, ſich zu nennen, wird die Prager Univerſität und ein eigenes Conſiſtorium zugeſtanden, welches von dem erzbiſchöflichen Stuhle zu Prag durchaus unabhängig iſt. Alle Kirchen, die ſie zur Zeit der Ausfertigung dieſes Briefes in Städten, Dörfern und Märkten bereits inne haben, ſollen ihnen bleiben, und wenn ſie über dieſe Zahl noch neue erbauen laſſen wollten, ſo ſoll dieſes dem Herren- und Ritterſtande und allen Städten unverbothen ſeyn. Dieſe letzte Stelle des Majeſtätsbriefes iſt es, über welche ſich nachher der unglückliche Streit entſpann, der Europa in Flammen ſetzte.

Der Majeſtätsbrief machte das proteſtantiſche Böhmen zu einer Art von Republik. Die Stände hatten die Macht kennen lernen, die ſie durch Standhaftigkeit, Eintracht und Harmonie in ihren Maßregeln gewannen. Dem Kaiſer blieb nicht viel mehr, als ein Schatten ſeiner landesherrlichen Gewalt. In der Perſon der ſogenannten Freyheitsbeſchützer wurde dem Geiſte des Aufruhrs eine gefährliche Aufmunterung gegeben. Böhmens Beyſpiel und Glück war ein verführeriſcher

Wink für die übrigen Erbstaaten Oesterreichs, und alle schickten sich an, ähnliche Privilegien auf einem ähnlichen Wege zu erpressen. Der Geist der Freyheit durchlief eine Provinz nach der andern, und da es vorzüglich die Uneinigkeit zwischen den österreichischen Prinzen war, was die Protestanten so glücklich zu benutzen gewußt hatten; so eilte man, den Kaiser mit dem Könige von Ungarn zu versöhnen.

Aber diese Versöhnung konnte nimmermehr aufrichtig seyn. Die Beleidigung war zu schwer, um vergeben zu werden, und Rudolph fuhr fort, einen unauslöschlichen Haß gegen Mathias in seinem Herzen zu nähren. Mit Schmerz und Unwillen verweilte er bey dem Gedanken, daß endlich auch das böhmische Zepter in eine so verhaßte Hand kommen *sollte*; und die Aussicht war nicht viel tröstlicher für ihn, *wenn* Mathias ohne Erben *abginge*. Allsogar war Ferdinand, Erzherzog von Grätz, das Haupt der Familie, den er eben so wenig liebte. Diesen sowohl, als den Mathias, von der böhmischen Thronfolge auszuschließen, verfiel er auf den Entwurf, Ferdinands Bruder, dem Erzherzoge Leopold, Bischof von Passau, der ihm unter allen seinen Agnaten der liebste und der verdienteste um seine Person war, diese Erbschaft zuzuwenden. Die Vorrechte der Böhmen von der Wahlfreyheit ihres Königreichs, und ihre Neigung zu Leopolds Person, schienen diesen Entwurf zu begünstigen, bey welchem Rudolph mehr seine Parteylichkeit und Rachgier, als das Beste seines Hauses zu Rathe gezogen hatte. Aber um dieses Projekt durchzusetzen, bedurfte es einer militärischen Macht, welche Rudolph auch wirklich im Bisthume Passau zusammenzog. Die Bestimmung dieses Corps wußte Niemand; aber ein unvorsehener Einfall, den es, aus Abgang des Soldes und ohne Wissen des Kaisers, in Böhmen that, und die Ausschweifungen, die es da verübte, brachte dieses ganze Königreich in Aufruhr gegen den Kaiser. Umsonst ver-

ſicherte dieſer die böhmiſchen Stände von ſeiner Unſchuld — ſie glaubten ihm nicht; umſonſt verſuchte er den eigenmächtigen Gewaltthätigkeiten ſeiner Soldaten Einhalt zu thun — ſie hörten ihn nicht. In der Vorausſetzung, daß es auf Vernichtung des Majeſtätsbriefes abgeſehen ſey, bewaffneten die Freyheitsbeſchützer das ganze proteſtantiſche Böhmen, und Mathias wurde in's Land gerufen. Nach Verjagung ſeiner Paſſauiſchen Truppen blieb der Kaiſer, entblößt von aller Hülfe, zu Prag, wo man ihn, gleich einem Gefangenen, in ſeinem eigenen Schloſſe bewachte, und alle ſeine Räthe von ihm entfernte. Mathias war unterdeſſen unter allgemeinem Frohlocken in Prag eingezogen, wo Rudolph kurz nachher kleinmüthig genug war, ihn als König von Böhmen anzuerkennen. So hart ſtrafte dieſen Kaiſer das Schickſal, daß er ſeinem Feinde noch lebend einen Thron überlaſſen mußte, den er ihm nach ſeinem Tode nicht gegönnt hatte. Seine Demüthigung zu vollenden, nöthigte man ihn, ſeine Unterthanen in Böhmen, Schleſien und der Lauſitz durch eine eigenhändige Entſagungsacte aller ihrer Pflichten zu entlaſſen; und er that dieſes mit zerriſſener Seele. Alles, auch die er ſich am meiſten verpflichtet zu haben glaubte, hatte ihn verlaſſen. Als die Unterzeichnung geſchehen war, warf er den Hut zur Erde, und zerbiß die Feder, die ihm einen ſo ſchimpflichen Dienſt geleiſtet hatte.

Indem Rudolph eines ſeiner Erbländer nach dem andern verlor, wurde die Kaiſerwürde nicht viel beſſer von ihm behauptet. Jede der Religionsparteyen, unter welche Deutſchland vertheilt war, fuhr in ihrem Beſtreben fort, ſich auf Unkoſten der andern zu verbeſſern, oder gegen ihre Angriffe zu verwahren. Je ſchwächer die Hand war, welche das Zepter des Reichs hielt, und je mehr ſich Proteſtanten und Katholiken ſich ſelbſt überlaſſen fühlten, deſto mehr mußte ihre Aufmerkſamkeit auf einander geſpannt werden, deſto mehr

das gegenseitige Mißtrauen wachsen. Es war genug, daß der Kaiser durch Jesuiten regiert und durch spanische Rathschläge geleitet wurde, um den Protestanten Ursache zur Furcht und einen Vorwand zu Feindseligkeiten zu geben. Der unbesonnene Eifer der Jesuiten, welche in Schriften und auf der Kanzel die Gültigkeit des Religionsfriedens zweifelhaft machten, schürte ihr Mißtrauen immer mehr, und ließ sie in jedem gleichgültigen Schritte der Katholischen gefährliche Zwecke vermuthen. Alles, was in den kaiserlichen Erblanden zur Einschränkung der evangelischen Religion unternommen wurde, machte die Aufmerksamkeit des ganzen protestantischen Deutschlands rege; und eben dieser mächtige Rückhalt, den die evangelischen Unterthanen Oesterreichs an ihren Religionsverwandten *im übrigen* Deutschland fanden, oder zu finden erwarteten, *hatte einen* großen Antheil an ihrem Trotze und an dem schnellen Glücke des Mathias. Man glaubte in dem Reiche, daß man den längern Genuß des Religionsfriedens nur den Verlegenheiten zu danken hätte, worein den Kaiser die innerlichen Unruhen in seinen Ländern versetzten, und eben darum eilte man nicht, ihn aus diesen Verlegenheiten zu reißen.

Fast alle Angelegenheiten des Reichstags blieben entweder aus Saumseligkeit des Kaisers; oder durch die Schuld der protestantischen Reichsstände liegen, welche es sich zum Gesetze gemacht hatten, nicht eher zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen des Reichs etwas beyzutragen, bis ihre Beschwerden gehoben wären. Diese Beschwerden wurden vorzüglich über das schlechte Regiment des Kaisers, über Kränkung des Religionsfriedens, und über die neuen Anmaßungen des Reichshofraths geführt, welcher unter dieser Regierung angefangen hatte, zum Nachtheile des Kammergerichts seine Gerichtsbarkeit zu erweitern. Sonst hatten die Kaiser in unwichtigen Fällen für sich allein, in wichtigen mit Zuziehung der Fürsten alle Rechtshändel zwischen den Ständen, die das

Faustrecht nicht ohne sie ausmachte, in höchster Instanz entschieden, oder durch kaiserliche Richter, die ihrem Hoflager folgten, entscheiden lassen. Dieses obrigkeitliche Amt hatten sie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einem regelmäßigen, fortdauernden und stehenden Tribunale, dem Kammergerichte zu Speyer, übertragen, zu welchem die Stände des Reichs, um nicht durch die Willkühr des Kaisers unterdrückt zu werden, sich vorbehielten, die Beysitzer zu stellen, auch die Aussprüche des Gerichts durch periodische Revisionen zu untersuchen. Durch den Religionsfrieden war dieses Recht der Stände, das Präsentations- und Visitationsrecht genannt, auch auf die Lutherischen ausgedehnt worden, so daß nunmehr auch protestantische Richter in protestantischen Rechtshändeln sprachen, und ein scheinbares Gleichgewicht bey der Religionen in diesem höchsten Reichsgerichte Statt fand.

Aber die Feinde der Reformation und der ständischen Freyheit, wachsam auf jeden Umstand, der ihre Zwecke begünstigte, fanden bald einen Ausweg, den Nutzen dieser Einrichtung zu zerstören. Nach und nach kam es auf, daß ein Privatgerichtshof des Kaisers, der Reichshofrath in Wien — anfänglich zu nichts anderm bestimmt, als dem Kaiser in Ausübung seiner unbezweifelten persönlichen Kaiserrechte mit Rath an die Hand zu gehen — ein Tribunal, dessen Mitglieder, von dem Kaiser allein willkührlich aufgestellt und von ihm allein besoldet, den Vortheil ihres Herrn zu ihrem höchsten Gesetze und das Beste der katholischen Religion, zu welcher sie sich bekannten, zu ihrer einzigen Richtschnur machen mußten — die höchste Justiz über die Reichsstände ausübte. Vor den Reichshofrath wurden nunmehr viele Rechtshändel zwischen Ständen ungleicher Religion gezogen, über welche zu sprechen nur dem Kammergerichte gebührte, und vor Entstehung desselben dem Fürstenrathe gebührt hatte. Kein Wunder, wenn die Aussprüche dieses Gerichtshofes ihren Ur-

ſprung vertreten, wenn von katholiſchen Richtern und von Creaturen des Kaiſers, dem Intereſſe der katholiſchen Religion und des Kaiſers die Gerechtigkeit aufgeopfert wurde. Obgleich alle Reichsſtände Deutſchlands Urſache zu haben ſchienen, einem ſo gefährlichen Mißbrauche in Zeiten zu begegnen, ſo ſtellten ſich doch bloß allein die Proteſtanten, welche er am empfindlichſten drückte, und unter dieſen nicht einmahl alle, als Vertheidiger der deutſchen Freyheit auf, die ein ſo willkührliches Inſtitut an ihrer heiligſten Stelle, an der Gerechtigkeitspflege verletzte. In der That würde Deutſchland gar wenig Urſache gehabt haben, ſich zur Abſchaffung des Fauſtrechts und Einſetzung des Kammergerichtes Glück zu wünſchen, wenn neben dem letztern noch eine willkührliche kaiſerliche *Gerichtsbarkeit* Statt finden durfte. Die deutſchen Reichsſtände würden ſich gegen jene Zeiten der Barbarey gar wenig verbeſſert haben, wenn das Kammergericht, wo ſie zugleich mit dem Kaiſer zu Gerichte ſaßen, für welches ſie doch das ehemahlige Fürſtenrecht aufgegeben hatten, aufhören ſollte, eine nothwendige Inſtanz zu ſeyn. Aber in den Köpfen dieſes Zeitalters wurden oft die ſeltſamſten Widerſprüche vereinigt. Dem Nahmen Kaiſer, einem Vermächtniſſe des deſpotiſchen *Roms*, klebte damahls noch ein Begriff von Machtvollkommenheit an, der gegen das übrige Staatsrecht der Deutſchen den lächerlichſten Abſtich machte, aber nichts deſtoweniger von den Juriſten in Schutz genommen, von den Befördrern des Deſpotismus verbreitet, und wo den Schwachen geglaubt wurde.

An dieſe allgemeinen Beſchwerden ſchloß ſich nach und nach eine Reihe von beſondern Vorfällen an, welche die Beſorglichkeit der Proteſtanten zuletzt bis zu dem höchſten Mißtrauen ſpannten. Während den ſpaniſchen Religionsverfolgungen in den Niederlanden hatten ſich einige proteſtantiſche Familien in die katholiſche Reichsſtadt Aachen geflüchtet, wo ſie ſich bleibend niederließen, und unvermerkt ihren Anhang ver-

mehrten. Nachdem es ihnen durch Liſt gelungen war, Einige ihres Glaubens in den Staatsrath zu bringen; ſo forderten ſie eine eigene Kirche und einen öffentlichen Gottesdienſt, welchen ſie ſich, da ſie eine abſchlägige Antwort erhielten, nebſt dem ganzen Stadtregimente, auf einem gewaltſamen Wege verſchafften. Eine ſo anſehnliche Stadt in proteſtantiſchen Händen zu ſehen, war ein zu harter Schlag für den Kaiſer und die ganze katholiſche Partey. Nachdem alle kaiſerlichen Ermahnungen und Befehle zur Wiederherſtellung des vorigen Zuſtandes fruchtlos geblieben, erklärte ein Schluß des Reichshofraths die Stadt in die Reichsacht, welche aber erſt unter der folgenden Regierung vollzogen wurde.

Von größerer Bedeutung waren zwey andere Verſuche der Proteſtanten, ihr Gebieth und ihre Macht zu erweitern. Churfürſt Gebhard zu Cölln, geborner Truchſeß von Waldburg, empfand für die junge Gräfinn Agnes von Mannsfeld, Canoniſſinn zu Geresheim, eine heftige Liebe, die nicht unerwiedert blieb. Da die Augen von ganz Deutſchland auf dieſes Verſtändniß gerichtet waren; ſo forderten die Brüder der Gräfinn, zwey eifrige Calviniſten, Genugthuung für die beleidigte Ehre ihres Hauſes, die, ſo lange der Churfürſt ein katholiſcher Biſchof blieb, durch keine Heirath gerettet werden konnte. Sie drohten dem Churfürſten, in ſeinem und ihrer Schweſter Blute dieſe Schande zu tilgen, wenn er nicht ſogleich allem Umgange mit der Gräfinn entſagte, oder ihre Ehre vor dem Altare wieder herſtellte. Der Churfürſt, gleichgültig gegen alle Folgen dieſes Schrittes, hörte nichts als die Stimme der Liebe. Sey es, daß er der reformirten Religion überhaupt ſchon geneigt war, oder daß die Reize ſeiner Geliebten allein dieſes Wunder wirkten — er ſchwur den katholiſchen Glauben ab, und führte die ſchöne Agnes zum Altar.

Der Fall war von der höchſten Bedenklichkeit. Nach dem

Buchſtaben des geiſtlichen Vorbehalts hatte der Churfürſt durch dieſe Apoſtaſie alle Rechte an ſein Erzſtift verloren, und wenn es den Katholiken bey irgend einer Gelegenheit wichtig war, den geiſtlichen Vorbehalt durchzuſetzen; ſo war es bey Churfürſtenthümern wichtig. Auf der andern Seite war die Scheidung von der höchſten Gewalt ein ſo harter Schritt, und um ſo härter für einen ſo zärtlichen Gemahl, der den Werth ſeines Herzens und ſeiner Hand durch das Geſchenk eines Fürſtenthums ſo gern zu erhöhen gewünſcht hätte. Der geiſtliche Vorbehalt war ohnehin ein beſtrittener Artikel des Augsburger Friedens, und dem ganzen proteſtantiſchen Deutſchlande ſchien es von äußerſter Wichtigkeit zu ſeyn, dem katholiſchen Theile dieſe vierte Chur zu entreißen. *Das Beyſpiel* ſelbſt war ſchon in mehreren geiſtlichen Stiftern *Niederdeutſchlands* gegeben, und glücklich durchgeſetzt worden. Mehrere Dom-Capitularen aus Cölln waren bereits Proteſtanten, und auf des Churfürſten Seite, in der Stadt ſelbſt war ihm ein zahlreicher proteſtantiſcher Anhang gewiß. Alle dieſe Gründe, denen das Zureden ſeiner Freunde und Verwandten und die Verſprechungen vieler deutſchen Höfe noch mehr Stärke gaben, brachten den Churfürſten zu dem Entſchluſſe, auch bey veränderter Religion ſein Erzſtift beyzubehalten.

Aber bald genug zeigte ſich's, daß er einen Kampf unternommen hatte, den er nicht endigen konnte. Schon die Freygebung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes in den Cölniſchen Landen hatte bey den katholiſchen Landſtänden und Dom-Capitularen den heftigſten Widerſpruch gefunden. Die Dazwiſchenkunft des Kaiſers und ein Bannſtrahl aus Rom, der ihn als einen Apoſtaten verfluchte, und aller ſeiner ſowohl geiſtlichen als weltlichen Würden entſetzte, bewaffnete gegen ihn ſeine Landſtände und ſein Capitel. Der Churfürſt ſammelte eine militäriſche Macht, die Capitularen thaten ein

Gleiches. Um sich schnell eines mächtigen Armes zu versichern, eilten sie zu einer neuen Churfürstenwahl, welche für den Bischof von Lüttich, einen baierischen Prinzen, entschieden wurde.

Ein bürgerlicher Krieg fing jetzt an, der, bey dem großen Antheile, den beyde Religionsparteyen in Deutschland an diesem Vorfalle nothwendig nehmen mußten, leicht in eine allgemeine Auflösung des Reichsfriedens endigen konnte. Am meisten empörte es die Protestanten, daß der Papst sich hatte herausnehmen dürfen, aus angemaßter apostolischer Gewalt einen Reichsfürsten seiner Reichswürden zu entkleiden. Noch in den goldenen Zeiten ihrer geistlichen Herrschaft war den Päpsten dieses Recht widersprochen worden; wie vielmehr in einem Jahrhunderte, wo ihr Ansehen bey einem Theile gänzlich gestürzt war, und bey dem andern auf sehr schwachen Pfeilern ruhte! Alle protestantischen Höfe Deutschlands nahmen sich dieser Sache nachdrücklich bey dem Kaiser an; Heinrich IV. von Frankreich, damahls noch König von Navarra, ließ keinen Weg der Unterhandlung unversucht, den deutschen Fürsten die Handhabung ihrer Rechte kräftig zu empfehlen. Der Fall war entscheidend für Deutschlands Freyheit. Vier protestantische Stimmen gegen drey katholische im Churfürstenrathe mußten das Uebergewicht der Macht auf die protestantische Seite neigen, und dem österreichischen Hause den Weg zum Kaiserthrone auf ewig versperren.

Aber Churfürst Gebhard hatte die reformirte und nicht die lutherische Religion ergriffen; dieser einzige Umstand machte sein Unglück. Die Erbitterung dieser beyden Kirchen gegen einander ließ es nicht zu, daß die evangelischen Reichsstände den Churfürsten als den ihrigen ansahen, und als einen solchen mit Nachdruck unterstützten. Alle hätten ihm zwar Muth zugesprochen und Hülfe zugesagt; aber nur ein apanagirter Prinz des Pfälzischen Hauses, Pfalzgraf Johann

Caſimir, ein calviniſcher Eiferer, hielt ihm Wort. Dieſer eilte, des kaiſerlichen Verbothes ungeachtet, mit ſeinem kleinen Heere ins Cölniſche, doch ohne etwas Erhebliches auszurichten; weil ihn der Churfürſt, ſelbſt von dem Nothwendigſten entblößt, ganz und gar ohne Hülfe ließ. Deſto ſchnellere Fortſchritte machte der neupoſtulirte Churfürſt, den ſeine baieriſchen Verwandten und die Spanier von den Niederlanden aus auf's Kräftigſte unterſtützten. Die Gebhardiſchen Truppen, von ihrem Herrn ohne Sold gelaſſen, lieferten dem Feinde einen Platz nach dem andern aus; andere wurden zur Uebergabe gezwungen. Gebhard hielt ſich noch etwas länger in ſeinen weſtphäliſchen Landen, bis er auch hier der Uebermacht zu weichen gezwungen war. Nachdem er in Holland und England mehrere vergebliche Verſuche zu ſeiner Wiederherſtellung gethan, zog er ſich in das Stift Straßburg zurück, um dort als Domdechant zu ſterben; das erſte Opfer des geiſtlichen Vorbehalts, oder vielmehr der ſchlechten Harmonie unter den deutſchen Proteſtanten.

An dieſe Cölniſche Streitigkeit knüpfte ſich kurz nachher eine neue in Straßburg an. Mehrere proteſtantiſche Dom-Capitularen aus Cölln, die der päpſtliche Bannſtrahl zugleich mit dem Churfürſten getroffen hatte, hatten ſich in dieſes Bisthum geflüchtet, wo ſie gleichfalls Präbenden beſaßen. Da die katholiſchen Capitularen in dem Straßburger Stifte Bedenken trugen, ihnen als Geächteten den Genuß ihrer Präbenden zu geſtatten, ſo ſetzten ſie ſich eigenmächtig und gewaltſam in Beſitz, und ein mächtiger proteſtantiſcher Anhang unter den Bürgern von Straßburg verſchaffte ihnen bald die Oberhand in dem Stifte. Die katholiſchen Domherren entwichen nach Elſaß-Zabern, wo ſie unter dem Schutze ihres Biſchofs ihr Capitel als das einzig rechtmäßige fortführten, und die in Straßburg Zurückgebliebenen für unecht erklärten. Unterdeſſen hatten ſich dieſe Letztern durch Aufnah-

me mehrerer protestantischen Mitglieder von hohem Range verstärkt, daß sie sich nach dem Absterben des Bischofs herausnehmen konnten, in der Person des Prinzen Johann Georg von Brandenburg einen neuen protestantischen Bischof zu postuliren. Die katholischen Domherren, weit entfernt, diese Wahl zu genehmigen, postulirten den Bischof von Metz, einen Prinzen von Lothringen, zu dieser Würde, der seine Erhebung sogleich durch Feindseligkeiten gegen das Gebieth von Straßburg verkündigte.

Da die Stadt Straßburg für das protestantische Capitel und den Prinzen von Brandenburg zu den Waffen griff, die Gegenpartey aber mit Hülfe lothringischer Truppen die Stiftsgüter an sich zu reißen suchte; so kam es zu einem langwierigen Kriege, der, nach dem Geiste jener Zeiten, von einer barbarischen Verheerung begleitet war. Umsonst trat der Kaiser mit seiner höchsten Authorität dazwischen, den Streit zu entscheiden: die Stiftsgüter blieben noch lange Zeit zwischen beyden Parteyen getheilt; bis endlich der protestantische Prinz für ein mäßiges Aequivalent an Gelde seinen Ansprüchen entsagte, und also auch hier die katholische Kirche siegreich davon ging.

Noch bedenklicher war für das ganze protestantische Deutschland, was sich, bald nach Schlichtung des vorigen Streites, mit Donauwerth, einer schwäbischen Reichsstadt, ereignete. In dieser sonst katholischen Stadt war unter Ferdinands und seines Sohnes Regierung die protestantische Religionspartey auf dem gewöhnlichen Wege so sehr die herrschende geworden, daß sich die katholischen Einwohner mit einer Nebenkirche im Kloster des heiligen Kreuzes begnügen, und dem Aergernisse der Protestanten ihre meisten gottesdienstlichen Gebräuche entziehen mußten. Endlich wagte es ein fanatischer Abt dieses Klosters, der Volksstimme zu trotzen, und eine öffentliche Prozession mit Vortragung des Kreuzes und fliegen-

den Fahnen anzuſtellen; aber man zwang ihn bald, von dieſem Vorhaben abzuſtehen. Als dieſer nähmliche Abt, durch eine günſtige kaiſerliche Erklärung ermuntert, ein Jahr darauf dieſe Prozeſſion wiederhohlte, ſchritt man zu offenbarer Gewalt. Der fanatiſche Pöbel ſperrte den zurückkommenden Kloſterbrüdern das Thor, ſchlug ihre Fahnen zu Boden, und begleitete ſie unter Schreyen und Schimpfen nach Hauſe. Eine kaiſerliche Citation war die Folge dieſer Gewaltthätigkeit; und als das aufgebrachte Volk ſogar Miene machte, ſich an den kaiſerlichen Commiſſarien zu vergreifen, als alle Verſuche einer gütlichen Beylegung von dem fanatiſchen Haufen rückgängig gemacht wurden: ſo erfolgte endlich die förmliche Reichsacht gegen die Stadt, welche zu vollſtrecken dem Herzoge Maximilian von Baiern übertragen wurde. Kleinmuth ergriff die ſonſt ſo trotzige Bürgerſchaft bey Annäherung des baieriſchen Heeres, und ohne Widerſtand ſtreckte ſie die Waffen. Die gänzliche Abſchaffung der proteſtantiſchen Religion in ihren Mauern war die Strafe ihres Vergehens. Die Stadt verlor ihre Privilegien, und wurde aus einer ſchwäbiſchen Reichsſtadt in eine baieriſche Landſtadt verwandelt.

Zwey Umſtände begleiteten dieſen Vorgang, welche die höchſte Aufmerkſamkeit der Proteſtanten erregen mußten, wenn auch das Intereſſe der Religion weniger wirkſam bey ihnen geweſen wäre. Der Reichshofrath, ein willkührliches und durchaus katholiſches Tribunal, deſſen Gerichtsbarkeit ohnehin ſo heftig von ihnen beſtritten wurde, hatte das Urtheil gefällt; und dem Herzoge von Baiern, dem Chef eines fremden Kreiſes, hatte man die Vollſtreckung desſelben übertragen. So conſtitutionswidrige Schritte kündigten ihnen von katholiſcher Seite gewaltthätige Maßregeln an, welche ſich leicht auf geheime Verabredungen, und einen gefährlichen Plan ſtützen, und mit der gänzlichen Unterdrückung ihrer Religionsfreyheit endigen konnten.

In einem Zustande, wo das Recht der Stärke gebiethet, und auf der Macht allein alle Sicherheit beruht, wird immer der schwächste Theil der geschäftigste seyn, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Dieses war jetzt auch der Fall in Deutschland. Wenn von den Katholiken wirklich etwas Schlimmes gegen die Protestanten beschlossen war; so mußte, der vernünftigsten Berechnung nach, der erste Streich vielmehr in das südliche als in das nördliche Deutschland schlagen; weil die niederdeutschen Protestanten in einer langen ununterbrochenen Länderstrecke mit einander zusammenhingen, und sich also sehr leicht unterstützen konnten, die Oberdeutschen aber, von den übrigen abgetrennt, und um und um von katholischen Staaten umlagert, jedem Einfalle bloßgestellt waren. Wenn ferner, wie zu vermuthen war, die Katholiken die innern Trennungen der Protestanten benutzen, und ihren Angriff gegen eine einzelne Religionspartey richten würden; so waren die Calviniſten, als die Schwächern, und welche ohnehin vom Religionsfrieden ausgeschlossen waren, augenscheinlich in einer nähern Gefahr, und auf sie mußte der erste Streich niederfallen.

Beydes traf in den Churpfälzischen Landen zusammen, welche an dem Herzoge von Baiern einen sehr bedenklichen Nachbar hatten, wegen ihres Rückfalls zum Calvinismus aber von dem Religionsfrieden keinen Schutz, und von den evangelischen Ständen wenig Beystand hoffen konnten. Kein deutsches Land hat in so kurzer Zeit so schnelle Religionswechsel erfahren, als die Pfalz in damahligen Zeiten. In dem kurzen Zeitraume von sechzig Jahren sah man dieses Land, ein unglückliches Spielwerk seiner Beherrscher, zwey Mahl zu Luthers Glaubenslehre schwören, und diese Lehre zwey Mahl für den Calvinismus verlassen. Churfürst Friedrich III. war der Augsburgischen Confession zuerst ungetreu geworden, welche sein erstgeborner Sohn und Nachfolger, Lud-

wig, ſchnell und gewaltſam wieder zur herrſchenden machte. Im ganzen Lande wurden die Calviniſten ihrer Kirchen beraubt, ihre Prediger, und ſelbſt die Schullehrer ihrer Religion aus den Grenzen verwieſen, und auch noch in ſeinem Teſtamente verfolgte ſie der eifrig evangeliſche Fürſt, indem er nur ſtreng orthodoxe Lutheraner zu Vormündern ſeines minderjährigen Prinzen ernannte. Aber dieſes geſetzwidrige Teſtament vernichtete Pfalzgraf Johann Caſimir, ſein Bruder, und nahm, nach den Vorſchriften der goldenen Bulle, Beſitz von der Vormundſchaft und der ganzen Verwaltung des Landes. Dem neunjährigen Churfürſten (Friedrich IV.) gab man calviniſche Lehrer, denen aufgetragen war, den lutheriſchen Ketzerglauben, ſelbſt, wenn es ſeyn müßte, mit Schlägen aus der Seele ihres Zöglings herauszutreiben. Wenn man ſo mit dem Herrn verfuhr, ſo läßt ſich leicht auf die Behandlung des Unterthans ſchließen.

Unter dieſem Friedrich IV. war es, wo ſich der pfälziſche Hof ganz beſonders geſchäftig zeigte, die proteſtantiſchen Stände Deutſchlands zu einträchtigen Maßregeln gegen das Haus Oeſterreich zu vermögen, und wo möglich einen allgemeinen Zuſammentritt derſelben zu Stande zu bringen. Neben dem, daß dieſer Hof durch franzöſiſche Rathſchläge geleitet wurde, von denen immer der Haß gegen Oeſterreich die Seele war, zwang ihn die Sorge für ſeine eigene Sicherheit, ſich gegen einen nahen und überlegenen Feind des ſo zweifelhaften Schutzes der Evangeliſchen bey Zeiten zu verſichern. Große Schwierigkeiten ſetzten ſich dieſer Vereinigung entgegen; weil die Abneigung der Evangeliſchen gegen die Reformirten kaum geringer war, als ihr gemeinſchaftlicher Abſcheu vor den Papiſten. Man verſuchte alſo zuerſt, die Religionen zu vereinigen, um dadurch die politiſche Verbindung zu erleichtern; aber alle dieſe Verſuche ſchlugen fehl, und endigten gewöhnlich damit, daß ſich jeder Theil nur deſto

mehr in seiner Meinung befestigte. Nichts blieb also übrig, als die Furcht und das Mißtrauen der Evangelischen zu vermehren, und dadurch die Nothwendigkeit einer solchen Vereinigung zu fühlen. Man vergrößerte die Macht der Katholischen; man übertrieb die Gefahr; zufällige Ereignisse wurden einem überdachten Plane zugeschrieben; unschuldige Vorfälle durch gehässige Auslegungen entstellt, und dem ganzen Betragen der Katholischen eine Uebereinstimmung und Planmäßigkeit geliehen, wovon sie wahrscheinlich weit entfernt gewesen sind.

Der Reichstag zu Regensburg, auf welchem die Protestanten sich Hoffnung gemacht hatten, die Erneuerung des Religionsfriedens durchzusetzen, hatte sich fruchtlos zerschlagen, und zu ihren bisherigen Beschwerden war noch die neuerliche Unterdrückung von Donauwerth hinzugekommen. Unglaublich schnell kam die so lange gesuchte Vereinigung zu Stande. Zu Anhausen in Franken traten (1608) der Churfürst Friedrich IV. von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, zwey Markgrafen von Brandenburg, der Markgraf von Baden und der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg — also Lutheraner mit Calvinisten — für sich und ihre Erben in ein enges Bündniß, die evangelische Union genannt, zusammen. Der Inhalt derselben war, daß die unirten Fürsten, in Angelegenheiten der Religion und ihrer ständischen Rechte, einander wechselweise gegen jeden Beleidiger mit Rath und That unterstützen, und alle für Einen Mann stehen sollten; daß einem jeden mit Krieg überzogenen Mitgliede der Union von den übrigen sogleich mit einer kriegerischen Macht sollte beygesprungen, jedem im Nothfalle für seine Truppen die Länderey'n, die Städte und Schlösser der mitunirten Stände geöffnet, was erobert würde aber, nach Verhältniß des Beytrages, dan ein jedes dazu gegeben, unter sämmtliche Glieder vertheilt werden sollte. Die Direction des ganzen Bundes

wurde in Friedenszeiten Chur-Pfalz überlaſſen, doch mit eingeſchränkter Gewalt, zur Beſtreitung der Unkoſten Vorſchüſſe gefordert, und ein Fond niedergelegt. Die Religionsverſchiedenheit (zwiſchen Lutheranern und Calviniſten) ſollte auf den Bund keinen Einfluß haben; das Ganze auf zehn Jahre gelten. Jedes Mitglied der Union hatte ſich zugleich anheiſchig machen müſſen, neue Mitglieder anzuwerben. Chur-Brandenburg ließ ſich bereitwillig finden; Chur-Sachſen mißbilligte den Bund; Heſſen konnte keine freye Entſchließung faſſen; die Herzoge von Braunſchweig und Lüneburg hatten gleichfalls Bedenklichkeiten. Aber die drey Reichsſtädte, Straßburg, Nürnberg und Ulm, waren keine unwichtige Eroberung für den Bund; weil man ihres Geldes ſehr bedürftig war, und ihr Beyſpiel von mehreren andern Reichsſtädten nachgeahmt werden konnte.

Die unirten Stände, einzeln, muthlos und wenig gefürchtet, führten nach geſchloſſener Vereinigung eine kühnere Sprache. Sie brachten durch den Fürſten Chriſtian von Anhalt ihre gemeinſchaftlichen Beſchwerden und Forderungen vor den Kaiſer, unter denen die Wiederherſtellung Donauwerths, die Aufhebung der kaiſerlichen Hofprozeſſe, und die Reformen ſeines eigenen Regimentes und ſeiner Rathgeber den oberſten Platz einnahmen. Zu dieſen Vorſtellungen hatten ſie gerade die Zeit gewählt, wo der Kaiſer von den Unruhen in ſeinen Erbländern kaum zu Athem kommen konnte; wo er Oeſterreich und Ungarn kürzlich an Mathias verloren, und ſeine böhmiſche Krone bloß durch Bewilligung des Majeſtätsbriefes gerettet hatte; wo endlich durch die Jülichiſche Succeſſion ſchon von fern ein neues Kriegsfeuer zubereitet wurde. Kein Wunder, daß dieſer langſame Fürſt ſich jetzt weniger als je in ſeinen Entſchließungen übereilte, und die Union früher zu dem Schwerte griff, als der Kaiſer ſich beſonnen hatte.

Die Katholiken bewachten mit Blicken voll Argwohn die Union; die Union hüthete eben so mißtrauisch die Katholiken und den Kaiser; der Kaiser beyde; und auf allen Seiten waren Furcht und Erbitterung auf's Höchste gestiegen. — Und gerade in diesem bedenklichen Zeitpuncte mußte sich durch den Tod des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich eine höchst streitige Erbfolge in den Jülich-Cleviſchen Landen eröffnen.

Acht Competenten meldeten sich zu dieser Erbschaft, deren Unzertrennlichkeit durch solenne Verträge festgesetzt worden war; und der Kaiser, der Lust bezeigte, sie als ein erledigtes Reichslehen einzuziehen, konnte für den neunten gelten. Vier von diesen, der Churfürst von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg, der Pfalzgraf von Zweybrücken, und der Markgraf von Burgau, ein österreichischer Prinz, forderten es als ein Weiberlehen, im Nahmen von vier Prinzessinnen, Schwestern des verstorbenen Herzogs. Zwey andere, der Churfürst von Sachsen, Albertinischer, und die Herzoge von Sachsen, Ernestinischer Linie, beriefen sich auf eine frühere Anwartschaft, welche ihnen Kaiser Friedrich III. auf diese Erbschaft ertheilt, und Maximilian I. beyden sächsischen Häusern bestätigt hatte. Auf die Ansprüche einiger auswärtigen Prinzen wurde nicht geachtet. Das nächste Recht war vielleicht auf der Seite Brandenburgs und Neuburgs, und es schien beyde Theile ziemlich gleich zu begünstigen. Beyde Höfe ließen auch sogleich nach Eröffnung der Erbschaft Besitz ergreifen; den Anfang machte Brandenburg, und Neuburg folgte. Beyde fingen ihren Streit mit der Feder an, und würden ihn wahrscheinlich mit dem Degen geendiget haben; aber die Dazwischenkunft des Kaisers, der diesen Rechtshandel vor seinen Thron ziehen, einstweilen aber die streitigen Länder in Sequester nehmen wollte, brachte beyde streitende Parteyen zu einem schnellen Vergleiche, um die gemeinschaftliche Gefahr abzuwenden. Man kam überein, das

Herzogthum in Gemeinschaft zu regieren. Umsonst, daß der Kaiser die Landstände auffordern ließ, ihren neuen Herren die Huldigung zu verweigern — umsonst, daß er seinen eigenen Anverwandten, den Erzherzog Leopold, Bischof von Passau und Straßburg, in's Jülichische schickte, um dort durch seine persönliche Gegenwart der kaiserlichen Partey aufzuhelfen. Das ganze Land, außer Jülich, hatte sich den protestantischen Prinzen unterworfen, und die kaiserliche Partey wurde in dieser Hauptstadt belagert.

Die Jülichische Streitigkeit war dem ganzen deutschen Reiche wichtig, und erregte sogar die Aufmerksamkeit mehrerer europäischer Höfe. Es war nicht sowohl die Frage: wer das Jülichische Herzogthum besitzen, und wer es nicht *besitzen* sollte? — Die Frage war: welche von beyden Parteyen in Deutschland, die katholische oder die protestantische, sich um eine so ansehnliche Besitzung vergrößern, für welche von beyden Religionen dieser Landstrich gewonnen oder verloren werden sollte? Die Frage war: ob Oesterreich abermahls in seinen Anmaßungen durchdringen, und seine Ländersucht mit einem neuen Raube vergnügen, oder ob Deutschlands Freyheit und das Gleichgewicht seiner Macht gegen die *Anmaßungen* Oesterreichs behauptet werden sollte? Der Jülichische Erbfolgestreit war also eine Angelegenheit für alle Mächte, welche Freyheit begünstigten und Oesterreich anfeindeten. Die evangelische Union, Holland, England, und vorzüglich Heinrich IV. von Frankreich, wurden darein gezogen.

Dieser Monarch, der die schönste Hälfte seines Lebens an das Haus Oesterreich und Spanien verloren, der nur mit ausdauernder Heldenkraft endlich alle Berge erstiegen, welche dieses Haus zwischen ihn und den französischen Thron gewälzt hatte, war bis hierher kein müßiger Zuschauer der Unruhen in Deutschland gewesen. Eben dieser Kampf der Stände mit dem Kaiser schenkte und sicherte seinem Frankreich den Frie-

den. Die Proteſtanten und Türken waren die zwey heilſamen Gewichte, welche die öſterreichiſche Macht in Oſten und Weſten darniederzogen — aber in ihrer ganzen Schreckbarkeit ſtand ſie wieder auf, ſobald man ihr vergönnte, dieſen Zwang abzuwerfen. Heinrich IV. hatte ein halbes Menſchenalter lang das ununterbrochene Schauſpiel von öſterreichiſcher Herrſchbegierde und öſterreichiſchem Länderdurſte vor Augen, den weder Widerwärtigkeit, noch ſelbſt Geiſtesarmuth, die doch ſonſt alle Leidenſchaften mäßigt, in einer Bruſt löſchen konnten, worin nur ein Tropfen von dem Blute Ferdinands des Arragoniers floß. Die öſterreichiſche Ländersucht hatte ſchon ſeit einem Jahrhunderte Europa aus einem glücklichen Frieden geriſſen, und in dem Innern ſeiner vornehmſten Staaten eine gewaltſame Veränderung bewirkt. Sie hatte die Aecker von Pflügern, die Werkſtätten von Künſtlern entblößt, um die Länder mit ungeheuern, nie geſehenen Heeresmaſſen, kaufmänniſche Meere mit feindſeligen Flotten zu bedecken. Sie hatte den europäiſchen Fürſten die Nothwendigkeit auferlegt, den Fleiß ihrer Unterthanen mit nie erhörten Schatzungen zu beſchweren, und die beſte Kraft ihrer Staaten, für die Glückſeligkeit ihrer Bewohner verloren, in einer nothgedrungenen Vertheidigung zu erſchöpfen. Für Europa war kein Friede, für ſeine Staaten kein Gedeihen, kein Plan von Dauer für der Völker Glück, ſo lange es dieſem gefährlichen Geſchlechte überlaſſen blieb, nach Gefallen die Ruhe dieſes Welttheils zu ſtören.

Betrachtungen dieſer Art umwölkten Heinrichs Gemüth am Abende eines glorreich geführten Lebens. Was hatte es ihm nicht gekoſtet, das trübe Chaos zu ordnen, worin der Tumult eines langwierigen Bürgerkrieges, von eben dieſem Oeſterreich angefacht und unterhalten, Frankreich geſtürzt hatte! Jeder große Menſch will für die Ewigkeit gearbeitet haben, und wer bürgte dieſem Könige für die Dauer des

Wohlstandes, worin er Frankreich verließ, so lange Oesterreich und Spanien eine einzige Macht blieben, die jetzt zwar entkräftet darniederlag; aber nur ein einziges glückliches Ungefähr brauchte, um sich schnell wieder in einen Körper zusammenzuziehen, und in ihrer ganzen Furchtbarkeit wieder aufzuleben? Wollte er seinem Nachfolger einen festgegründeten Thron, seinem Volke einen dauerhaften Frieden zurücklassen; so mußte diese gefährliche Macht auf immer entwaffnet werden. Aus dieser Quelle floß der unversöhnliche Haß, welchen Heinrich IV. dem Hause Oesterreich geschworen — unauslöschlich, glühend und gerecht, wie Hannibals Feindschaft gegen Romulus Volk, aber durch einen edlern Ursprung geadelt.

Alle Mächte Europens hatten diese große Aufforderung mit Heinrich gemein; aber nicht alle diese lichtvolle Politik, nicht alle den uneigennützigen Muth, nach einer solchen Aufforderung sich in Handlung zu setzen. Jeden ohne Unterschied reizt der nahe Gewinn; aber nur große Seelen wird das entfernte Gute bewegen. So lange die Weisheit bey ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet, oder sich auf ihre eigenen Kräfte verläßt, entwirft sie keine andere als chimärische Pläne, und die Weisheit läuft Gefahr, sich zum Gelächter der Welt zu machen — aber ein glücklicher Erfolg ist ihr gewiß, und sie kann auf Beyfall und Bewunderung zählen, sobald sie in ihren geistreichen Planen eine Rolle für Barbarey, Habsucht und Aberglauben hat, und die Umstände ihr vergönnen, eigennützige Leidenschaften zu Vollstreckern ihrer schönen Zwecke zu machen.

In dem erstern Falle hätte Heinrichs bekanntes Project, das österreiche Haus aus allen seinen Besitzungen zu verjagen, und unter die europäischen Mächte seinen Raub zu vertheilen, den Nahmen einer Chimäre wirklich verdient, womit man immer so freygebig gegen dasselbe gewesen ist; aber

verdiente es ihn auch in dem andern? Dem vortrefflichen Könige war es wohl nie eingefallen, bey den Vollſtreckern ſeines Projectes auf einen Beweggrund zu zählen, welcher demjenigen ähnlich geweſen wäre, der ihn ſelbſt und ſeinen Sully bey dieſer Unternehmung beſeelte. Alle Staaten, deren Mitwirkung dabey nöthig war, wurden durch die ſtärkſten Motive, die eine politiſche Macht nur immer in Handlung ſetzen können, zu der Rolle vermocht, die ſie dabey zu übernehmen hatten. Von den Proteſtanten im Oeſterreichiſchen verlangte man nichts, als was ohnehin das Ziel ihres Beſtrebens ſchien, die Abwerfung des öſterreichiſchen Joches; von den Niederlanden nichts, als einen ähnlichen Abfall von dem ſpaniſchen. Dem Papſte und allen Republiken Italiens war keine Angelegenheit wichtiger, als die ſpaniſche Tyranney auf immer von ihrer Halbinſel zu verjagen; für England konnte nichts wünſchenswürdiger ſeyn, als eine Revolution, welche es von ſeinem abgeſagteſten Feinde befreyte. Jede Macht gewann bey dieſer Theilung des öſterreichiſchen Raubes entweder Land oder Freyheit, neues Eigenthum oder Sicherheit für das alte; und weil Alle gewannen, ſo blieb das Gleichgewicht unverletzt. Frankreich konnte großmüthig jeden Antheil an der Beute verſchmähen; weil es durch Oeſterreichs Untergang ſich ſelbſt wenigſtens zweyfach gewann, und am mächtigſten war, wenn es nicht mächtiger wurde. Endlich um den Preis, daß ſie Europa von ihrer Gegenwart befreyten, gab man den Nachkömmlingen von Habsburg die Freyheit, in allen übrigen entdeckten und noch zu entdeckenden Welten ſich auszubreiten. Ravaillacs Meſſerſtiche retteten Oeſterreich, um die Ruhe von Europa noch um einige Jahrhunderte zu verſpäten.

Die Augen auf einen ſolchen Entwurf geheftet, mußte Heinrich die evangeliſche Union in Deutſchland und den Erbfolgeſtreit wegen Jülich nothwendig als die wichtigſten

Ereigniſſe mit ſchnellem, thätigem Antheile ergreifen. Seine Unterhändler waren an allen proteſtantiſchen Höfen Deutſchlands geſchäftig, und das Wenige, was ſie von dem großen politiſchen Geheimniſſe ihres Monarchen Preis gaben, oder ahnen ließen, war hinlänglich, Gemüther zu gewinnen, die ein ſo feuriger Haß gegen Oeſterreich beſeelte, und die Vergrößerungsbegierde ſo mächtig beherrſchte. Heinrichs ſtaatskluge Bemühungen zogen die Union noch enger zuſammen, und der mächtige Beyſtand, wozu er ſich anheiſchig machte, erhob den Muth der Verbundenen zur feſteſten Zuverſicht. Eine zahlreiche franzöſiſche Armee, von dem Könige in Perſon angeführt, ſollte den Truppen der Union am Rheine begegnen, und zuerſt die Eroberung der Jülich-Cleviſchen Lande vollenden helfen; alsdann in Verbindung mit den Deutſchen nach Italien rücken (wo Savoyen, Venedig und der Papſt ſchon einen mächtigen Beyſtand bereit hielten), um dort alle ſpaniſchen Throne umzuſtürzen. Dieſe ſiegreiche Armee ſollte dann, von der Lombardey aus, in das Habsburgiſche Erbtheil eindringen, und dort, von einem allgemeinen Aufſtande der Proteſtanten begünſtigt, in allen ſeinen deutſchen Landen, in Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen, das öſterreichiſche Zepter zerbrechen. Die Brabanter und Holländer, durch franzöſiſchen Beyſtand geſtärkt, hätten ſich unterdeſſen ihrer ſpaniſchen Tyrannen gleichfalls entledigt, und dieſer fürchterlich über ſeine Ufer getretene Strom, der noch kürzlich gedroht hatte, Europens Freyheit unter ſeinen trüben Strudeln zu begraben, rollte dann ſtill und vergeſſen hinter den pyrenäiſchen Bergen.

Die Franzoſen rühmten ſich ſonſt der Geſchwindigkeit; dießmahl wurden ſie von den Deutſchen übertroffen. Eine Armee der Union war im Elſaß, ehe noch Heinrich ſich dort zeigte, und ein öſterreichiſches Heer, welches der Biſchof von Straßburg und Paſſau in dieſer Gegend zuſammengezogen hat-

te, um es in's Jülichische zu führen, wurde zerstreut. Heinrich IV. hatte seinen Plan als Staatsmann und König entworfen; aber er hatte ihn Räubern zur Ausführung übergeben. Seiner Meinung nach sollte keinem katholischen Reichsstande Ursache gegeben werden, diese Rüstung auf sich zu deuten, und die Sache Oesterreichs zu der seinigen zu machen; die Religion sollte ganz und gar nicht in diese Angelegenheit gemischt werden. Aber wie sollten die deutschen Fürsten über Heinrichs Entwürfen ihre eigenen Zwecke vergessen? Von Vergrößerungsbegierde, von Religionshaß gingen sie ja aus — sollten sie nicht für ihre herrschende Leidenschaft unter Wegs, so viel mitnehmen, als sie konnten? Wie Raubadler legten sie sich über die Länder der geistlichen Fürsten, und erwählten sich, kostete es auch einen noch so großen Umweg, diese fetten Triften zu ihren Lagerplätzen. Als wäre es in Feindeslande, schrieben sie Brandschatzungen darin aus, bezogen eigenmächtig die Landesgefälle, und nahmen, was gutwillig nicht gegeben wurde, mit Gewalt. Um ja die Katholiken über die wahren Triebfedern ihrer Aus-rüstung nicht in Zweifel zu lassen, ließen sie laut und deutlich genug hören, was für ein Schicksal den geistlichen Stiftern von ihnen bereitet sey. So wenig hatten sich Heinrich IV. und die deutschen Prinzen in diesem Operationsplane verstanden; so sehr hatte der vortreffliche König in seinen Werkzeugen sich geirrt. Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß eine Gewaltthätigkeit, wenn die Weisheit sie gebiethet, nie dem Gewaltthätigen darf aufgetragen werden; daß nur demjenigen anvertraut werden darf, die Ordnung zu verletzen, dem sie heilig ist.

Das Betragen der Union, welches selbst für mehrere evangelische Stände empörend war, und die Furcht einer noch schlimmern Begegnung bewirkte bey den Katholiken etwas mehr, als eine müßige Entrüstung. Das tiefgefallene An-

ſehen des Kaiſers konnte ihnen gegen einen ſolchen Feind keinen Schutz gewähren. Ihr Bund war es, was die Unirten ſo gefürchtet, und trotzig machte; einen Bund mußte man ihnen wieder entgegenſtellen.

Der Biſchof von Würzburg entwarf den Plan zu dieſer katholiſchen Union, die durch den Nahmen der Ligue von der evangeliſchen unterſchieden wurde. Die Puncte, worüber man übereinkam, waren ungefähr dieſelben, welche die Union zum Grunde legte, Biſchöfe ihre mehrſten Glieder; an die Spitze des Bundes ſtellte ſich der Herzog Maximilian von Baiern, aber als das einzige weltliche Bundesglied von Bedeutung, mit einer ungleich größern Gewalt, als die Unirten ihrem Vorſteher eingeräumt hatten. Außer dieſem Umſtande, daß der einzige Herzog von Baiern Herr der *ganzen* liguiſtiſchen Kriegsmacht war, wodurch die Operationen der Ligue eine Schnelligkeit und einen Nachdruck bekommen mußten, die bey der Union nicht ſo leicht möglich waren, hatte die Ligue noch den Vortheil, daß die Geldbeyträge von den reichen Prälaten weit wichtiger einfloßen, als bey der Union von den armen evangeliſchen Ständen. Ohne dem Kaiſer, als einem katholiſchen Reichsſtande, einen Antheil an ihrem Bunde anzubiethen, ohne ihm, als Kaiſer, davon Rechenſchaft zu geben, ſtand die Ligue auf ein Mahl überraſchend und drohend da; mit hinlänglicher Kraft ausgerüſtet, um endlich die Union zu begraben, und unter drey Kaiſern fortzudauern. Die Ligue ſtritt zwar für Oeſterreich, weil ſie gegen proteſtantiſche Fürſten gerichtet war; aber Oeſterreich ſelbſt mußte bald vor ihr zittern.

Unterdeſſen waren die Waffen der Unirten im Jülichiſchen und im Elſaß ziemlich glücklich geweſen; Jülich war eng eingeſchloſſen, und das ganze Bisthum Straßburg in ihrer Gewalt. Jetzt aber war es mit ihren glänzenden Verrichtungen auch am Ende. Kein franzöſiſches Heer erſchien am

Rhein; denn, der es anführen sollte, der überhaupt die ganze Unternehmung beseelen sollte — Heinrich IV., war nicht mehr. Ihr Geld ging auf die Neige; neues zuzuschießen, weigerten sich ihre Landstände, und die mitunirten Reichsstände hatten es sehr übel aufgenommen, daß man immer nur ihr Geld, und nie ihren Rath verlangt hatte. Besonders brachte es sie auf, daß sie sich wegen der Jülichischen Streitsache in Unkosten gesetzt haben sollten, die doch ausdrücklich von den Angelegenheiten der Union war ausgeschlossen worden; daß sich die unirten Fürsten aus der gemeinen Casse große Pensionen zulegten; und vor allen Dingen, daß ihnen über die Anwendung der Gelder keine Rechnung von den Fürsten abgelegt wurde.

Die Union neigte sich also zu ihrem Falle, eben als die Ligue mit neuen und frischen Kräften sich ihr entgegen stellte. Länger im Felde zu bleiben, erlaubte den Unirten der einreißende Geldmangel nicht; und doch war es gefährlich, im Angesichte eines streitfertigen Feindes die Waffen wegzulegen. Um sich von einer Seite wenigstens sicher zu stellen, verglich man sich schnell mit dem ältern Feinde, dem Erzherzoge Leopold, und beyde Theile kamen überein, ihre Truppen aus dem Elsaß zu führen, die Gefangenen, loszugeben, und das Geschehene in Vergessenheit zu begraben. In ein solches Nichts zerrann diese vielversprechende Rüstung.

Eben die gebietherische Sprache, womit sich die Union, im Vertrauen auf ihre Kräfte, dem katholischen Deutschland angekündigt hatte, wurde jetzt von der Ligue gegen die Union und ihre Truppen geführt. Man zeigte ihnen die Fußtapfen ihres Zuges, und brandmarkte sie rund heraus mit den härtesten Nahmen, die sie verdienten. Die Stifter von Würzburg, Bamberg, Straßburg, Mainz, Trier, Cölln und viele andere hatten ihre verwüstende Gegenwart empfunden. Allen diesen sollte der zugefügte Schaden vergütet, der Paß zu Wasser

und zu Lande (denn auch der rheinischen Schifffahrt hatten sie sich bemächtigt) wieder freygegeben, Alles in seinen vorigen Stand gestellt werden. Vor Allem aber verlangte man von den Unionsverwandten eine runde und feste Erklärung, wessen man sich zu versehen habe? Die Reihe war jetzt an den Unirten, der Stärke nachzugeben. Auf einen so wohlgerüsteten Feind waren sie nicht gefaßt; aber sie selbst haben den Katholischen das Geheimniß ihrer Stärke verrathen. Zwar beleidigte es ihren Stolz, um den Frieden zu betteln; aber sie durften sich glücklich preisen, ihn zu erhalten. Der eine Theil versprach Ersatz, der andere Vergebung. Man legte die Waffen nieder. Das Kriegsgewitter verzog sich noch ein Mahl, und eine augenblickliche Stille erfolgte. Der Aufstand in Böhmen brach jetzt aus, der dem Kaiser das letzte seiner Erbländer kostete; aber weder die Union noch die Ligue mischten sich in diesen böhmischen Streit.

Endlich starb der Kaiser (1612), eben so wenig vermißt im Sarge, als wahrgenommen auf dem Throne. Lange nachdem das Elend der folgenden Regierungen das Elend der seinigen vergessen gemacht hatte, zog sich eine Glorie um sein Andenken, und eine so schreckliche Nacht legte sich jetzt über Deutschland, daß man einen solchen Kaiser mit blutigen Thränen sich zurück wünschte.

Nie hatte man von Rudolph erhalten können, seinen Nachfolger im Reiche wählen zu lassen, und Alles erwartete daher mit bangen Sorgen die nahe Erledigung des Kaiserthrons; doch über alle Hoffnung schnell und ruhig bestieg ihn Mathias. Die Katholiken gaben ihm ihre Stimmen, weil sie von der frischen Thätigkeit dieses Fürsten das Beste hofften; die Protestanten gaben ihm die ihrigen, weil sie Alles von seiner Hinfälligkeit hofften. Es ist nicht schwer, diesen Widerspruch zu vereinigen. Jene verließen sich auf das, was er gezeigt hatte; diese urtheilten nach dem, was er zeigte.

Den Augenblick einer neuen Thronbesetzung ist immer ein wichtiger Ziehungstag für die Hoffnung, der erste Reichstag eines Königs in Wahlreichen gewöhnlich seine härteste Prüfung. Jede alte Beschwerde kommt da zur Sprache, und neue werden aufgesucht, um sie der gehofften Reform mit theilhaftig zu machen; eine ganz neue Schöpfung soll mit dem neuen Könige beginnen. Die großen Dienste, welche ihre Glaubensbrüder in Oesterreich dem Mathias bey seinem Aufruhr geleistet, lebten bey den protestantischen Reichsständen noch in frischer Erinnerung, und besonders schien die Art, wie sich jene für diese Dienste bezahlt gemacht hatten, auch ihnen jetzt zum Muster zu dienen.

Durch Begünstigung der protestantischen Stände in Oesterreich und Mähren hatte Mathias den Weg zu seines Bruders Thronen gesucht, und auch wirklich gefunden; aber, von seinen ehrgeizigen Entwürfen hingerissen, hatte er nicht bedacht, daß auch den Ständen dadurch der Weg war geöffnet worden, ihrem Herrn Gesetze vorzuschreiben. Diese Entdeckung riß ihn frühzeitig aus der Trunkenheit seines Glücks. Kaum zeigte er sich triumphirend nach dem böhmischen Zuge seinen österreichischen Unterthanen wieder, so wartete schon ein gehorsamstes Anbringen auf ihn, welches hinreichend war, ihm seinen ganzen Triumph zu verleiden. Man forderte, ehe zur Huldigung geschritten würde, eine uneingeschränkte Religionsfreyheit in Städten und Märkten, eine vollkommene Gleichheit aller Rechte zwischen Katholiken und Protestanten, und einen völlig gleichen Zutritt der Letztern zu allen Bedienungen. An mehrern Orten nahm man sich diese Freyheit von selbst, und stellte, voll Zuversicht auf die veränderte Regierung, den evangelischen Gottesdienst eigenmächtig wieder her, wo ihn der Kaiser aufgehoben hatte. Mathias hätte zwar nicht verschmäht, die Beschwerden der Protestanten gegen den Kaiser zu benutzen; aber es konnte ihm

nie eingefallen seyn, sie zu heben. Durch einen festen und entschlossenen Ton hoffte er diese Anmaßungen gleich am Anfange niederzuschlagen. Er sprach von seinen erblichen Ansprüchen auf das Land, und wollte von keinen Bedingungen vor der Huldigung hören. Eine solche unbedingte Huldigung hatten ihre Nachbarn, die Stände von Steyermark, dem Erzherzoge Ferdinand geleistet; aber sie hatten bald Ursache gehabt, es zu bereuen. Von diesem Beyspiele gewarnt, beharrten die österreichischen Stände auf ihrer Weigerung; ja, um nicht gewaltsam zur Huldigung gezwungen zu werden, verließen sie sogar die Hauptstadt, bothen ihre katholischen Mitstände zu einer ähnlichen Widersetzung auf, und fingen an, Truppen zu werben. Sie thaten Schritte, ihr *altes* Bündniß mit den Ungarn zu erneuern; sie zogen die protestantischen Reichsfürsten in ihr Interesse, und schickten sich in vollem Ernste an, ihr Gesuch mit den Waffen durchzusetzen.

Mathias hatte keinen Anstand genommen, die weit höhern Forderungen der Ungarn zu bewilligen. Aber Ungarn war ein Wahlreich, und die republikanische Verfassung dieses Landes rechtfertigte die Forderungen der Stände vor ihm selbst, und seine Nachgiebigkeit gegen die Stände vor der *ganzen katholischen Welt*. In Oesterreich hingegen hatten seine Vorgänger weit größere Souveränitätsrechte ausgeübt, die er, ohne sich vor dem ganzen katholischen Europa zu beschimpfen, ohne den Unwillen Spaniens und Roms, ohne die Verachtung seiner eigenen katholischen Unterthanen auf sich zu laden, nicht an die Stände verlieren konnte. Seine streng *katholischen* Räthe, unter denen der Bischof von Wien, Melchior Klesel, ihn am meisten beherrschte, munterten ihn auf, eher alle Kirchen gewaltsam von den Protestanten sich entreißen zu lassen, als ihnen eine einzige rechtlich einzuräumen.

Aber unglücklicher Weise betraf ihn diese Verlegenheit in einer Zeit, wo Kaiser Rudolph noch lebte, und viel Zu-

schauer dieses Auftritts war, — um dieser also leicht versucht werden konnte, sich der nähmlichen Waffen gegen seinen Bruder zu bedienen, womit dieser über ihn gesiegt hatte — eines Verständnisses nähmlich mit seinen aufrührerischen Unterthanen. Diesem Streiche zu entgehen, nahm Mathias den Antrag der mährischen Landstände bereitwillig an, welche sich zwischen den österreichischen und ihm zu Mittlern anboten. Ein Ausschuß von beyden versammelte sich in Wien, wo von den österreichischen Deputirten eine Sprache gehört wurde, die selbst im Londner Parlament überrascht haben würde. „Die Protestanten, hieß es am Schlusse, wollten nicht schlechter geachtet seyn, als die Handvoll Katholiken in ihrem Vaterlande. Durch seinen protestantischen Adel habe Mathias den Kaiser zum Nachgeben gezwungen; wo man achtzig Papisten fände, würde man dreyhundert evangelische Baronen zählen. Das Beyspiel Rudolphs sollte dem Mathias eine Warnung seyn. Er möge sich hüthen, daß er das Irdische nicht verliere, um Eroberungen für den Himmel zu machen.“ Da die mährischen Stände, anstatt ihr Mittleramt zum Vortheile des Kaisers zu erfüllen, endlich selbst zur Partey ihrer österreichischen Glaubensbrüder übertraten, da die Union in Deutschland sich auf's Nachdrücklichste für diese in's Mittel schlug, und die Furcht vor Repressalien des Kaisers den Mathias in die Enge trieb, so ließ er sich endlich die gewünschte Erklärung zum Vortheile der Evangelischen entreißen.

Dieses Betragen der österreichischen Landstände gegen ihren Erzherzog nahmen sich nun die protestantischen Reichsstände zum Muster gegen ihren Kaiser, und sie versprachen sich denselben glücklichen Erfolg. Auf seinem ersten Reichstage zu Regensburg (1613), wo die dringendsten Angelegenheiten auf Entscheidung warteten, wo ein Krieg gegen die Türken und gegen den Fürsten Bethlen Gabor von

Siebenbürgen, der sich unterdessen mit türkischem Beystande zum Herrn dieses Landes aufgeworfen hatte, und sogar Ungarn bedrohte, einen allgemeinen Geldbeytrag nothwendig machte, überraschten sie mit einer ganz neuen Forderung. Die katholischen Stimmen waren noch immer die zahlreichern im Fürstenrathe; und weil Alles nach der Stimmenmehrheit entschieden wurde, so pflegten die Evangelischen, auch wenn sie noch so sehr unter sich einig waren, gewöhnlich in keine Betrachtung zu kommen. Dieses Vortheils der Stimmenmehrheit sollten sich nun die Katholischen begeben, und keiner einzelnen Religionspartey sollte es künftig erlaubt seyn, die Stimmen der andern durch ihre unwandelbare Mehrheit nach sich zu ziehen. Und in Wahrheit, wenn die evangelische Religion auf dem Reichstage repräsentirt werden sollte; so schien es sich von selbst zu verstehen, daß ihr durch die Verfassung des Reichstags selbst nicht die Möglichkeit abgeschnitten würde, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Beschwerden über die angemaßte Gerichtsbarkeit des Reichshofraths, und über Unterdrückung der Protestanten begleiteten diese Forderung, und die Bevollmächtigten der Stände hatten Befehl, so lange von allen gemeinschaftlichen Berathschlagungen wegzubleiben, bis eine günstige Antwort auf diesen vorläufigen Punct erfolgte.

Diese gefährliche Trennung zerriß den Reichstag, und drohte auf immer alle Einheit der Berathschlagungen zu zerstören. So aufrichtig der Kaiser gewünscht hatte, nach dem Beyspiele Maximilians, seines Vaters, zwischen beyden Religionen eine staatskluge Mitte zu halten; so ließ ihm das jetzige Betragen der Protestanten nur eine bedenkliche Wahl zwischen beyden. Zu seinen dringenden Bedürfnissen war ihm ein allgemeiner Beytrag der Reichsstände unentbehrlich; und doch konnte er sich die eine Partey nicht verpflichten, ohne die Hülfe der andern zu verscherzen.

Da er in seinen eigenen Erblanden so wenig befestigt war, so mußte er schon vor dem entfernten Gedanken zittern, mit den Protestanten in einen öffentlichen Krieg zu gerathen. Aber die Augen der ganzen katholischen Welt, die auf seine jetzige Entschließung gehoftet waren, die Vorstellungen der katholischen Stände, des römischen und spanischen Hofs, erlaubten ihm eben so wenig, die Protestanten zum Nachtheile der katholischen Religion zu begünstigen.

Eine so mißliche Situation mußte einen größern Geist, als Mathias war, niederschlagen, und schwerlich hätte er sich mit eigener Klugheit daraus gezogen. Der Vortheil der Katholischen war aber auf's engste mit dem Ansehen des Kaisers verflochten; und ließen sie dieses sinken, so hatten besonders die geistlichen Fürsten gegen die Eingriffe der Protestanten keine Schutzwehre mehr. Jetzt also, wie sie den Kaiser unschlüssig wanken sahen, glaubten sie, daß die höchste Zeit vorhanden sey, seinen sinkenden Muth zu stärken. Sie ließen ihn einen Blick in das Geheimniß der Ligue thun, und zeigten ihm die ganze Verfassung derselben, ihre Hülfsmittel und Kräfte. So wenig tröstlich diese Entdeckung für den Kaiser seyn mochte, so ließ ihn doch die Aussicht auf einen so mächtigen Schutz etwas mehr Muth gegen die Evangelischen fassen. Ihre Forderungen wurden abgewiesen, und der Reichstag endigte sich ohne Entscheidung. Aber Mathias wurde das Opfer dieses Streits. Die Protestanten verweigerten ihm ihre Geldhülfe, und ließen es ihn entgelten, daß die Katholischen unbeweglich geblieben waren.

Die Türken selbst zeigten sich indessen geneigt, den Waffenstillstand zu verlängern, und den Fürsten Bethlen Gabor ließ man im ruhigen Besitz von Siebenbürgen. Vor auswärtiger Gefahr war das Reich jetzt gedeckt, und auch im Innern desselben herrschte, bey allen noch so gefährlichen Spaltungen, dennoch Friede. Dem Jülichischen Erbfolgestreit

hatte ein ſehr unerwarteter Zufall eine überraſchende Wendung gegeben. Noch immer wurde dieſes Herzogthum von dem Churhauſe Brandenburg und dem Pfalzgrafen von Neuburg in Gemeinſchaft beſeſſen; eine Heirath zwiſchen dem Prinzen von Neuburg und einer brandenburgiſchen Prinzeſſinn ſollte das Intereſſe beyder Häuſer unzertrennlich verknüpfen. Dieſen ganzen Plan zerſtörte eine — Ohrfeige, welche der Churfürſt von Brandenburg das Unglück hatte, ſeinem Eidam im Weinrauſch zu geben. Von jetzt an war das gute Vernehmen zwiſchen beyden Häuſern dahin. Der Prinz von Neuburg trat zu dem Papſtthume über. Eine Prinzeſſinn von Baiern belohnte ihn für dieſe Apoſtaſie, und der mächtige Schutz Baierns und Spaniens war die natürliche Folge von beyden. Um dem Pfalzgrafen zum ausſchließenden Beſitz der Jülichiſchen Lande zu verhelfen, wurden die ſpaniſchen Waffen von den Niederlanden auch in das Herzogthum gezogen. Um ſich dieſer Gäſte zu entladen, rief der Churfürſt von Brandenburg die Holländer in das Land, denen er durch Annahme der reformirten Religion zu gefallen ſuchte. Beyde, die ſpaniſchen und holländiſchen Truppen, erſchienen; aber, wie es ſchien, bloß um für ſich ſelbſt zu erobern.

Der nahe niederländiſche Krieg ſchien ſich nun auf deutſchen Boden ſpielen zu wollen, und welch' ein unerſchöpflicher Zunder lag hier für ihn bereit! Mit Schrecken ſah das proteſtantiſche Deutſchland die Spanier an dem Unterrhein feſten Fuß gewinnen — mit noch größerem das katholiſche die Holländer über die Reichsgrenzen herein brechen. Im Weſten ſollte ſich die Mine entzünden, welche längſt ſchon das ganze Deutſchland unterhöhlte — nach den weſtlichen Gegenden waren Furcht und Erwartung hingeneigt — und aus Oſten kam der Schlag, der ſie in Flammen ſetzte.

Die Ruhe, welche der Majeſtätsbrief Rudolphs II.

Böhmen gehoben hatte, dauerte auch unter Mathias Regierung noch eine Zeit lang fort, bis in der Person Ferdinands von Grätz ein neuer Thronfolger in diesem Königreiche ernannt wurde.

Dieser Prinz, den man in der Folge unter dem Nahmen Kaiser Ferdinand II. näher kennen lernen wird, hatte sich durch gewaltsame Ausrottung der protestantischen Religion in seinen Erbländern als einen unerbittlichen Eiferer für das Papstthum angekündigt, und wurde deswegen von dem katholischen Theile der böhmischen Nation als die künftige Stütze dieser Kirche betrachtet. Die hinfällige Gesundheit des Kaisers rückte diesen Zeitpunkt nahe herbey, und im Vertrauen auf einen so mächtigen Beschützer fingen die böhmischen Papisten an, den Protestanten mit weniger Schonung zu begegnen. Die evangelischen Unterthanen katholischer Gutsherren besonders erfuhren die härteste Behandlung. Zugleich bezeigten mehrere von den Katholiken die Unvorsichtigkeit, etwas laut von ihren Hoffnungen zu reden, und durch hingeworfene Drohworte bey den Protestanten ein schlimmes Mistrauen gegen ihren künftigen Herrn zu erwecken. Aber hie würde dieses Mistrauen in Thätlichkeiten ausgebrochen seyn, wenn man nur im Allgemeinen geblieben wäre, und nicht durch besondere Angriffe auf einzelne Glieder dem Murren des Volks unternehmende Anführer gegeben hätte.

Heinrich Mathias, Graf von Thurn, sein gebohrner Böhme, aber Besitzer einiger Güter in diesem Königreiche, hatte sich durch Eifer für die protestantische Religion, und durch eine schwärmerische Anhänglichkeit an sein neues Vaterland, des ganzen Vertrauens der Utraquisten bemächtigt, welches ihm den Weg zu den wichtigsten Posten bahnte. Seinen Degen hatte er gegen die Türken mit vielem Ruhme geführt; durch ein einschmeichelndes Betragen gewann er sich die Herzen der Menge. Ein heißer, ungestümer Kopf, der

die Verwirrung lichte, mit seinen Talenten hervor glänzten; unbesonnen und tollkreist genug, Dinge zu unternehmen, die einen späte Klugheit und ein ruhigeres Blut nicht wagen; ungewissenhaft genug, wenn es die Befriedigung seiner Leidenschaften galt, mit dem Schicksale von Tausenden zu spielen, und eben fein genug, eine Nation, wie damahls die böhmische war, an seinem Gängelbande zu führen. Schon an den Unruhen unter Rudolphs Regierung hatte er den thätigsten Antheil genommen, und der Majestätsbrief, den die Stände von diesem Kaiser erpreßten, war vorzüglich sein Produkt. Der Hof hatte ihm, als Burggrafen von Carlstein, die böhmische Krone und die Freyheitsbriefe des Königreichs zur Verwahrung anvertraut; aber etwas weit Wichtigers — sich selbst — hatte ihm die Nation mit der Stelle eines Defensors oder Glaubensbeschützers übergeben. Die Aristokraten, welche den Kaiser beherrschten, entrissen ihm unklug die Aussicht über das Todte, um ihm den Einfluß auf das Lebendige zu lassen. Sie nahmen ihm die Burggrafenstelle, die ihn von der Hofgunst abhängig machte, um ihm die Augen über die Wichtigkeit der andern zu öffnen, die ihm übrig blieb, und kränkten seine Eitelkeit, die doch seinen Ehrgeiz unschädlich machte. Von dieser Zeit an beherrschte ihn die Begierde nach Rache, und die Gelegenheit fehlte nicht lange, sie zu befriedigen.

Im Majestätsbriefe, welchen die Böhmen von Rudolph II. erpreßt hatten, war eben so, wie in dem Religionsfrieden der Deutschen, ein Hauptartikel unausgemacht geblieben. Alle Rechte, welche der Letztere den Protestanten bewilligte, kamen nur den Ständen, nicht den Unterthanen zu Gute; bloß für die Unterthanen geistlicher Länder hatte man eine schwankende Gewissensfreyheit ausbedungen. Auch der böhmische Majestätsbrief sprach nur von den Ständen und von den königlichen Städten, deren Magistrate sich

gleiche Rechte mit den Ständen zu erringen gewußt hatten. Diesen allein wurde die Freyheit eingeräumt, Kirchen und Schulen zu errichten, und ihren protestantischen Gottesdienst öffentlich auszuüben; in allen übrigen Städten blieb es dem Landstande überlassen, dem sie angehörten, welche Religionsfreyheit er den Unterthanen vergönnen wollte. Dieses Rechts hatten sich die deutschen Reichsstände in seinem ganzen Umfange bedient, und zwar die weltlichen ohne Widerspruch; die geistlichen, denen eine Erklärung Kaiser Ferdinands dasselbe streitig machte, hatten nicht ohne Grund die Verbindlichkeit dieser Erklärung bestritten. Was im Religionsfrieden ein bestrittener Punct war, war ein unbestimmter im Majestätsbriefe; dort war die Auslegung nicht zweifelhaft, aber es war zweifelhaft, ob man zu gehorchen hätte; hier war die Deutung den Ständen überlassen. Die Unterthanen geistlicher Landstände in Böhmen glaubten daher eben das Recht zu besitzen, das die Ferdinandische Erklärung den Unterthanen deutscher Bischöfe einräumte; sie achteten sich den Unterthanen in den königlichen Städten gleich, weil sie die geistlichen Güter unter die Krongüter zählten. In der kleinen Stadt Klostergrab, die dem Erzbischofe zu Prag, und in Braunau, welches dem Abte dieses Klosters angehörte, wurden von den protestantischen Unterthanen eigenmächtig Kirchen aufgeführt, und ungeachtet des Widerspruchs ihrer Gutsherren, und selbst der Mißbilligung des Kaisers, der Bau derselben vollendet.

Unterdessen hatte sich die Wachsamkeit der Defensoren in etwas gemindert, und der Hof glaubte, einen ernstlichen Schritt wagen zu können. Auf Befehl des Kaisers wurde die Kirche zu Klostergrab niedergerissen, die zu Braunau gewaltsam gesperrt, und die unruhigsten Köpfe unter den Bürgern in's Gefängniß geworfen. Eine allgemeine Bewegung unter den Protestanten war die Folge dieses Schrittes; man schrie über

Verletzung des Majestätbriefes, und der Graf von Thurn, von Rachgier beseelt und durch sein Defensoramt noch mehr aufgefordert, zeigte sich besonders geschäftig, die Gemüther zu erhitzen. Aus allen Kreisen des Königreichs wurden auf seinen Antrieb Deputirte nach Prag gerufen, um, dieser gemeinschaftlichen Gefahr wegen, die nöthigen Maßregeln zu nehmen. Man kam überein, eine Supplik an den Kaiser aufzusetzen, und auf Loslassung der Gefangenen zu dringen. Die Antwort des Kaisers, schon darum von den Ständen sehr übel aufgenommen, weil sie nicht an sie selbst, sondern an seine Statthalter gerichtet war, verwies ihnen ihr Betragen als gesetzwidrig und rebellisch, rechtfertigte den Vorgang in Klostergrab und Braunau durch einen kaiserlichen Brief, und enthielt einige Stellen, welche drohend gedeutet werden konnten.

Der Graf von Thurn unterließ nicht, den schlimmen Eindruck zu vermehren, den dieses kaiserliche Schreiben unter den versammelten Ständen machte. Er zeigte ihnen die Gefahr, worin alle Theilnehmer an dieser Bittschrift schwebten, und wußte sie durch Erbitterung und Furcht zu gewaltsamen Entschließungen hinzureißen. Sie unmittelbar gegen den Kaiser zu empören, wäre jetzt noch ein zu gewagter Schritt gewesen. Nur von Stufe zu Stufe führte er sie an dieses unvermeidliche Ziel. Er fand daher für gut, ihren Unwillen zuerst auf die Räthe des Kaisers abzuleiten, und verbreitete zu dem Ende die Meinung, daß das kaiserliche Schreiben in der Statthalterey zu Prag aufgesetzt, und nur zu Wien unterschrieben worden sey. Unter den kaiserlichen Statthaltern waren der Kammerpräsident Slawata und der an Thurns Statt zum Burggrafen von Carlstein erwählte Freyherr von Martinitz das Ziel des allgemeinen Hasses. Beyde hatten den protestantischen Ständen schon ehedem ihre feindseligen Gesinnungen dadurch ziemlich laut an den Tag gelegt, daß sie allein sich geweigert hatten, der Sitzung beyzuwoh-

nien, in welcher der Majestätsbrief in das böhmische Landrecht eingetragen ward. Schon damahls drohte man ihnen, sie für jede künftige Verletzung des Majestätsbriefes verantwortlich zu machen, und was von dieser Zeit an den Protestanten Schlimmes widerfuhr, wurde, und zwar nicht ohne Grund, auf ihre Rechnung geschrieben. Unter allen katholischen Gutsbesitzern waren diese beyden gegen ihre protestantischen Unterthanen am härtesten verfahren. Man beschuldigte sie, daß sie diese mit Hunden in die Messe hetzen ließen, und durch Versagung der Taufe, der Heirathen und Begräbnisse zum Papstthume zu zwingen suchten. Gegen zwey so verhaßte Häupter war der Zorn der Nation leicht entflammt, und man bestimmte sie dem allgemeinen Unwillen zum Opfer.

Am 23. May 1618 erschienen die Deputirten bewaffnet und in zahlreicher Begleitung auf dem königlichen Schlosse, und drangen mit Ungestüm in den Saal, wo die Statthalter Sternberg, Martinitz, Lobkowitz und Slawata versammelt waren. Mit drohendem Tone verlangten sie eine Erklärung von jedem Einzelnen, ob er an dem kaiserlichen Schreiben einen Antheil gehabt, und seine Stimme dazu gegeben? Mit Mäßigung empfing sie Sternberg; Martinitz und Slawata antworteten trotzig. Dieses bestimmte ihr Geschick. Sternberg und Lobkowitz, weniger gehaßt und mehr gefürchtet, wurden beym Arme aus dem Zimmer geführt, und nun ergriff man Slawata und Martinitz, schleppte sie an ein Fenster, und stürzte sie achtzig Fuß tief in den Schloßgraben hinunter. Den Secretär Fabricius, eine Creatur von beyden, schickte man ihnen nach. Ueber eine so seltsame Art zu exequiren, verwunderte sich die ganze gesittete Welt, wie billig; die Böhmen entschuldigten sie als einen landüblichen Gebrauch, und fanden an diesem ganzen Vorfalle nichts wunderbar, als daß man von einem so hohen Sprunge so gesund wieder aufstehen konnte.

Ein Mißhaufen, auf dem die kaiſerliche Statthalterſchaft zu liegen kam, hatte ſie vor Beſchädigung gerettet.

Es war nicht zu erwarten, daß man ſich durch dieſe raſche Execution in der Gnade des Kaiſers ſehr verhaſſend haben würde; aber eben dahin hatte der Graf von Thurn die Stände gewollt. Hatten ſich dieſe, aus Furcht einer noch ungewiſſen Gefahr, zu ſolche Gewaltthätigkeit entſchloſſen, ſo mußte jetzt die gewiſſe Erwartung der Strafe und das dringender gewordene Bedürfniß der Sicherheit ſie noch tiefer hineinreißen. Durch dieſe brutale Handlung der Selbſthülfe war der Unentſchloſſenheit und Reue jeder Rückweg verſperrt, und ein einzelnes Verbrechen ſchien nur durch eine Kette von Gewaltthaten ausgeſöhnt werden zu können. Da die That ſelbſt nicht ungeſchehen zu machen war, ſo mußte man die ſtrafende Macht entwaffnen. Deputirte Directoren wurden ernannt, den Aufſtand geſetzmäßig fortzuführen. Man bemächtigte ſich aller Regierungsgeſchäfte und aller königlichen Gefälle, nahm alle königlichen Beamten und Soldaten in Pflichten, und ließ ein Aufgebot an die ganze böhmiſche Nation ergehen, ſich der gemeinſchaftlichen Sache anzunehmen. Die Jeſuiten, welche der allgemeine Haß als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen anklagte, wurden aus dem ganzen Königreichs verbannt, und die Stände fanden für nöthig, ſich dieſes harten Schluſſes wegen in einem eigenen Manifeſte zu verantworten. Alle dieſe Schritte geſchahen zur Aufrechthaltung der königlichen Macht und der Geſetze — die Sprache aller Rebellen, bis ſich das Glück für ſie entſchieden hat.

Die Bewegungen, welche die Zeitungen des böhmiſchen Aufſtandes am kaiſerlichen Hofe verurſachte, waren bey weitem nicht ſo lebhaft, als eine ſolche Aufforderung es verdient hätte. Kaiſer Mathias war der entſchloſſene Geiſt nicht mehr, der ehedem ſeinen König und Herrn mitten im Schooße ſeines Volks aufſuchen, und von dem Thronen herunter für

zen konnte. Der zuverſichtliche Muth, der ihn bey einer Uſurpation beſeelt hatte, verließ ihn bey einer rechtmäßigen Vertheidigung. Die böhmiſchen Rebellen hatten ſich zuerſt bewaffnet, und die Natur der Dinge brachte es mit ſich, daß er folgte. Aber er konnte nicht hoffen, den Krieg in Böhmen einzuſchließen. In allen Ländern ſeiner Herrſchaft hingen die Proteſtanten durch eine gefährliche Sympathie zuſammen — die gemeinſchaftliche Religionsgefahr konnte alle mit einander ſchnell zu einer furchtbaren Republik verknüpfen. Was hatte er einem ſolchen Feinde entgegenzuſetzen, wenn der proteſtantiſche Theil ſeiner Unterthanen ſich von ihm trennte? Und erſchöpften ſich nicht beyde Theile in einem ſo verderblichen Bürgerkriege? Was war nicht Alles auf dem Spiele, wenn er unterlag, und wen anders, als ſeine eigenen Unterthanen, hatte er zu Grunde gerichtet, wenn er ſiegte?

Ueberlegungen dieſer Art ſtimmten den Kaiſer und ſeine Räthe zur Nachgiebigkeit und zu Gedanken des Friedens; aber eben in dieſer Nachgiebigkeit wollten Andere die Urſache des Uebels gefunden haben. Erzherzog Ferdinand von Grätz wünſchte dem Kaiſer vielmehr zu einer Begebenheit Glück, die jede Gewaltthat gegen die böhmiſchen Proteſtanten vor ganz Europa rechtfertigen würde. »Der Ungehorſam, hieß es, die Geſetzloſigkeit, und der Aufruhr ſeyen immer Hand in Hand mit dem Proteſtantismus gegangen. Alle Freyheiten, welche von ihm ſelbſt und dem vorigen Kaiſer den Ständen bewilligt worden, hätten keine andere Wirkung gehabt, als ihre Forderungen zu vermehren. Gegen die landesherrliche Gewalt ſeyen alle Schritte der Ketzer gerichtet; ſtufenweiſe ſeyen ſie von Trotz zu Trotz bis zu dieſem letzten Angriffe hinauf geſtiegen; in Kurzem würden ſie auch an die noch einzig übrige Perſon des Kaiſers greifen. In den Waffen allein ſey Hülfe gegen einen ſolchen Feind — Ruhe und Unterwerfung nur über den Trümmern ihrer gefährlichen

Privilegien — nur in dem völligen Untergange dieſer Secte Sicherheit für den katholiſchen Glauben. Ungewiß zwar ſey der Ausgang des Krieges, aber gewiß das Verderben bey Unterlaſſung deſſelben. Die eingezogenen Güter der Rebellen würden die Unkoſten reichlich erſtatten, und der Schrecken der Hinrichtungen den übrigen Landſtänden künftig einen ſchnellen Gehorſam lehren.“ — War es den böhmiſchen Proteſtanten zu verdenken, wenn ſie ſich gegen die Wirkungen ſolcher Grundſätze in Zeiten verwahrten? — Und auch nur gegen den Thronfolger des Kaiſers, nicht gegen ihn ſelbſt, der nichts gethan hatte, die Beſorgniſſe der Proteſtanten zu rechtfertigen, war der böhmiſche Aufſtand gerichtet. Jenem den Weg zu dem böhmiſchen Throne zu verſchließen, ergriff man die Waffen ſchon unter Mathias; doch ſo lange dieſer Kaiſer lebte, wollte man ſich in den Schranken einer ſcheinbaren Unterwürfigkeit halten.

Aber die Böhmen hatten zu den Waffen gegriffen, und unbewaffnet durfte ihnen der Kaiſer nicht einmahl den Frieden anbiethen. Spanien ſchoß Geld zur Rüſtung her, und verſprach Truppen von Italien und den Niederlanden aus zu ſchicken. Zum Generaliſſimus ernannte man den Grafen von Boucquoi, einen Niederländer; weil keinem Eingebornen zu trauen war, und Graf Dampierre, ein anderer Ausländer, commandirte unter ſeinen Befehlen. Ehe ſich dieſe Armee in Bewegung ſetzte, verſuchte der Kaiſer den Weg der Güte durch ein vorausgeſchicktes Manifeſt. In dieſem erklärte er den Böhmen: „Daß der Majeſtätsbrief ihm heilig ſey, daß er nie etwas gegen ihre Religion oder ihre Privilegien beſchloſſen, daß ſelbſt ſeine jetzige Rüſtung ihm durch die ihrige ſey abgedrungen worden. Sobald die Nation die Waffen von ſich lege, würde auch er ſein Heer verabſchieden.“ Aber dieſer gnädige Brief verfehlte ſeine Wirkung — weil die Häupter des Aufruhrs für rathſam fanden, den guten

Willen des Kaiſers dem Volke zu verbergen. Anſtatt deſſelben verbreiteten ſie auf den Kanzeln und in fliegenden Blättern die giftigſten Gerüchte, und ließen das hintergangene Volk vor Bartholomäus-Nächten zittern, die nirgends als in ihrem Kopfe exiſtirten. Ganz Böhmen, mit Ausnahme dreyer Städte, Budweis, Krummau und Pilſen, nahm Theil an dem Aufruhre. Dieſe drey Städte, größtentheils katholiſch, hatten allein den Muth, bey dieſem allgemeinen Abfalle dem Kaiſer getreu zu bleiben, der ihnen Hülfe verſprach. Aber dem Grafen von Thurn konnte es nicht entgehen, wie gefährlich es wäre, drey Plätze von ſolcher Wichtigkeit in feindlichen Händen zu laſſen, die den kaiſerlichen Waffen zu jeder Zeit den Eingang in das Königreich offen hielten. Mit ſchneller Entſchloſſenheit erſchien er vor Budweis und Krummau, und hoffte beyde Plätze durch Schrecken zu überwältigen. Krummau ergab ſich ihm, aber von Budweis wurden alle ſeine Angriffe ſtandhaft zurückgeſchlagen.

Und nun fing auch der Kaiſer an, etwas mehr Ernſt und Thätigkeit zu zeigen. Boucquoi und Dampierre fielen mit zwey Heeren in's böhmiſche Gebieth, und fingen an, es feindſelig zu behandeln. Aber die kaiſerlichen Generale fanden den Weg nach Prag ſchwerer, als ſie erwartet hatten. Jeder Paß, jeder nur irgend haltbare Ort mußte mit dem Degen geöffnet werden, und der Widerſtand mehrte ſich mit jedem neuen Schritte, den ſie machten; weil die Ausſchweifungen ihrer Truppen, meiſtens Ungarn und Wallonen, den Freund zum Abfalle und den Feind zur Verzweiflung brachten. Aber auch noch dann, als ſeine Truppen ſchon in Böhmen vordrangen, fuhr der Kaiſer fort, den Ständen den Frieden zu zeigen, und zu einem gütlichen Vergleiche die Hände zu biethen. Neue Ausſichten, die ſich ihnen aufthaten, erhoben den Muth der Rebellen. Die Stände von Mähren ergriffen ihre Partey, und aus Deutſchland erſchien

ihnen in der Person des Grafen von Mannsfeld einen eben so unverhofften als tapferen Beschützer.

Die Häupter der evangelischen Union hatten den bisherigen Bewegungen in Böhmen schweigend, aber nicht müßig zugesehen. Beyde kämpften für dieselbe Sache, gegen denselben Feind. In dem Schicksale von Böhmen ließen sie ihre Bundesverwandten ihr eigenes Schicksal lesen, und die Sache dieses Volks wurde von ihnen als die heiligste Angelegenheit des deutschen Bundes abgeschildert. Diesem Grundsatze getreu, stärkten sie den Muth der Rebellen durch Beystandsversprechungen, und ein glücklicher Zufall setzte sie in Stand, dieselben unverhofft in Erfüllung zu bringen.

Graf Peter Ernst von Mannsfeld, der Sohn eines verdienstvollen östreichischen Dieners, Ernst von Mannsfeld, der die spanische Armee in den Niederlanden eine Zeit lang mit vielem Ruhme befehligt hatte, wurde das Werkzeug, das österreichische Haus in Deutschland zu demüthigen. Er selbst hatte dem Dienste dieses Hauses seine ersten Feldzüge gewidmet, und unter den Fahnen Erzherzogs Leopolds, in Jülich und im Elsaß, gegen die protestantische Religion und die deutsche Freyheit gefochten. Aber unvermerkt für die Grundsätze dieser Religion gewonnen, verließ er einen Chef, dessen Eigennutz ihm die geforderte Entschädigung für den in seinem Dienste gemachten Aufwand versagte, und widmete der evangelischen Union seinen Eifer und einen siegreichen Degen. Es fügte sich eben, daß der Herzog von Savoyen, ein Alliirter der Union, in einem Kriege gegen Spanien ihren Beystand verlangte. Sie überließ ihm ihre neue Eroberung, und Mannsfeld bekam den Auftrag, ein Heer von 4000 Mann, zum Gebrauche und auf Kosten des Herzogs, in Deutschland bereit zu halten. Dieses Heer stand eben marschfertig da, als das Kriegsfeuer in Böhmen auflohderte, und der Herzog, der gerade jetzt keinen

Verstärkung bedurfte, überließ es der Union zu freyem Gebrauche. Nichts konnte dieser willkommener seyn, als ihren Bundesgenossen in Böhmen auf fremde Kosten zu dienen. Sogleich erhielt Graf Mannsfeld Befehl, diese 4000 Mann in das Königreich zu führen, und eine vorgegebene böhmische Bestallung mußte den Augen der Welt die wahren Urheber seiner Rüstung verbergen.

Dieser Mannsfeld zeigte sich jetzt in Böhmen, und faßte durch Einnahme der festen und kaiserlich gesinnten Stadt Pilsen in diesem Königreiche festen Fuß. Der Muth der Rebellen wurde noch durch einen andern Succurs aufgerichtet, den die schlesischen Stände ihnen zu Hülfe schickten. Zwischen diesen und den kaiserlichen Truppen kam es nun zu wenig entscheidenden, aber desto verheerenderen Gefechten, welche einem ernstlichern Kriege zum Vorspiele dienten. Um die Lebhaftigkeit seiner Kriegsoperationen zu schwächen, unterhandelte man mit dem Kaiser, und ließ sich sogar die angebothene sächsische Vermittlung gefallen. Aber ehe der Ausgang beweisen konnte, wie wenig aufrichtig man verfuhr, raffte der Tod den Kaiser von der Scene.

Was hatte Mathias nun gethan, um die Erwartungen der Welt zu rechtfertigen, die er durch den Sturz seines Vorgängers herausgefordert hatte? War es der Mühe werth, den Thron Rudolphs durch ein Verbrechen zu besteigen, um ihn so schlecht zu besitzen, und mit so wenig Ruhm zu verlassen? So lange Mathias König war, büßte er für die Unklugheit, durch die er es geworden. Einige Jahre früher sie zu tragen, hatte er die ganze Freyheit seiner Krone verscherzt. Was ihm die vergrößerte Macht der Stände an Selbstthätigkeit noch übrig ließ, hielten seine eigenen Agnaten unter einem schimpflichen Zwange. Krank und kinderlos sah er die Aufmerksamkeit der Welt einem stolzen Erben entgegen eilen, der ungeduldig dem Schicksale vorgriff,

und in des Greisen absterbender Regierung schon hin-reichende eröffnete.

Mit Mathias war die regierende Linie des deutschen Hauses Oesterreichs so gut als erloschen; denn von allen Söhnen Maximilians lebte nur noch der einzige kinderlose und schwächliche Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, der aber seine nähern Rechte auf diese Erbschaft an die Grätzische Linie abgetreten hatte. Auch das spanische Haus hatte sich in einem geheimen Reverse aller seiner Ansprüche auf die österreichischen Besitzungen zum Vortheile des Erzherzogs Ferdinand von Steyermark begeben, in welchem nunmehr der Habsburgische Stamm in Deutschland frische Zweige treiben, und die ehemahlige Größe Oesterreichs wieder aufleben sollte.

Ferdinand hatte den jüngsten Bruder Kaiser Maximilians II., Erzherzog Carl von Krain, Kärnthen und Steyermark, zum Vater, zur Mutter eine Prinzessinn von Baiern. Da er den ersten schon im zwölften Jahre verlor, so übergab ihn die Erzherzoginn der Aufsicht ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm von Bayern, unter dessen Augen er auf der Akademie zu Ingolstadt durch Jesuiten erzogen und unterrichtet wurde. Was für Grundsätze er aus dem Umgange eines Fürsten schöpfen mußte, der sich Andachts wegen der Regierung entschlagen, ist nicht schwer zu begreifen. Man zeigte ihm auf der einen Seite die Nachsicht der Maximilianischen Prinzen gegen die Anhänger der neuen Lehre, und die Verwirrung in ihren Landen; auf der andern den Segen Baierns, und den unerbittlichen Religionseifer seiner Beherrscher; zwischen diesen beyden Mustern ließ man ihn wählen.

In dieser Schule zu einem mannhaften Streiter für Gott, zu einem rüstigen Werkzeuge der Kirche zubereitet, verließ er Baiern nach einem fünfjährigen Aufenthalte, um die

Regierung ſeiner Erbländer zu übernehmen. Die Stände von Krain, Kärnthen und Steyermark, welche vor Ablegung ihres Huldigungseides die Beſtätigung ihrer Religionsfreyheit forderten, erhielten zur Antwort, daß die Religionsfreyheit mit der Huldigung nichts zu thun habe. Der Eid wurde ohne Bedingung gefordert, und auch wirklich geleiſtet. Mehrere Jahre gingen hin, ehe die Unternehmung, wozu in Ingolſtadt der Entwurf gemacht worden, zur Ausführung reif ſchien. Ehe Ferdinand mit derſelben an's Licht trat, hohlte er ſich ſelbſt in Perſon zu Loretto die Gnade der Jungfrau Maria, und zu den Füßen Clemens VIII. in Rom den apoſtoliſchen Segen.

Es galt aber auch nichts Geringeres, als den Proteſtantismus aus einem Diſtricte zu vertreiben, wo er die überlegenen Waffen auf ſeiner Seite hatte, und durch eine förmliche Duldungsacte, welche Ferdinands Vater dem Herren- und Ritterſtande dieſer Länder bewilligt hatte, geſetzmäßig geworden war. Eine ſo feyerlich ausgeſtellte Bewilligung konnte ohne Gefahr nicht zurückgenommen werden; aber den frommen Zögling der Jeſuiten ſchreckte keine Schwierigkeit zurück. Das Beyſpiel der übrigen, ſowohl katholiſchen als proteſtantiſchen Reichsſtände, welche das Reformationsrecht in ihren Ländern ohne Widerſpruch ausübte, und die Mißbräuche, welche die ſteyriſchen Stände von ihrer Religionsfreyheit gemacht hatten, mußten dieſer Gewaltthätigkeit zur Rechtfertigung dienen. Unter dem Schutze eines ungereimten poſitiven Geſetzes glaubte man ohne Scheu das Geſetz der Vernunft und Billigkeit verhöhnen zu dürfen. Bey dieſer ungerechten Unternehmung zeigte Ferdinand übrigens einen bewundernswürdigen Muth, eine lobenswerthe Standhaftigkeit. Ohne Geräuſch, und man darf hinzuſetzen, ohne Grauſamkeit, unterdrückte er den proteſtantiſchen Gottesdienſt in einer Stadt nach der andern,

und in wenigen Jahren war dieses gefahrvolle Werk zum Erstaunen des ganzen Deutschlands vollendet.

Aber indem die Katholischen den Helden und Ritter ihrer Kirche in ihm bewunderten, fingen die Protestanten an, sich gegen ihn, als ihren gefährlichsten Feind, zu rüsten. Nichts desto weniger fand das Gesuch des Mathias, ihm die Nachfolge zuzuwenden, in den Wahlstaaten Oesterreichs keinen oder nur einen sehr geringen Widerspruch, und selbst die Böhmen krönten ihn, unter sehr annehmlichen Bedingungen, zu ihrem künftigen Könige. Später erst, nachdem sie den schlimmen Einfluß seiner Rathschläge auf die Regierung des Kaisers erfahren hatten, wachten ihre Besorgnisse auf; und verschiedene handschriftliche Aufsätze von ihm, die ein böser Wille in ihre Hände spielte, und die seine Gesinnungen nur zu deutlich verriethen, trieben ihre Furcht auf's Höchste. Besonders entrüstete sie ein geheimer Familienvertrag mit Spanien, worin Ferdinand dieser Krone, nach Abgang männlicher Erben, das Königreich Böhmen verschrieben hatte, ohne die Nation erst zu hören, ohne die Wahlfreyheit ihrer Krone zu achten. Die vielen Feinde, welche sich dieser Prinz durch seine Reformation in Steyermark unter den Protestanten überhaupt gemacht hatte, thaten ihm bey den Böhmen die schlimmsten Dienste, und besonders zeigten sich einige dahin geflüchtete steyermärkische Emigranten, welche ein racherfülltes Herz in ihr neues Vaterland mitbrachten, geschäftig, das Feuer der Empörung zu nähren. In so widriger Stimmung fand König Ferdinand die böhmische Nation, als Kaiser Mathias ihm Platz machte.

Ein so schlimmes Verhältniß zwischen der Nation und dem Thron-Candidaten würde auch bey der ruhigsten Thronfolge Stürme erweckt haben — wie vielmehr aber jetzt, im vollen Feuer des Aufruhrs, jetzt, da die Nation ihre Majestät zurückgenommen hatte, und in den Zustand des natürlichen

Rechts zurückgetreten war, jetzt, da sie die Waffen in Händen hatte, da durch das Gefühl ihrer Einigkeit ein begeisterndes Selbstvertrauen in ihr erwacht, ihr Muth durch die glücklichsten Erfolge, durch fremde Beystandsversprechungen und schwindliche Hoffnungen zur festesten Zuversicht erhoben war. Uneingedenk des an Ferdinand bereits übertragenen Rechtes, erklärten die Stände ihren Thron für erledigt, ihre Wahl für völlig ungebunden. Zu einer friedlichen Unterwerfung war kein Anschein vorhanden, und wollte sich Ferdinand im Besitze der böhmischen Krone sehen, so hatte er die Wahl, sie entweder mit allen dem zu erkaufen, was eine Krone wünschenswerth macht, oder mit dem Schwerte in der Hand zu erobern.

Aber mit welchen Hülfsmitteln sie erobern? Auf welches seiner Länder er seine Augen kehrte, stand Alles in hellen Flammen. Schlesien war in den böhmischen Aufstand zugleich mit hineingerissen; Mähren war im Begriffe, diesem Beyspiele zu folgen. In Ober- und Unterösterreich regte sich, wie unter Rudolph, der Geist der Freyheit, und kein Landstand wollte huldigen. Ungarn bedrohte der Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen mit einem Ueberfalle; eine geheimnißvolle Rüstung der Türken erschreckte alle östlich gelegenen Provinzen; damit das Bedrängniß vollkommen würde, so mußten auch, von dem allgemeinen Beyspiele geweckt, die Protestanten in seinen väterlichen Erbstaaten ihr Haupt erheben. In diesen Ländern war die Zahl der Protestanten überwiegend; in den meisten hatten sie die Einkünfte im Besitze, mit denen Ferdinand seinen Krieg führen sollte. Die Neutralen fingen an zu wanken, die Getreuen zu verzagen, nur die Schlimmgesinnten hatten Muth. Die eine Hälfte von Deutschland winkte den Rebellen Ermunterung, die andere erwartete müßig den Ausschlag; spanische Hülfe stand noch in

fernen Landen. Der Augenblick, der ihm Alles brachte, drohte ihm Alles zu entreißen.

Was er auch jetzt, von dem harten Geſetze der Noth unterjocht, den böhmiſchen Rebellen anbiethet — alle ſeine Vorſchläge zum Frieden werden mit Uebermuth verſchmäht. An der Spitze eines Heeres zeigt ſich der Graf von Thurn ſchon in Mähren, dieſe einzige noch wankende Provinz zur Entſcheidung zu bringen. Die Erſcheinung der Freunde gibt den mähriſchen Proteſtanten das Signal der Empörung. Brünn wird erobert; das übrige Land folgt freywillig nach; in der ganzen Provinz ändert man Religion und Regierung. Wachſend in ſeinem Laufe, ſtürzt der Rebellenſtrom in Oberöſterreich, wo eine gleichgeſinnte Partey ihn mit freudigem Beyfalle empfängt. „Kein Unterſchied der Religion ſoll mehr *ſeyn, gleiche* Rechte für alle chriſtliche Kirchen. — Man habe gehört, daß fremdes Volk in dem Lande geworben werde, die Böhmen zu unterdrücken. Dieſes ſuche man auf, und bis nach Jeruſalem werde man den Feind der Freyheit verfolgen.“ — Kein Arm wird gerührt, den Erzherzog zu vertheidigen; endlich lagern ſich die Rebellen vor Wien, ihren Herrn zu belagern.

Seine Kinder hatte Ferdinand von Grätz, wo ſie ihm nicht mehr ſicher waren, nach Tyrol geflüchtet; er ſelbſt erwartete in ſeiner Kaiſerſtadt den Aufruhr. Eine Handvoll Soldaten war Alles, was er dem wüthenden Schwarme entgegenſtellen konnte. Dieſen Wenigen fehlte der gute Wille, weil es an Sold und ſelbſt an Brot fehlte. Auf eine lange Belagerung war Wien nicht bereitet. Die Partey der Proteſtanten, jeden Augenblick bereit, ſich an die Böhmen anzuſchließen, war in der Stadt die überwiegende; die auf dem Lande zogen ſchon Truppen gegen ihn zuſammen. Schon ſah der proteſtantiſche Pöbel den Erzherzog in einem Mönchskloſter eingeſperrt, ſeine Staaten getheilt, ſeine Kinder prote-

stantisch erzogen. Heimlichen Feinden anvertraut, und von öffentlichen umgeben, sah er jeden Augenblick den Abgrund sich öffnen, der alle seine Hoffnungen, der ihn selbst verschlingen sollte. Die böhmischen Kugeln flogen in die kaiserliche Burg, wo sechzehn österreichische Baronen sich in sein Zimmer drängten, mit Vorwürfen in ihn stürmten, und zu einer Conföderation mit den Böhmen seine Einwilligung zu ertrotzen strebten. Einer von diesen ergriff ihn bey den Knöpfen seines Wamms. „Ferdinand!“ schnaubte er ihn an: „wirst du unterschreiben?“

Wem hätte man es nicht verziehen, in dieser schrecklichen Lage gewankt zu haben? — Ferdinand dachte nach, wie er römischer Kaiser werden wollte. Nichts schien ihm übrig zu seyn, als schnelle Flucht oder Nachgiebigkeit; zu jener riethen Männer — zu dieser katholische Priester. Verließ er die Stadt, so fiel sie in Feindes Hände; mit Wien war Oesterreich, mit Oesterreich der Kaiserthron verloren. Ferdinand verließ seine Hauptstadt nicht, und wollte eben so wenig von Bedingungen hören.

Der Erzherzog war noch im Wortwechsel mit den deputirten Baronen, als auf ein Mahl Trompetenschall den Burgplatz erfüllte. Unter den Anwesenden wechseln Furcht und Erstaunen — ein erschreckendes Gerücht durchläuft die Burg — ein Deputirter nach dem andern verschwindet. Viele vom Adel und der Bürgerschaft hörte man eilfertig in das Thurnische Lager fliehen. Diese schnelle Veränderung wirkte ein Regiment Dampierrischer Cüraſſiere, welches in diesem wichtigen Augenblicke in die Stadt einrückte, den Erzherzog zu vertheidigen. Bald folgte auch Fußvolk nach; viele katholische Bürger, durch diese Erscheinung mit neuem Muthe belebt, und die Studierenden selbst ergriffen die Waffen. Eine Nachricht, die so eben aus Böhmen einlief, vollendete seine Errettung. Der niederländische General Boucquoi hatte

den Grafen Mannsfeld bey Budweis auf's Haupt geſchlagen, und war im Anzuge gegen Prag. Eilfertig brachen die Böhmen ihre Gezelte ab, um ihre Hauptſtadt zu entſetzen.

Und jetzt waren auch die Päſſe wieder frey, die der Feind beſetzt gehalten, um Ferdinanden den Weg nach Frankfurt zur Kaiſerwahl zu verlegen. Wenn es dem Könige von Ungarn für ſeinen ganzen Plan wichtig war, den deutſchen Thron zu beſteigen; ſo war es jetzt um ſo wichtiger, da ſeine Ernennung zum Kaiſer das unverdächtigſte und entſcheidenſte Zeugniß für die Würdigkeit ſeiner Perſon und die Gerechtigkeit ſeiner Sache ablegte, und ihm zugleich zu einem Beyſtande des Reiches Hoffnung machte. Aber dieſelbe Cabale, welche ihn in ſeinen Erbſtaaten verfolgte, arbeitete ihm auch bey ſeiner Bewerbung um die Kaiſerwürde entgegen. Kein öſterreichiſcher Prinz ſollte den deutſchen Thron mehr beſteigen, am wenigſten aber Ferdinand, der entſchloſſene Verfolger ihrer Religion, der Sclave Spaniens und der Jeſuiten. Dieſes zu verhindern, hatte man noch bey Lebzeiten des Mathias dem Herzoge von Baiern, und nach der Weigerung deſſelben, dem Herzoge von Savoyen die Krone angetragen. Da man mit dem Letztern über die Bedingungen nicht ſo leicht einig werden konnte, ſo ſuchte man wenigſtens die Wahl aufzuhalten, bis ein entſcheidender Streich in Böhmen oder Oeſtreich alle Hoffnungen Ferdinands zu Grunde gerichtet, und ihn zu dieſer Würde unfähig gemacht hätte. Die Unirten ließen nichts unverſucht. Churſachſen, welches an das öſterreichiſche Intereſſe gefeſſelt war, gegen Ferdinand einzunehmen, und dieſem Hofe die Gefahr vorzuſtellen, womit die Grundſätze dieſes Fürſten und ſeine ſpaniſchen Verbindungen die proteſtantiſche Religion und die Reichsverfaſſung bedrohten. Durch Erhebung Ferdinands auf den Kaiſerthron, ſtellten ſie weiter vor, würde ſich Deutſchland in die Privatfehden gelegen-

heiten dieses Prinzen verflochten sehen, und die Waffen der Böhmen gegen sich reizen. Aber aller Gegenbemühungen ungeachtet wurde der Wahltag ausgeschrieben, Ferdinand als rechtmäßiger König von Böhmen dazu berufen, und seine Churstimme, mit vergeblichem Widerspruche der böhmischen Stände, für gültig erkannt. Die drey geistlichen Churstimmen waren sein, auch die sächsische war ihm günstig, die brandenburgische nicht entgegen, und die entschiedenste Mehrheit erklärte ihn 1619 zum Kaiser. So sah er die zweifelhafteste von allen seinen Kronen zuerst auf seinem Haupte, um wenige Tage nachher diejenige zu verlieren, welche er schon unter seine gewissen Besitzungen zählte. Während daß man ihn in Frankfurt zum Kaiser machte, stürzte man ihn in Prag von dem böhmischen Throne.

Fast alle seine deutschen Erbländer hatten sich unterdessen in einer allgemeinen furchtbaren Conföderation mit den Böhmen vereinigt, deren Trotz jetzt alle Schranken durchbrach. Am 17. August 1619 erklärten sie den Kaiser, auf einer Reichsversammlung, für einen Feind der böhmischen Religion und Freyheit, der durch seine verderblichen Rathschläge den verstoßenen König gegen sie aufgewiegelt, zu ihrer Unterdrückung Truppen geliehen, Ausländern das Königreich zum Raube gegeben, und es zuletzt gar, mit Verspottung ihrer Volksmajestät, in einem heimlichen Vertrage an die Spanier verschrieben hatte, aller Ansprüche auf ihre Krone verlustig, und schritten ohne Aufschub zu einer neuen Wahl. Da Protestanten diesen Ausspruch thaten, so konnte diese Wahl nicht wohl auf einen katholischen Prinzen fallen, obgleich zum Scheine für Baiern und Savoyen einige Stimmen gehört wurden. Aber der bittere Religionshaß, welcher die Evangelischen und Reformirten unter einander selbst entzweyte, machte eine Zeit lang auch die Wahl eines protestantischen Königs schwer, bis endlich die Feinheit und Thätig-

keit der Calviniſten über die überlegene Anzahl der Lutheraner den Sieg davon trug.

Unter allen Prinzen, welche zu dieſer Würde in Vorſchlag kamen, hatte ſich Churfürſt Friedrich V. von der Pfalz die gegründetſten Anſprüche auf das Vertrauen und die Dankbarkeit der Böhmen erworben, und unter allen war keiner, bey welchem das Privatintereſſe einzelner Stände und die Zuneigung des Volkes durch ſo viele Staatsvortheile gerechtfertigt zu werden ſchienen. Friedrich V. war von einem freyen und aufgeweckten Geiſte, vieler Herzensgüte, einer königlichen Freygebigkeit. Er war das Haupt der Reformirten in Deutſchland, der Anführer der Union, deren Kräfte ihm zu Gebothe ſtanden, ein naher Anverwandter des Herzogs von Baiern, ein Eidam des Königs von Großbritannien, der ihn mächtig unterſtützen konnte. Alle dieſe Vorzüge wurden von der calviniſtiſchen Partey mit dem beſten Erfolge geltend gemacht, und die Reichsverſammlung zu Prag erwählte Friedrich V. unter Gebeth und Freudenthränen zum König.

Alles, was auf dem Prager Reichstage geſchah, war ein vorbereitetes Werk, und Friedrich ſelbſt war bey der ganzen Verhandlung zu thätig geweſen, als daß er von dem Antrage der Böhmen hätte überraſcht werden ſollen. Dennoch erſchreckte ihn der gegenwärtige Glanz dieſer Krone, und die zweyfache Größe des Verbrechens und des Glücks brachte ſeinen Kleinmuth zum Zittern. Nach der gewöhnlichen Art ſchwacher Seelen wollte er ſich erſt durch fremdes Urtheil zu ſeinem Vorhaben ſtärken; aber es hatte keine Gewalt über ihn, wenn es gegen ſeine Leidenſchaft ausfiel. Sachſen und Baiern, wo er Rath verlangt hatte, alle ſeine Mitchurfürſten, alle, welche dieſe Unternehmung mit ſeinen Fähigkeiten und Kräften abwogen, warnten ihn vor dem Abgrunde, in den er ſich ſtürzte. Selbſt König Jacob von England wollte

seinem Eidame lieber eine Krone entrissen sehen, als die geheiligte Majestät der Könige durch ein so schlimmes Beyspiel verletzen helfen. Aber was vermochte die Stimme der Klugheit gegen den verführerischen Glanz einer Königskrone? Im Augenblicke ihrer höchsten Kraftäußerung, wo sie den geheiligten Zweig eines zweyhundertjährigen Regentengeschlechts von sich stößt, wirft sich ihm eine freye Nation in die Arme; auf seinen Muth vertrauend, wählt sie Ihn zu ihrem Führer auf der gefährlichen Bahn des Ruhmes und der Freyheit; von ihm, ihrem gebornen Beschützer, erwartet eine unterdrückte Religion Schutz und Schirm gegen ihren Verfolger — soll er kleinmüthig seine Furcht bekennen, soll er feigherzig Religion und Freyheit verrathen? Eben diese Religion zeigte ihm die Ueberlegenheit ihrer Kräfte und die Ohnmacht ihres Feindes — zwey Dritt-Theile der österreichischen Macht gegen Oesterreich bewaffnet, und einen streitbaren Bundesgenossen von Siebenbürgen aus bereit, den schwachen Ueberrest dieser Macht noch durch einen feindlichen Angriff zu theilen. Jene Aufforderungen sollten seinen Ehrgeiz nicht wecken? Diese Hoffnungen seinen Muth *nicht* entzünden?

Wenige Augenblicke gelassenen Nachdenkens würden hingereicht haben, ihm die Größe des Wagestücks und den geringen Werth des Preises zu zeigen — aber die Aufmunterung sprach zu seinen Sinnen, und die Warnung nur zu seiner Vernunft. Es war sein Unglück, daß die zunächst ihn umgebenden und hörbarsten Stimmen die Partey seiner Leidenschaft nahmen. Diese Machtvergrößerung ihres Herrn öffnete dem Ehrgeize und der Gewinnsucht aller seiner pfälzischen Diener ein unermeßliches Feld der Befriedigung. Dieser Triumph seiner Kirche mußte jeden calviniſchen Schwärmer erhitzen. Konnte ein so schwacher Kopf den Vorspiegelungen seiner Räthe widerstehen, die seine Hülfsmittel und Kräfte

eben ſo unmäßig übertrieben, als ſie die Macht des Feindes herunterſetzten? den Aufforderungen ſeiner Hofprediger, die ihm die Eingebungen ihres fanatiſchen Eifers als den Willen des Himmels verkündigten? Aſtrologiſche Träumereyen erfüllten ſeinen Kopf mit chimäriſchen Hoffnungen; ſelbſt durch den unwiderſtehlichen Mund der Liebe beſtürmte ihn die Verführung. »Konnteſt du dich vermeſſen,« ſagte die Churfürſtinn zu ihm, »die Hand einer Königstochter anzunehmen, und dir bangt vor einer Krone, die man freywillig dir entgegenbringt? Ich will lieber Brot eſſen an deiner königlichen Tafel, als an deinem churfürſtlichen Tiſche ſchwelgen.«

Friedrich nahm die böhmiſche Krone. Mit beyſpielloſem Pompe geſchah zu Prag die königliche Krönung; die Nation ſtellte alle ihre Reichthümer aus, ihr eigenes Werk zu ehren. Schleſien und Mähren, Nebenländer Böhmens, folgten dem Beyſpiele des Hauptſtaats, und huldigten. Die Reformation thronte in allen Kirchen des Königreichs, das Frohlocken war ohne Grenzen, die Freude an dem neuen Könige ging bis zur Anbethung. Dänemark und Schweden, Holland und Venedig, mehrere deutſche Staaten, erkannten ihn als rechtmäßigen König; und Friedrich ſchickte ſich nun an, ſeinen neuen Thron zu behaupten.

Auf den Fürſten Bethlen Gabor von Siebenbürgen war ſeine größte Hoffnung gerichtet. Dieſer furchtbare Feind Oeſterreichs und der katholiſchen Kirche, nicht zufrieden mit ſeinem Fürſtenthume, daß er ſeinem rechtmäßigen Herrn, Gabriel Bathori, mit Hülfe der Türken entriſſen hatte, ergriff mit Begierde dieſe Gelegenheit, ſich auf Unkoſten der öſterreichiſchen Prinzen zu vergrößern, die ſich geweigert hatten, ihn als Herrn von Siebenbürgen anzuerkennen. Ein Angriff auf Ungarn und Oeſterreich war mit den böhmiſchen Rebellen verabredet, und vor der Hauptſtadt ſollten beyde Heere zuſammenſtoßen. Unterdeſſen ver-

barg Bethlen Gabor unter der Maske der Freundschaft den wahren Zweck seiner Kriegsrüstung, und versprach voll Argliſt dem Kaiſer, durch eine verſtellte Hülfleiſtung die Böhmen in die Schlinge zu locken, und ihre Anführer ihm lebendig zu überliefern. Auf ein Mahl aber ſtand er als Feind in Ober-Ungarn; der Schrecken ging vor ihm her, hinter ihm die Verwüſtung. Alles unterwarf ſich; zu Preßburg empfing er die ungariſche Krone. Des Kaiſers Bruder, Statthalter in Wien, zitterte für die Hauptſtadt. Eilfertig rief er den General Boucquoi zu Hülfe; der Abzug der Kaiſerlichen zog die böhmiſche Armee zum zweyten Mahle vor Wien. Durch 12,000 Siebenbürger verſtärkt, und bald darauf mit dem ſiegreichen Heere Bethlen Gabors vereinigt, drohte ſie auf's Neue, dieſe Hauptſtadt zu überwältigen. Alles um Wien ward verwüſtet, die Donau geſperrt, alle Zufuhr abgeſchnitten, die Schrecken des Hungers ſtellten ſich ein. Ferdinand, den dieſe dringende Gefahr eiligſt in ſeine Hauptſtadt zurückgerufen hatte, ſah ſich zum zweyten Mahle am Rande des Verderbens. Mangel und rauhe Witterung zogen endlich die Böhmen nach Hauſe; ein Verluſt in Ungarn rief Bethlen Gabor zurück; zum zweyten Mahl hatte das Glück den Kaiſer gerettet.

In wenigen Wochen änderte ſich nun Alles, und durch ſeine ſtaatskluge Thätigkeit verbeſſerte Ferdinand ſeine Sache in eben dem Maße, als Friedrich die ſeinige durch Saumſeligkeit und ſchlechte Maßregeln herunterbrachte. Die Stände von Niederöſterreich wurden durch Beſtätigung ihrer Privilegien zur Huldigung gebracht, und die wenigen, welche ausblieben, der beleidigten Majeſtät und des Hochverraths ſchuldig erklärt. So faßte der Kaiſer in einem ſeiner Erblande wieder feſten Fuß, und zugleich wurde Alles in Bewegung geſetzt, ſich auswärtiger Hülfe zu verſichern. Schon bey der Kaiſerwahl in Frankfurt war es ihm durch mündli-

che Vorſtellungen gelungen, die geiſtlichen Churfürſten, und zu München den Herzog Maximilian von Baiern für ſeine Sache zu gewinnen. Auf dem Antheile, den die Union und die Ligue an dem böhmiſchen Kriege nahmen, beruhte der ganze Ausſchlag dieſes Krieges, das Schickſal Friedrichs und des Kaiſers. Dem ganzen proteſtantiſchen Deutſchlande ſchien es wichtig zu ſeyn, den König von Böhmen zu unterſtützen; den Kaiſer nicht unterliegen zu laſſen, ſchien das Intereſſe der katholiſchen Religion zu erheiſchen. Siegten die Proteſtanten in Böhmen, ſo hatten alle katholiſchen Prinzen in Deutſchland für ihre Beſitzungen zu zittern; unterlagen ſie, ſo konnte der Kaiſer dem proteſtantiſchen Deutſchlande Geſetze vorſchreiben. Ferdinand ſetzte alſo die Ligue, Friedrich die Union in Bewegung. Das Band der Verwandtſchaft und perſönliche Anhänglichkeit an den Kaiſer, ſeinen Schwager, mit dem er in Ingolſtadt aufgewachſen war, Eifer für die katholiſche Religion, die in der augenſcheinlichſten Gefahr zu ſchweben ſchien; die Eingebungen der Jeſuiten, verbunden mit den verdächtigen Bewegungen der Union, bewogen den Herzog von Baiern und alle Fürſten der Ligue, die Sache Ferdinands zu der ihrigen zu machen.

Nach einem, mit dem Letztern geſchloſſenen, Vertrage, welcher ihm den Erſatz aller Kriegskoſten und aller erleidenden Verluſte verſicherte, übernahm Maximilian mit uneingeſchränkter Gewalt das Commando der liguiſtiſchen Truppen, welche dem Kaiſer gegen die böhmiſchen Rebellen zu Hülfe eilen ſollten. Die Häupter der Union, anſtatt dieſe gefährliche Vereinigung der Ligue mit dem Kaiſer zu hintertreiben, wendeten vielmehr alles an, ſie zu beſchleunigen. Konnten ſie die katholiſche Ligue zu einem erklärten Antheile an dem böhmiſchen Kriege vermögen, ſo hatten ſie ſich von allen Mitgliedern und Alliirten der Union das Nähmli-

che zu versprechen. Ohne einen öffentlichen Schritt der Katholischen gegen die Union war keine Machtvereinigung unter den Protestanten zu hoffen. Sie erwählten also den bedenklichen Zeitpunct der böhmischen Unruhen, eine Abstellung aller bisherigen Beschwerden, und eine vollkommene Religionsversicherung von den Katholischen zu fordern. Diese Forderung, welche in einem drohenden Tone abgefaßt war, richteten sie an den Herzog von Baiern, als das Haupt der Katholischen, und drangen auf eine schnelle unbedingte Erklärung. Maximilian mochte sich nun für oder wider sie entscheiden, so war ihre Absicht erreicht; seine Nachgiebigkeit beraubte die katholische Partey ihres mächtigsten Beschützers; seine Widersetzung bewaffnete die ganze protestantische Partey, und machte den Krieg unvermeidlich, durch welchen sie zu gewinnen hofften. Maximilian, durch so viele andere Beweggründe ohnehin auf die entgegengesetzte Seite gezogen, nahm die Aufforderung der Union als eine förmliche Kriegserklärung auf, und die Rüstung wurde beschleunigt. Während, daß Baiern und die Ligue sich für den Kaiser bewaffneten, wurde auch mit dem spanischen Hofe wegen Subsidien unterhandelt. Alle Schwierigkeiten, welche die schläfrige Politik des Ministeriums diesem Geschäfte entgegensetzte, überwand der kaiserliche Gesandte in Madrid, Graf von Khevenhüller, glücklich. Außer einem Geldvorschusse von einer Million Gulden, welche man diesem Hofe nach und nach zu entlocken wußte, ward noch zugleich ein Angriff auf die untere Pfalz, von den spanischen Niederlanden aus, beschlossen.

Indem man alle katholischen Mächte in das Bündniß zu ziehen suchte, arbeitete man zu gleicher Zeit dem Gegenbündnisse der protestantischen auf das nachdrücklichste entgegen. Es kam darauf an, dem Churfürsten von Sachsen und mehreren evangelischen Ständen die Besorglichkeiten zu be-

nehmten, welche wie die Union ausgestreut hatte, daß die Rüstung der Ligue darauf abgesehen sey, ihnen die secularisirten Stifter wieder zu entreißen. Eine schriftliche Versicherung des Gegentheiles beruhigten den Churfürsten von Sachsen, den die Privateifersucht gegen Pfalz, die Eingebungen seines Hofpredigers, der von Oesterreich erkauft war, und der Verdruß, von den Böhmen bey der Königswahl übergangen worden zu seyn, ohnehin schon auf Oesterreichs Seite neigten. Nimmer konnte es der lutherische Fanatismus dem reformirten vergeben, daß so viele edle Länder, wie man sich ausdrückte, dem Calvinismus in den Rachen fliegen, und der römische Antichriß nur dem helvetischen Platz machen sollte.

Indem Ferdinand Alles that, seine mißlichen Umstände zu verbessern, unterließ Friedrich nichts, seine gute Sache zu verschlimmern. Durch ein anstößiges, enges Bündniß mit dem Fürsten von Siebenbürgen, dem offenbaren Alliirten der Pforte, ärgerte er die schwachen Gemüther, und das allgemeine Gerücht klagte ihn an, daß er auf Unkosten der Christenheit seine eigene Vergrößerung suche, daß er die Türken gegen Deutschland bewaffnet habe. Sein unbesonnener Eifer für die reformirte Religion brachte die Lutheraner in Böhmen, sein Angriff auf die Bilder die Papisten dieses Königsreiches gegen ihn auf. Neue drückende Auflagen entzogen ihm die Liebe des Volks. Die fehlgeschlagene Erwartung der böhmischen Großen erkaltete ihren Eifer, das Ausbleiben fremden Beystandes stimmte ihre Zuversicht herab. Anstatt sich mit unermüdetem Eifer der Reichsverwaltung zu widmen, verschwendete Friedrich seine Zeit in Ergetzlichkeiten, anstatt durch eine weise Sparsamkeit seinen Schatz zu vergrößern, zerstreute er in unnützem, theatralischen Prunke und übel angewandter Freygebigkeit die Einkünfte seiner Län-

der. Mit ſorgloſem Leichtſinne beſpiegelte er ſich in ſeiner neuen Würde, und über dem unzeitigen Beſtreben, ſeiner Krone froh zu werden, vergaß er die dringendere Sorge, ſie auf ſeinem Haupte zu befeſtigen.

So ſehr man ſich in ihm geirrt hatte, ſo unglücklich hatte ſich Friedrich in ſeinen Erwartungen von auswärtigem Beyſtande verrechnet. Die meiſten Mitglieder der Union trennten die böhmiſchen Angelegenheiten von dem Zwecke ihres Bundes; andere ihm ergebene Reichsſtände feſſelte blinde Furcht vor dem Kaiſer. Churſachſen und Heſſendarmſtadt hatte Ferdinand für ſich gewonnen; Niederöſterreich, von wo aus man eine nachdrückliche Diverſion erwartete, hatte dem Kaiſer gehuldigt, Bethlen Gabor einen Waffenſtillſtand mit ihm geſchloſſen. Dänemark wußte der Wiener Hof durch Geſandtſchaften einzuſchläfern, Schweden durch einen Krieg mit Pohlen zu beſchäftigen. Die Republik Holland hatte Mühe, ſich der ſpaniſchen Waffen zu erwehren. Venedig und Savoyen blieben unthätig. König Jacob von England wurde von der ſpaniſchen Argliſt betrogen. Ein Freund nach dem andern zog ſich zurück, eine Hoffnung nach der andern verſchwand. — So ſchnell hatte ſich Alles in wenigen Monathen verändert!

Indeſſen verſammelten die Häupter der Union eine Kriegsmacht; der Kaiſer und die Ligue thaten ein Gleiches. Die Macht der Letztern ſtand unter Maximilians Fahnen bey Donauwerth verſammelt; die Macht der Unirten bey Ulm, unter dem Markgrafen von Anſpach. Der entſcheidende Augenblick ſchien endlich herbeygekommen zu ſeyn, der dieſe lange Zwiſtigkeit durch einen Hauptſtreich endigen, und das Verhältniß beyder Kirchen in Deutſchland unwiderruflich beſtimmen ſollte. Aengſtlich war auf beyden Seiten die Erwartung geſpannt. Wie ſehr aber erſtaunte man, als auf ein

Mahl die Bothschaft des Friedens kam, und beyde Armeen ohne Schwertschlag auseinander gingen!

Frankreichs Dazwischenkunft hatte diesen Frieden bewirkt, welchen beyde Theile mit gleicher Bereitwilligkeit umfaßten. Das französische Ministerium, durch keinen Heinrich den Großen mehr geleitet, dessen Staatsmaxime vielleicht auch auf die damahlige Lage des Königreiches nicht mehr anzuwenden war, fürchtete jetzt das Wachsthum des österreichischen Hauses viel weniger, als die Machtvergrößerung der Calvinisten, wenn sich das pfälzische Haus auf dem böhmischen Throne behaupten sollte. Mit seinen eigenen Calvinisten eben damahls in einen gefährlichen Streit verwickelt, hatte es keine dringendere Angelegenheit, als die protestantische Faction in Böhmen so schnell als möglich unterdrückt zu sehen, ehe die Faction der Hugenotten in Frankreich sich ein gefährliches Muster daran nähme. Um also dem Kaiser gegen die Böhmen geschwind freye Hände zu machen, stellte es sich zwischen der Union und Ligue als Mittelsperson dar, und verglich jenen unerwarteten Frieden, dessen wichtigster Artikel war, „daß die Union sich jedes Antheiles an den böhmischen Händeln begeben, und den Beystand, welchen sie Friedrich V. leisten würde, nicht über die pfälzischen Länder desselben erstrecken sollte.“ Maximilians Entschlossenheit, und die Furcht, zwischen den liguistischen Truppen und einem neuen kaiserlichen Heere, welches aus den Niederlanden im Anmarsche war, in's Gedränge zu gerathen, bewog die Union zu diesem schimpflichen Frieden.

Die ganze Macht Baierns und der Ligue stand jetzt dem Kaiser gegen die Böhmen zu Gebothe, welche der Ulmische Vergleich ihrem Schicksale überließ. Schneller, als das Gerücht den Vorgang zu Ulm dort verbreiten konnte, erschien Maximilian in Oberösterreich, wo die bestürzten Stände,

auf keinen Feind gefaßt, die Gnade des Kaisers mit einer schnellen und unbedingten Huldigung erkauften. In Niederösterreich zog der Herzog die niederländischen Truppen des Grafen von Boucquoi an sich, und diese kaiserlich-baierische Armee, nach ihrer Vereinigung zu fünfzigtausend Mann angewachsen, drang ohne Zeitverlust in das böhmische Gebieth. Alle böhmischen Geschwader, welche in Niederösterreich und Mähren zerstreut waren, trieb sie fliehend vor sich her; alle Städte, welche es wagten, Widerstand zu thun, wurden mit stürmender Hand erobert; andere, durch das Gerücht ihrer Züchtigung erschreckt, öffneten freywillig ihre Thore; nichts hinderte den reißenden Lauf Maximilians. Weichend zog sich die böhmische Armee, welche der tapfere Fürst Christian von Anhalt commandirte, in die Nachbarschaft von Prag, wo ihr Maximilian an den Mauern dieser Hauptstadt ein Treffen lieferte.

Die schlechte Verfassung, in welcher er die Armee der Rebellen zu überraschen hoffte, rechtfertigte diese Schnelligkeit des Herzogs, und versicherte ihm den Sieg. Nicht 30,000 Mann hatte Friedrich beysammen; 8000 hatte der Fürst von Anhalt ihm zugeführt, 10,000 Ungarn ließ Bethlen Gabor zu seinen Fahnen stoßen. Ein Einfall des Churfürsten von Sachsen in die Lausitz hatte ihm alle Hülfe abgeschnitten, welche er von diesem Lande und von Schlesien her erwartete, die Beruhigung Oesterreichs alle, welche er sich von dorther versprach. Bethlen Gabor, sein wichtigster Bundesgenosse, verhielt sich ruhig; die Union hatte ihn an den Kaiser verrathen. Nichts blieb ihm übrig, als seine Böhmen, und diesen fehlte es an gutem Willen, Eintracht und Muth. Die böhmischen Magnaten sahen sich mit Verdruß gegen deutsche Generale zurückgesetzt; Graf Mannsfeld blieb, von dem böhmischen Hauptlager getrennt, in Pilsen

zurück, um nicht unter Anhalt und Hohenlohe zu dienen. Dem Soldaten, welchem auch das Nothwendigste fehlte, entfiel aller freudige Muth, und die schlechte Mannszucht unter dem Heere gab dem Landmanne Ursache zu den bittersten Klagen. Umsonst zeigte sich Friedrich in dem Lager, den Muth der Soldaten durch seine Gegenwart, die Nacheiferung des Adels durch sein Beyspiel zu ermuntern.

Auf dem weißen Berge, unweit Prag, fingen die Böhmen an, sich zu verschanzen, als von der vereinigten kaiserlich-baierischen Armee (am 8. November 1620) der Angriff geschah. Am Anfange des Treffens wurden einige Vortheile von der Reiterey des Prinzen von Anhalt erfochten; aber die *Uebermacht* des Feindes vernichtete sie bald. Unwiderstehlich drangen die Baiern und Wallonen vor, und die ungarische Reiterey war die erste, welche den Rücken wandte. Das böhmische Fußvolk folgte bald ihrem Beyspiele, und in der allgemeinen Flucht wurden endlich auch die Deutschen mit fortgerissen. Zehn Kanonen, welche die ganze Artillerie Friedrichs ausmachten, fielen in Feindes Hände. Viertausend Böhmen blieben auf der Flucht und im Treffen; kaum einige Hundert von den Kaiserlichen und Liguisten. In weniger als einer Stunde war dieser entscheidende Sieg erfochten.

Friedrich saß zu Prag bey der Mittagstafel, als seine Armee an den Mauern sich für ihn niederschießen ließ. Vermuthlich hatte er an diesem Tage noch keinen Angriff erwartet, weil er eben heute ein Gastmahl bestellte. Ein Eilbothe zog ihn endlich vom Tische, und von dem Walle herab zeigte sich ihm die ganze schreckliche Scene. Um einen überlegten Entschluß zu fassen, erbath er sich einen Stillstand von 24 Stunden; achte waren alles, was der Herzog ihm bewilligte. Friedrich benutzte sie, sich mit seiner Gemahlinn und den Vornehmsten der Armee des Nachts aus der Hauptstadt zu flüch-

ten. Die Flucht geschah mit solcher Eilfertigkeit, daß der Fürst von Anhalt seine geheimsten Papiere, und Friedrich seine Krone zurückließ. »Ich weiß nun, wer ich bin,« sagte dieser unglückliche Fürst zu denen, welche ihm Trost zusprachen. »Es gibt Tugenden, welche nur das Unglück uns lehren kann, und nur in der Widerwärtigkeit erfahren wir Fürsten, wer wir sind.«

Prag war noch nicht ohne Rettung verloren, als Friedrichs Kleinmuth es aufgab. Mannsfelds fliegendes Commando stand noch in Pilsen, und hatte die Schlacht nicht gesehen. Bethlen Gabor konnte jeden Augenblick sich feindselig erklären, und die Macht des Kaisers nach der ungarischen Grenze abrufen. Die geschlagenen Böhmen konnten sich erhohlen, Krankheit, Hunger und rauhe Witterung den Feind aufreiben — alle diese Hoffnungen verschwanden vor der gegenwärtigen Furcht. Friedrich fürchtete den Unbestand der Böhmen, welche leicht der Versuchung unterliegen konnten, mit Auslieferung seiner Person die Verzeihung des Kaisers zu erkaufen.

Thurn, und die in gleicher Verdammniß mit ihm waren, fanden es eben so wenig rathsam, in den Mauern von Prag ihr Schicksal zu erwarten. Sie entwichen nach Mähren, um bald darauf ihre Rettung in Siebenbürgen zu suchen. Friedrich entfloh nach Breslau, wo er aber nur kurze Zeit verweilte, um an dem Hofe des Churfürsten von Brandenburg, und endlich in Holland eine Zuflucht zu finden.

Das Treffen bey Prag hatte das ganze Schicksal Böhmens entschieden. Prag ergab sich gleich den andern Tag an den Sieger; die übrigen Städte folgten dem Beyspiele der Hauptstadt. Die Stände huldigten ohne Bedingung; das Nähmliche thaten die Schlesier und Mährer. Drey Mo-

nathe ließ der Kaiſer verſtreichen, ehe er eine Unterſuchung über das Vergangene anſtellte. Viele von denen, welche im erſten Schrecken flüchtig geworden, zeigten ſich, voll Vertrauen auf dieſe ſcheinbare Mäßigung, wieder in der Hauptſtadt. Aber an Einem Tage und zu derſelben Stunde brach das Ungewitter aus. Acht und vierzig der thätigſten Beförderer des Aufſtandes wurden gefangen genommen und vor eine außerordentliche Commiſſion gezogen, die aus gebornen Böhmen und Oeſterreichern niedergeſetzt war. Sieben und zwanzig von ihnen ſtarben auf dem Blutgerüſte; von dem gemeinen Volke eine unzählige Menge. Die Abweſenden wurden vorgeladen, zu erſcheinen, und da keiner ſich meldete, als Hochverräther und Beleidiger der katholiſchen Majeſtät zum Tode verurtheilt, ihre Güter confiscirt, ihre Nahmen an den Galgen geſchlagen. Auch die Güter ſchon verſtorbener Rebellen zog man ein. Dieſe Tyranney war zu ertragen, weil ſie nur einzelne Privatperſonen traf, und der Raub des Einen den Andern bereicherte; deſto ſchmerzhafter aber war der Druck, der ohne Unterſchied über das ganze Königreich erging. Alle proteſtantiſchen Prediger wurden des Landes verwieſen; die böhmiſchen ſogleich, etwas ſpäter die deutſchen. Den Majeſtätsbrief durchſchnitt Ferdinand mit eigener Hand, und verbrannte das Siegel. Sieben Jahre nach der Prager Schlacht war alle Religionsduldung gegen die Proteſtanten in dem Königreiche aufgehoben. Die Gewaltthätigkeiten, welche ſich der Kaiſer gegen die Religionsprivilegien der Böhmen erlaubte, unterſagte er ſich gegen ihre politiſche Conſtitution, und indem er ihnen die Freyheit des Denkens nahm, ließ er ihnen großmüthig noch das Recht, ſich ſelbſt zu taxiren.

Der Sieg auf dem weißen Berge ſetzte Ferdinand in den Beſitz aller ſeiner Staaten; ja er gab ſie ihm ſogar mit

einer größern Gewalt zurück, als sein Vorgänger darin besessen hatte; weil die Huldigung ohne Bedingung geleistet wurde, und kein Majestätsbrief seine landesherrliche Hoheit mehr beschränkte. Das Ziel aller seiner gerechten Wünsche war also erfüllt, und über alle seine Erwartungen.

Jetzt konnte er seine Bundesgenossen entlassen, und seine Armeen zurückrufen. Der Krieg war geendigt, wenn er auch nichts als gerecht war; wenn er großmüthig und gerecht war, so war es auch die Strafe. Das ganze Schicksal Deutschlands lag jetzt in seiner Hand, und vieler Millionen Glück und Elend beruhte auf dem Entschlusse, den er faßte. Nie lag eine so große Entscheidung in eines Menschen Hand; nie stiftete eines Menschen Verblendung so viel Verderben.

Zweytes Buch.

Der Entschluß, welchen Ferdinand jetzt faßte, gab dem Kriege eine ganz andere Richtung, einen andern Schauplatz und andere Spieler. Aus einer Rebellion in Böhmen und einem Executionszuge gegen Rebellen ward ein deutscher und bald ein europäischer Krieg. Jetzt also ist es Zeit, einen Blick auf Deutschland und das übrige Europa zu werfen.

So ungleich der Grund und Boden des deutschen Reiches und die Vorrechte seiner Glieder unter Katholiken, und Protestanten vertheilt waren, so durfte jede Partey nur ihre eigenthümlichen Vortheile nutzen, nur in staatskluger Eintracht zusammenhalten, um ihrer Gegenpartey gewachsen zu bleiben. Wenn die katholische die überlegene Zahl für sich hatte, und von der Reichs-Constitution mehr begünstigt war; so besaß die protestantische eine zusammenhängende Strecke volkreicher Länder, streitbare Fürsten, einen kriegerischen Adel, zahlreiche Armeen, wohlhabende Reichsstädte, die Herrschaft des Meeres, und auf dem schlimmsten Fall einen zuverlässigen Anhang in den Ländern katholischer Fürsten. Wenn die katholische Spanien und Italien zu ihrem Beystande bewaffnen konnte; so öffneten die Republiken Venedig, Holland und England der protestantischen ihre Schätze, so fand sie die Staaten des Nordens und die furchtbare türkische Macht zu schneller Hülfe bereit. Brandenburg, Sachsen und Pfalz setzten den drey geistlichen Stimmen im Churfürstenrathe drey bedeutende protestantische Stimmen entgegen, und für den Churfürsten von Böhmen, wie für den Erz-

herzog von Oeſterreich, war die Kaiſerwürde eine Feſſel, wenn die proteſtantiſchen Reichsſtände ihre Wichtigkeit zu benutzen verſtanden. Das Schwert der Union konnte das Schwert der Ligue in der Scheide halten, oder doch den Ausſchlag des Krieges, wenn es wirklich dazu kam, zweifelhaft machen. Aber Privatverhältniſſe zerriſſen, leider! das allgemeine politiſche Band, welches die proteſtantiſchen Reichsglieder zuſammenhalten ſollte. Der groſſe Zeitpunct fand nur mittelmäßige Geiſter auf der Bühne, und unbenutzt blieb das entſcheidende Moment, weil es den Muthigen an Macht, den Mächtigen an Einſicht, Muth und Entſchloſſenheit fehlte.

Das Verdienſt ſeines Ahnherrn Moritz, der Umfang ſeiner Länder, und das Gewicht ſeiner Stimme, ſtellten den Churfürſten von Sachſen an die Spitze des proteſtantiſchen Deutſchlands. Von dem Entſchluſſe, den dieſer Prinz faßte, hing es ab, welche von beyden ſtreitenden Parteyen den Sieg behalten ſollte; auch war Johann Georg nicht unempfindlich gegen die Vortheile, welche ihm dieſes wichtige Verhältniß verſchaffte. Eine gleichbedeutende Eroberung für den Kaiſer und für den proteſtantiſchen Bund, vermied er ſorgfältig, ſich an einen von Beyden ganz zu verſchenken, und durch eine unwiderrufliche Erklärung ſich entweder der Dankbarkeit des Kaiſers anzuvertrauen, oder die Vortheile aufzugeben, welche von der Furcht dieſes Fürſten zu gewinnen waren. Unangeſteckt von dem Schwindel ritterlicher oder religiöſer Begeiſterung, welcher einen Souverän nach dem andern dahinriß, Krone und Leben an das Glücksſpiel des Krieges zu wagen, ſtrebte Johann Georg dem ſolidern Ruhme nach, das Seinige zu Rathe zu halten, und zu verbeſſern. Wenn ſeine Zeitgenoſſen ihn anklagten, daß er mitten im Sturme die proteſtantiſche Sache verlaſſen, daß er der Vergröſſerung ſeines Hauſes die Errettung des Vaterlandes

nachgesetzt, daß er die ganze evangelische Kirche in Deutschland dem Untergange bloßgestellt habe, um nur für die reformirte den Arm nicht zu erheben; wenn sie ihn anklagten, daß er der gemeinen Sache, als ein unzuverlässiger Freund, nicht viel weniger geschadet habe, als ihre erklärtesten Feinde: so war es die Schuld dieser Fürsten, welche sich Johann Georgs weise Politik nicht zum Muster nahmen. Wenn, dieser weisen Politik ungeachtet, der sächsische Landmann, wie jeder andere, über die Gräuel der kaiserlichen Durchzüge seufzte; wenn ganz Deutschland Zeuge war, wie Ferdinand seinen Bundesgenossen täuschte, und seiner Versprechungen spottete — wenn Johann Georg dieses endlich selbst zu bemerken glaubte — desto mehr Schande für den Kaiser, der ein so redliches Vertrauen so grausam hinterging!

Wenn übertriebenes Vertrauen auf Oesterreich, und Hoffnung, seine Länder zu vermehren, dem Churfürsten von Sachsen die Hände banden; so hielten Furcht vor Oesterreich, und Angst, seine Länder zu verlieren, den schwachen Georg Wilhelm von Brandenburg in weit schimpflichern Fesseln. Was man diesen beyden Fürsten zum Vorwurfe machte, hätte dem Churfürsten von der Pfalz seinen Ruhm und seine Länder gerettet. Rasches Vertrauen auf ungeprüfte Kräfte, der Einfluß französischer Rathschläge, und der verführerische Glanz einer Krone hatten diesen unglücklichen Fürsten zu einem Wagestücke hingerissen, dem weder sein Genie noch seine politische Verfassung gewachsen war. Durch Zertheilung seiner Lande und die schlechte Harmonie seiner Beherrscher wurde die Macht des pfälzischen Hauses geschwächt, welche, in einer einzigen Hand versammelt, den Ausschlag des Krieges noch lange Zeit hätte zweifelhaft machen können.

Eben diese Zerstückelung der Lande entkräftete auch das Fürstenhaus Hessen, und die Verschiedenheit der Religion unterhielt zwischen Darmstadt und Kassel eine verderbliche

Trennung. Die Linie Darmstadt, der Augsburgischen Confession zugethan, hatte sich unter die Flügel des Kaisers geflüchtet, der sie auf Unkosten der reformirten Linie Kassel begünstigte. Während daß seine Religionsverwandten für Glauben und Freyheit ihr Blut verspritzten, zog Landgraf Georg von Darmstadt Sold von dem Kaiser. Aber ganz seines Ahnherrn werth, der hundert Jahre früher unternommen hatte, Deutschlands Freyheit gegen den furchtbaren Carl zu vertheidigen, erwählte Wilhelm von Kassel die Partey der Gefahr und der Ehre. Ueber den Kleinmuth erhaben, der ungleich mächtigere Fürsten unter Ferdinands Allgewalt beugte, war Landgraf Wilhelm I., der seinen Heldenarm freywillig dem schwedischen Helden brachte, und Deutschlands Fürsten ein Beyspiel gab, mit welchem keiner den Anfang machen wollte. So viel Muth sein Entschluß verrieth, so viel Standhaftigkeit zeigte seine Beharrung, so viel Tapferkeit seine Thaten. Mit kühner Entschlossenheit stellte er sich vor sein blutendes Land, und empfing einen Feind mit Spott, dessen Hände noch von dem Mordbrande zu Magdeburg rauchten.

Landgraf Wilhelm ist es werth, neben dem heldenreichen Stamme der Ernestinen zur Unsterblichkeit zu gehen. Langsam erschien dir der Tag der Rache, unglücklicher Johann Friederich, edler, unvergeßlicher Fürst! Langsam, aber glorreich ging er auf. Deine Zeiten kamen wieder, und auf deine Enkel stieg dein Heldengeist herab. Ein tapferes Geschlecht von Fürsten geht hervor aus Thüringens Wäldern, durch unsterbliche Thaten das Urtheil zu beschämen, das den Churhut von deinem Haupte stieß, durch aufgehäufte blutige Todtenopfer deinen zürnenden Schatten zu versöhnen. Deine Länder konnte der Spruch des Siegers ihnen rauben; aber nicht die patriotische Tugend, wodurch du sie verwirktest; nicht den ritterlichen Muth, der, ein

Jahrhundert später, den Thron seines Enkels wankend machen wird. Deine und Deutschlands Rache schliff ihnen gegen Habsburgs Geschlecht einen heiligen Degen, und von einer Heldenhand zur andern erbt sich der unbesiegte Stahl. Als Männer vollführen sie, was sie als Herrscher nicht vermögen, und sterben einen glorreichen Tod — als die tapfersten Soldaten der Freyheit. Zu schwach an Ländern, um mit eigenen Heeren ihren Feind anzufallen, richten sie fremde Donner gegen ihn, und führen fremde Fahnen zum Siege.

Deutschlands Freyheit, aufgegeben von den mächtigen Ständen, auf welche doch allein ihre Wohlthat zurückfloß, wurde von einer kleinen Anzahl Prinzen vertheidigt, für welche sie kaum einen Werth besaß. Der Besitz von Ländern und Würden ertödtete den Muth; Mangel an beyden machte Helden. Wenn Sachsen, Brandenburg u. a. m. sich schüchtern zurückzogen, so sah man die Anhalt, die Mannsfeld, die Prinzen von Weimar u. a. m. ihr Blut in mörderischen Schlachten verschwenden. Die Herzoge von Pommern, von Mecklenburg, von Lüneburg, von Würtemberg, die Reichsstädte in Ober-Deutschland, denen das Reichsoberhaupt von jeher ein gefürchteter Nahme war, entzogen sich furchtsam dem Kampfe mit dem Kaiser, und beugten sich murrend unter seine zermalmende Hand.

Oesterreich und das katholische Deutschland hatten an dem Herzoge Maximilian von Baiern einen eben so mächtigen als staatsklugen und tapfern Beschützer. Im ganzen Laufe dieses Krieges einem einzigen überlegten Plane getreu, nie ungewiß zwischen seinem Staatsvortheile und seiner Religion, nie Sclave Oesterreichs, das für seine Größe arbeitete und vor seinem rettenden Arme zitterte, hätte Maximilian es verdient, die Würden und Länder, welche ihn belohnten, von einer bessern Hand, als der Willkühr, zu empfangen. Die übrigen katholischen Stände, größten Theils geistliche Für-

ſten, zu unkriegeriſch, um den Schwärmen zu widerſtehen, die der Wohlſtand ihrer Länder anlockte, wurden nach einander Opfer des Krieges, und begnügten ſich, im Cabinette und auf ihren Kanzeln einen Feind zu verfolgen, vor welchem ſie ſich im Felde nicht zu ſtellen wagten. Alle, entweder Sclaven Oeſterreichs oder Baierns, wichen neben Maximilian in Schatten zurück; erſt in den Händen dieſes Fürſten wurde ihre verſammelte Macht von Bedeutung.

Die furchtbare Monarchie, welche Carl V. und ſein Sohn aus den Niederlanden, aus Mailand und beyden Sicilien, aus den weitläufigen oſt- und weſtindiſchen Ländern unnatürlich zuſammen zwangen, neigte ſich ſchon unter Philipp III. und IV. zu ihrem Falle. Von unfruchtbarem Golde zu einer ſchnellen Größe gebläht, ſah man dieſe Monarchie an einer langſamen Zehrung ſchwinden; weil ihr die Milch der Staaten, der Feldbau, entzogen wurde. Die weſtindiſchen Eroberungen hatten Spanien in Armuth geſtürzt, um alle Märkte Europens zu bereichern, und Wechsler zu Antwerpen, Venedig und Genua wucherten längſt mit dem Golde, das noch in den Schachten von Peru ſchlief. Indiens wegen hatte man die ſpaniſchen Länder entvölkert, Indiens Schätze an die Wiedereroberung Hollands, an das chimäriſche Project, die franzöſiſche Thronfolge umzuſtoßen, an einen verunglückten Angriff auf England verſchwendet. Aber der Stolz dieſes Hofes hatte den Zeitpunct ſeiner Größe, der Haß ſeiner Feinde ſeine Furchtbarkeit überlebt, und der Schrecken ſchien noch um die verlaſſene Höhle des Löwen zu ſchweben. Das Mißtrauen der Proteſtanten lieh dem Miniſterium Philipps III. die gefährliche Staatskunſt ſeines Vaters, und bey den deutſchen Katholiken beſtand noch immer das Vertrauen auf ſpaniſche Hülfe; wie der Wunderglaube an die Knochen der Märtyrer. Aeußerliches Gepränge verbarg die Wunden, an denen dieſe Monarchie ſich verblutete,

und die Meinung von ihren Kräften blieb, weil ſie den hohen Ton ihrer goldenen Tage fortführte. Sclaven zu Hauſe und Fremdlinge auf ihrem eigenen Throne, gaben die ſpaniſchen Schattenkönige ihren deutſchen Verwandten Geſetze; und es iſt erlaubt, zu zweifeln, ob der Beyſtand, den ſie leiſteten, der ſchimpflichen Abhängigkeit werth war, womit die deutſchen Kaiſer denſelben erkaufen mußten. Hinter den Pyrenäen wurde von unwiſſenden Mönchen und ränkevollen Günſtlingen Europens Schickſal geſponnen. Aber auch in ihrem tiefſten Verfalle mußte eine Macht furchtbar bleiben, die den erſten an Umfang nicht wich, die, wo nicht aus ſtandhafter Politik, doch aus Gewohnheit, demſelben Staatsſyſtem unverändert getreu blieb, die geübte Armeen und treffliche Generale beſaß, die, wo der Krieg nicht zureichte, zu dem Dolche der Banditen grief, und ihre öffentlichen Geſandten als Mordbrenner zu gebrauchen wußte. Was ſie gegen drey Weltgegenden einbüßte, ſuchte ſie gegen Oſten wieder zu gewinnen, und Europa lag in ihrer Schlinge; wenn ihr der lange vorbereitete Anſchlag gelang, zwiſchen den Alpen und dem adriatiſchen Meere mit den Erblanden Oeſterreichs zuſammenzufließen.

Zu großer Beunruhigung der dortigen Staaten hatte ſich dieſe beſchwerliche Macht in Italien eingedrungen, wo ihr fortgeſetztes Streben nach Vergrößerung alle benachbarten Souveräns für ihre Beſitzungen zittern machte. In der gefährlichſten Lage befand ſich der Papſt, den die ſpaniſchen Vicekönige zwiſchen Neapel und Mailand in die Mitte nahmen. Die Republik Venedig ſah ſich zwiſchen dem öſterreichiſchen Tyrol und dem ſpaniſchen Mailand gepreßt; Savoyen kam zwiſchen eben dieſem Lande und Frankreich in's Gedränge. Daher die wandelbare und zweydeutige Politik, welche ſeit Carls V. Tagen von den Staaten Italiens beobachtet wurde. Die doppelte Perſon, welche die Päpſte vorſtellten, erhielt ſie ſchwankend zwiſchen zwey ganz widerſprechenden

Staatssystemen. Wenn der Nachfolger Petri in den spanischen Prinzen seine folgsamsten Söhne, die standhaftesten Vertheidiger seines Stuhls verehrte; so hatte der Fürst des Kirchenstaats in eben diesen Prinzen seine schlimmsten Nachbarn, seine gefährlichsten Gegner zu fürchten. Wenn dem Erstern keine Angelegenheit näher ging, als die Protestanten vertilgt und die österreichischen Waffen siegreich zu sehen; so hatte der Letztere Ursache, die Waffen der Protestanten zu segnen, die seinen Nachbar außer Stand setzten, ihm gefährlich zu werden. Das Eine oder das Andere behielt die Oberhand, je nachdem die Päpste mehr um ihre weltliche Macht, oder um ihre geistliche Herrschaft bekümmert waren; im Ganzen aber richtete sich die römische Staatskunst nach der dringenden Gefahr — und es ist bekannt, wie viel mächtiger die Furcht, ein gegenwärtiges Gut zu verlieren, das Gemüth zu bestimmen pflegt, als die Begierde, ein längst verlornes wieder zu gewinnen. So wird es begreiflich, wie sich der Statthalter Christi mit dem österreichischen Hause zum Untergange der Ketzer, und wie sich eben dieser Statthalter Christi mit eben diesen Ketzern zum Untergange des österreichischen Hauses verschwören konnte. Bewundernswürdig verflochten ist der Faden der Weltgeschichte! Was möchte wohl aus der Reformation — was aus der Freyheit der deutschen Fürsten geworden seyn, wenn der Bischof zu Rom und der Fürst zu Rom beständig ein Interesse gehabt hätten?

Frankreich hatte mit seinem vortrefflichen Heinrich seine ganze Größe und sein ganzes Gewicht auf der politischen Wage Europens verloren. Eine stürmische Minderjährigkeit zernichtete alle Wohlthaten der vorhergehenden kraftvollen Regierung. Unfähige Minister, Geschöpfe der Gunst und Intrigue, zerstreuten in wenigen Jahren die Schätze, welche Süllys Ökonomie und Heinrichs Sparsamkeit aufgehäuft hatten. Kaum vermögend, ihre erschlichene Gewalt gegen

innere Factionen zu behaupten, mußten ſie es aufgeben, das große Steuer Europens zu lenken. Der nähmliche Bürgerkrieg, welcher Deutſchland gegen Deutſchland bewaffnete, brachte auch Frankreich gegen Frankreich in Aufruhr, und Ludwig XIII. tritt ſeine Volljährigkeit nur an, um ſeine eigene Mutter und ſeine proteſtantiſchen Unterthanen zu bekriegen. Dieſe, durch Heinrichs erleuchtete Politik in Feſſeln gehalten, greifen jetzt, durch die Gelegenheit aufgeweckt, und von einigen unternehmenden Führern ermuntert, zum Gewehre, ziehen ſich im Staate zu einem eigenen Staate zuſammen, und beſtimmen die feſte und mächtige Stadt Rochelle zum Mittelpuncte ihres werdenden Reichs. Zu wenig Staatsmann, um durch eine weiſe Toleranz dieſen Bürgerkrieg in der Geburt zu erſticken, und doch viel zu wenig Herr über die Kräfte ſeines Staats, um ihn mit Nachdruck zu führen, ſieht ſich Ludwig XIII. bald zu dem erniedrigenden Schritte gebracht, die Unterwerfung der Rebellen durch große Geldſummen zu erkaufen. So ſehr ihm auch die Staatsklugheit rathen mochte, die Rebellen in Böhmen gegen Oeſterreich zu unterſtützen, ſo unthätig mußte Heinrichs IV. Sohn für jetzt noch ihrem Untergange zuſehen, glücklich genug, wenn ſich die Calviniſten in ſeinem Reiche ihrer Glaubensgenoſſen jenſeits des Rheins nicht zur Unzeit erinnerten. Ein großer Geiſt am Ruder des Staats würde die Proteſtanten in Frankreich zum Gehorſame gebracht, und ihren Brüdern in Deutſchland die Freyheit erfochten haben; aber Heinrich IV. war nicht mehr, und erſt Richelieu ſollte ſeine Staatskunſt wieder hervorrufen.

Indem Frankreich von der Höhe ſeines Ruhms wieder herunter ſank, vollendete das frey gewordene Holland den Bau ſeiner Größe. Noch war der begeiſterte Muth nicht verraucht, der, von dem Geſchlechte der Oranier entzündet, dieſe kaufmänniſche Nation in ein Heldenvolk verwandelt,

und sie fähig gemacht hatte, ihre Unabhängigkeit in einem mörderischen Kriege gegen das spanische Haus zu behaupten. Eingedenk, wie viel sie selbst bey ihrer Befreyung fremdem Beystande schuldig waren, brannten diese Republikaner vor Begierde, ihren deutschen Brüdern zu einem ähnlichen Schicksale zu verhelfen, und dieß um so mehr, da beyde gegen den nähmlichen Feind stritten, und Deutschlands Freyheit der Freyheit Hollands zur besten Brustwehre diente. Aber eine Republik, die noch um ihr eigenes Daseyn kämpfte, die mit den bewundernswürdigsten Anstrengungen einem überlegenen Feinde in ihrem eigenen Gebiethe kaum gewachsen blieb, durfte ihre Kräfte der nothwendigen Selbstvertheidigung nicht entziehen, um sie mit großmüthiger Politik für fremde Staaten zu verschwenden.

Auch England, obgleich unterdessen durch Schottland vergrößert, hatte unter seinem schwachen Jacob in Europa das Gewicht nicht mehr, welches ihm der Herrschergeist seiner Elisabeth zu verschaffen gewußt hatte. Ueberzeugt, daß die Wohlfahrt ihrer Insel an der Sicherheit der Protestanten befestigt sey, hatte sich diese staatskluge Königinn nie von dem Grundsatze entfernt, jede Unternehmung zu befördern, die auf Verringerung der österreichischen Macht abzielte. Ihrem Nachfolger fehlte es sowohl an Geist, diesen Grundsatz zu fassen, als an Macht, ihn in Ausübung zu bringen. Wenn die sparsame Elisabeth ihre Schätze nicht schonte, um den Niederlanden gegen Spanien, Heinrich IV. gegen die Wuth der Ligue beyzuspringen; so überließ Jacob — Tochter, Enkel und Eidam der Willkühr eines unversöhnlichen Siegers. Während daß dieser König seine Gelehrsamkeit erschöpfte, um den Ursprung der königlichen Majestät im Himmel aufzusuchen, ließ er die seinige auf Erden verfallen. Indem er seine Beredsamkeit anstrengte, um das unumschränkte Recht der Könige zu erweisen, erinnerte er die

englische Nation an das ihrige, und verscherzte durch seine unnütze Geldverschwendung sein wichtigstes Regal, das Parlament zu entbehren, und der Freyheit ihre Stimme zu nehmen. Ein angebornes Grauen vor jeder bloßen Klinge schreckte ihn auch von dem gerechtesten Kriege zurück. Sein Liebling, Buckingham spielte mit seinen Schwächen, und seine selbstgefällige Eitelkeit machte es der spanischen Arglist leicht, ihn zu betriegen. Während daß man seinen Eidam in Deutschland zu Grunde richtete, und das Erbtheil seiner Enkel an Andere verschenkte, zog dieser blödsinnige Fürst mit glückseligem Wohlgefallen den Weihrauch ein, den ihm Oesterreich und Spanien streuten. Um seine Aufmerksamkeit von dem deutschen Kriege abzulenken, zeigte man ihm eine Schwiegertochter zu Madrid, und der spaßhafte Vater rüstete seinen abenteuerlichen Sohn selbst zu dem Gaukelspiele aus, mit welchem dieser seine spanische Braut überraschte. Die spanische Braut verschwand seinem Sohne, wie die böhmische Krone und der pfälzische Churhut seinem Eidame, und nur der Tod entriß ihn der Gefahr, seine friedfertige Regierung mit einem Kriege zu beschließen, bloß weil er den Muth nicht gehabt hatte, ihn von weitem zu zeigen.

Die bürgerlichen Stürme, durch sein ungeschicktes Regiment vorbereitet, erwachten unter seinem unglücklichen Sohne, und nöthigten diesen bald nach einigen unerheblichen Versuchen, jedem Antheile an dem deutschen Kriege zu entsagen, um die Wuth der Factionen in seinem eigenen Reiche zu löschen, von denen er endlich ein beklagenswerthes Opfer ward.

Zwey verdienstvolle Könige, an persönlichem Ruhme einander zwar bey weitem nicht gleich, aber gleich an Macht und an Ruhmbegierde, setzten damahls den europäischen Norden in Achtung. Unter der langen und thätigen Regierung Christians IV. wuchs Dänemark zu einer bedeutenden Macht empor. Die persönlichen Eigenschaften dieses Fürsten,

eine vortreffliche Marine, auserlesene Truppen, wohlbestellte Finanzen und staatskluge Bündnisse vereinigten sich, diesem Staate einen blühenden Wohlstand von innen, und Ansehen von außen zu verschaffen. Schweden hatte Gustav Wasa aus der Knechtschaft gerissen, durch eine weise Gesetzgebung umgestaltet, und den neu geschaffenen Staat zuerst an den Tag der Weltgeschichte hervorgezogen. Was dieser große Prinz nur im rohen Grundrisse andeutete, wurde durch seinen größern Enkel, Gustav Adolph, vollendet.

Beyde Reiche, vormahls in eine einzige Monarchie unnatürlich zusammengezwungen, und kraftlos in dieser Vereinigung, hatten sich zu den Zeiten der Reformation gewaltsam von einander getrennt, und diese Trennung war die Epoche ihres Gedeihens. So schädlich sich jene gezwungene Vereinigung für beyde Reiche erwiesen, so nothwendig war den getrennten Staaten nachbarliche Freundschaft und Harmonie. Auf beyde stützte sich die evangelische Kirche, beyde hatten dieselben Meere zu bewachen; ein Interesse hätte sie gegen denselben Feind vereinigen sollen. Aber der Haß, welcher die Verbindung beyder Monarchien aufgelöst hatte, fuhr fort, die längst getrennten Nationen feindselig zu entzweyen. Noch immer konnten die dänischen Könige ihren Ansprüchen auf das schwedische Reich nicht entsagen, Schweden das Andenken der vormahligen dänischen Tyranney nicht verbannen. Die zusammenfließenden Grenzen beyder Reiche bothen der Nationalfeindschaft einen ewigen Zunder dar; die wachsame Eifersucht beyder Könige und unvermeidliche Handelscollisionen in den nordischen Meeren ließen die Quelle des Streits nie versiegen.

Unter den Hülfsmitteln, wodurch Gustav Wasa, der Stifter des schwedischen Reichs, seiner neuen Schöpfung Festigkeit zu geben gesucht hatte, war die Kirchenreformation eins der wirksamsten gewesen. Ein Reichsgrundgesetz schloß

die Anhänger des Papſtthums von allen Staatsämtern aus, und verboth jedem künftigen Beherrſcher Schwedens, den Religionszuſtand des Reichs abzuändern. Aber ſchon Guſtavs zweyter Sohn und zweyter Nachfolger, Johann, trat zu dem Papſtthume zurück, und deſſen Sohn, Sigismund, zugleich König von Pohlen, erlaubte ſich Schritte, welche zum Untergange der Verfaſſung und der herrſchenden Kirche abzielten. Carln, Herzog von Südermannland, Guſtavs dritten Sohn, an ihrer Spitze, thaten die Stände einen herzhaften Widerſtand; woraus zuletzt ein offenbarer Bürgerkrieg zwiſchen dem Oheime und Neffen, zwiſchen dem Könige und der Nation ſich entzündete. Herzog Carl, während der Abweſenheit des Königs Verweſer des Reichs, benutzte Sigismunds lange Reſidenz in Pohlen und den gerechten Unwillen der Stände, die Nation ſich auf's Engſte zu verbinden, und ſeinem eigenen Hauſe unvermerkt den Weg zum Throne zu bahnen. Die ſchlechten Maßregeln Sigismunds beförderten ſeine Abſicht nicht wenig. Eine allgemeine Reichsverſammlung erlaubte ſich, zum Vortheile des Reichsverweſers von dem Rechte der Erſtgeburt abzuweichen, welches Guſtav Waſa in der ſchwediſchen Thronfolge eingeführt hatte, und ſetzte den Herzog von Südermannland auf den Thron, von welchem Sigismund mit ſeiner ganzen Nachkommenſchaft feyerlich ausgeſchloſſen wurde. Der Sohn des neuen Königs, der unter dem Nahmen Carls IX. regierte, war Guſtav Adolph, dem aus eben dieſem Grunde die Anhänger Sigismunds, als dem Sohne eines Thronräubers, die Anerkennung verſagten. Aber wenn die Verbindlichkeit zwiſchen König und Volk gegenſeitig iſt, wenn ſich Staaten nicht wie eine todte Waare von einer Hand zur andern forterben: ſo muß es einer ganzen einſtimmig handelnden Nation erlaubt ſeyn, einem eidbrüchigen Beherrſcher

ihre Pflicht aufzukündigen, und seinen Platz durch einen Würdigern zu besetzen.

Gustav Adolph hatte das siebzehnte Jahr noch nicht vollendet, als der schwedische Thron durch den Tod seines Vaters erledigt wurde; aber die frühe Reife seines Geistes vermochte die Stände, den gesetzmäßigen Zeitraum der Minderjährigkeit zu seinem Vortheile zu verkürzen. Mit einem glorreichen Siege über sich selbst, eröffnete er eine Regierung, die den Sieg zum beständigen Begleiter haben und siegend endigen sollte. Die junge Gräfinn von Brahe, eine Tochter seines Unterthans, hatte die Erstlinge seines großen Herzens, und sein Entschluß war aufrichtig, den schwedischen Thron mit ihr zu theilen. Aber von Zeit und Umständen bezwungen, unterwarf sich seine Neigung der höhern Regentenpflicht, und die Heldentugend gewann wieder ausschließend ein Herz, das nicht bestimmt war, sich auf das stille häusliche Glück einzuschränken.

Christian IV. von Dänemark, König schon ehe Gustav das Licht der Welt erblickte, hatte die schwedischen Grenzen angefallen, und über den Vater dieses Helden wichtige Vortheile errungen. Gustav Adolph eilte, diesen verderblichen Krieg zu endigen, und erkaufte durch weise Aufopferungen den Frieden, um seine Waffen gegen den Czar von Moskau zu kehren. Nie versuchte ihn der zweydeutige Ruhm eines Eroberers, das Blut seiner Völker in ungerechten Kriegen zu verspritzen; aber ein gerechter wurde nie von ihm verschmäht. Seine Waffen waren glücklich gegen Rußland, und das schwedische Reich sah sich mit wichtigen Provinzen gegen Osten vergrößert.

Unterdessen setzte der König Sigismund von Pohlen gegen den Sohn die feindseligen Gesinnungen fort, wozu der Vater ihn berechtigt hatte, und ließ keinen Kunstgriff unversucht, die Unterthanen Gustav Adolphs in ihrer

Treue wankend, seine Freunde kaltsinnig, seine Feinde unversöhnlich zu machen. Weder die großen Eigenschaften seines Gegners, noch die gehäuftesten Merkmahle von Ergebenheit, welche Schweden seinem angebetheten Könige gab, konnten jenen verblendeten Fürsten von der thörichten Hoffnung heilen, den verlornen Thron wieder zu besteigen. Alle Friedensvorschläge Gustavs wurden mit Uebermuth verschmäht. Unwillkührlich sah sich dieser friedliebende Held in einen langwierigen Krieg mit Pohlen verwickelt, in welchem nach und nach ganz Liefland und Pohlnisch-Preußen der schwedischen Herrschaft unterworfen wurden. Immer Sieger, war Gustav Adolph immer der Erste bereit, die Hand zum Frieden zu biethen.

Dieser schwedisch-pohlnische Krieg fällt in den Anfang des dreyßigjährigen in Deutschland, mit welchem er in Verbindung steht. Es war genug, daß König Sigismund, ein Katholik, die schwedische Krone einem protestantischen Prinzen streitig machte, um sich der thätigsten Freundschaft Spaniens und Oesterreichs versichert halten zu können; eine doppelte Verwandtschaft mit dem Kaiser gab ihm noch ein näheres Recht an seinen Schutz. Das Vertrauen auf eine so mächtige Stütze war es auch vorzüglich, was den König von Pohlen zur Fortsetzung eines Krieges aufmunterte, der sich so sehr zu seinem Nachtheile erklärte; und die Höfe zu Madrid und Wien unterließen nicht, ihn durch prahlerische Versprechungen bey gutem Muthe zu erhalten. Indem Sigismund in Liefland, Kurland und Preußen einen Platz nach dem andern verlor, sah er seinen Bundesgenossen in Deutschland zu der nähmlichen Zeit von Sieg zu Sieg der unumschränkten Herrschaft entgegeneilen — kein Wunder, wenn seine Abneigung gegen den Frieden in gleichem Verhältnisse mit seinen Niederlagen stieg. Die Heftigkeit, mit der er seine pohlnische Hoffnung verfolgte, verblendete ihm die Augen gegen die

arglistige Politik seines Bundesgenossen, der auf seine Unkosten nur den schwedischen Helden beschäftigte, um desto ungestörter die Freyheit des deutschen Reichs umzustürzen, und alsdann den erschöpften Norden als eine leichte Eroberung an sich zu reißen. Ein Umstand, auf den man allein nicht gerechnet hatte — Gustavs Heldengröße, zerriß das Gewebe dieser betriegerischen Staatskunst. Dieser achtjährige pohlnische Krieg, weit entfernt, die schwedische Macht zu erschöpfen, hatte bloß dazu gedient, das Feldherrngenie Gustav Adolphs zu zeitigen, in einer langen Fechtübung die schwedischen Heere zu stählen, und unvermerkt die neue Kriegskunst in Gang zu bringen, durch welche sie nachher auf dem deutschen Boden Wunder thun sollten.

Nach dieser nothwendigen Digression über den damahligen Zustand der europäischen Staaten sey mir erlaubt, den Faden der Geschichte wieder aufzunehmen.

Seine Staaten hatte Ferdinand wieder, aber noch nicht den Aufwand, den ihre Wiedereroberung gekostet hatte. Eine Summe von 40 Millionen Gulden, welche die Confiscationen in Böhmen und Mähren in seine Hände brachten, würde hinreichend gewesen seyn, ihm und seinen Alliirten alle Unkosten zu vergüten; aber diese unermeßliche Summe war bald in den Händen der Jesuiten und seiner Günstlinge zerronnen. Herzog Maximilian von Baiern, dessen siegreichem Arme der Kaiser fast allein den Besitz seiner Staaten verdankte, der, um seiner Religion und seinem Kaiser zu dienen, einen nahen Verwandten aufgeopfert hatte, Maximilian hatte die gegründetsten Ansprüche auf seine Dankbarkeit; und in einem Vertrage, den der Herzog noch vor dem Ausbruche des Krieges mit dem Kaiser schloß, hatte er sich ausdrücklich den Ersatz aller Unkosten ausbedungen. Ferdinand fühlte die ganze Verbindlichkeit, welche dieser Vertrag und jene Dienste ihm auflegten; aber er hat-

te nicht Luſt, ſie mit eigenem Verluſte zu erfüllen. Seine Abſicht war, den Herzog auf das Glänzendſte zu belohnen, aber ohne ſich ſelbſt zu berauben. Wie konnte dieſes beſſer geſchehen, als auf Unkoſten desjenigen Fürſten, gegen welchen ihm der Krieg dieſes Recht zu geben ſchien, deſſen Vergehungen ſchwer genug abgeſchildert werden konnten, um jede Gewaltthätigkeit durch das Anſehen der Geſetze zu rechtfertigen? Friedrich mußte alſo weiter verfolgt, Friedrich zu Grunde gerichtet werden; damit Maximilian belohnt werden könnte, und ein neuer Krieg ward eröffnet, um den alten zu bezahlen.

Aber ein ungleich wichtigerer Beweggrund kam hinzu, das Gewicht dieſes erſtern zu verſtärken. Bis hierher hatte Ferdinand bloß für ſeine Exiſtenz gefochten, und keine anderen Pflichten, als die der Selbſtvertheidigung, erfüllt. Jetzt aber, da der Sieg ihm Freyheit zu handeln gab, gedachte er ſeiner vermeintlichen höhern Pflichten, und erinnerte ſich an das Gelübde, das er zu Loretto und zu Rom ſeiner Generaliſſima, der heiligen Jungfrau, gethan, mit Gefahr ſeiner Krone und ſeines Lebens ihre Verehrung auszubreiten. Die Unterdrückung der Proteſtanten war mit dieſem Gelübde unzertrennlich verknüpft. Günſtigere Umſtände konnten ſich zur Erfüllung desſelben nicht vereinigen, als ſich jetzt nach Endigung des böhmiſchen Krieges beyſammen fanden. Die pfälziſchen Lande in katholiſche Hände zu bringen, fehlte es ihm weder an Macht, noch an einem Scheine des Rechts, und unüberſehlich wichtig waren die Folgen dieſer Veränderung für das ganze katholiſche Deutſchland. Indem er den Herzog von Baiern mit dem Raube ſeines Verwandten belohnte, befriedigte er zugleich ſeine niedrigſten Begierden, und erfüllte ſeine erhabenſte Pflicht; er zermalmte einen Feind, den er haßte; er erſparte ſeinem Eigennutze ein ſchmerzhaftes Opfer, indem er ſich die himmliſche Krone verdiente.

Friedrichs Untergang war längſt im Cabinette des Kaiſers beſchloſſen, ehe das Schickſal ſich gegen ihn erklärte; aber erſt, nachdem dieſes Letzte geſchehen war, wagte man es, dieſen Donner der willkührlichen Gewalt gegen ihn zu ſchleudern. Ein Schluß des Kaiſers, dem alle Formalitäten fehlten, welche die Reichsgeſetze in einem ſolchen Falle nothwendig machen, erklärte den Churfürſten und drey andere Prinzen, welche in Schleſien und Böhmen die Waffen für ihn geführt hatten, als Beleidiger der kaiſerlichen Majeſtät und Störer des Landfriedens, in die Reichsacht und aller ihrer Würden und Länder verluſtig. Die Vollſtreckung dieſer Sentenz gegen Friedrich, nähmlich die Eroberung ſeiner Länder, wurde, mit einer ähnlichen Verſpottung der Reichsgeſetze, der Krone Spanien, als Beſitzerinn des burgundiſchen Kreiſes, dem Herzoge von Baiern und der Ligue aufgetragen. Wäre die evangeliſche Union des Nahmens werth geweſen, den ſie trug, und der Sache, die ſie vertheidigte; ſo würde man bey Vollſtreckung der Reichsacht unüberwindliche Hinderniſſe gefunden haben; aber eine ſo verächtliche Macht, die den ſpaniſchen Truppen in der Unterpfalz kaum gewachſen war, mußte es aufgeben, gegen die vereinigte Macht des Kaiſers, Baierns und der Ligue zu ſtreiten. Das Urtheil der Reichsacht, welches über den Churfürſten ausgeſprochen war, ſcheuchte ſogleich alle Reichsſtädte von dem Bündniſſe hinweg, und die Fürſten folgten bald ihrem Beyſpiele. Glücklich genug, ihre eigenen Länder zu retten, überließen ſie den Churfürſten, ihr ehemahliges Oberhaupt, der Willkühr des Kaiſers, ſchwuren die Union ab, und gelobten, ſie nie wieder zu erneuern.

Unrühmlich hatten die deutſchen Fürſten den unglücklichen Friedrich verlaſſen, Böhmen, Schleſien und Mähren der furchtbaren Macht des Kaiſers gehuldigt; ein einziger Mann, ein Glücksritter, deſſen ganzer Reichthum ſein De-

gen war, Ernſt Graf von Mannsfeld, wagte es, in der böhmiſchen Stadt Pilſen der ganzen Macht des Kaiſers zu trotzen. Von dem Churfürſten, dem er ſeine Dienſte gewidmet hatte, nach der Prager Schlacht ohne alle Hülfe gelaſſen, unwiſſend ſogar, ob ihm Friedrich ſeine Beharrlichkeit dankte, hielt er noch eine Zeit lang allein gegen die Kaiſerlichen Stand, bis ſeine Truppen, von der Geldnoth getrieben, die Stadt Pilſen an den Kaiſer verkauften. Von dieſem Schlage nicht erſchüttert, ſah man ihn bald darauf in der Oberpfalz neue Werbeplätze anlegen, um die Truppen an ſich zu ziehen, welche die Union verabſchiedet hatte. Ein neues, zwanzig tauſend Mann ſtarkes Heer entſtand in kurzem unter ſeinen Fahnen, um ſo furchtbarer für alle Provinzen, auf die es ſich warf, weil es durch Raub allein ſich erhalten konnte. Unwiſſend, wohin dieſer Schwarm ſtürzen würde, zitterten ſchon alle benachbarten Bisthümer, deren Reichthum ihn anlocken konnte. Aber in's Gedränge gebracht von dem Herzoge von Baiern, der als Vollſtrecker der Reichsacht in die Oberpfalz eindrang, mußte Mannsfeld aus dieſer Gegend entweichen. Durch einen glücklichen Betrug dem nacheilenden baieriſchen General Tilly entſprungen, erſchien er auf ein Mahl in der Unterpfalz, und übte dort an den rheiniſchen Bisthümern die Mißhandlungen aus, die er den fränkiſchen zugedacht hatte. Während daß die kaiſerlich-baieriſche Armee Böhmen überſchwemmte, war der ſpaniſche General Ambros Spinola, von den Niederlanden aus, mit einem anſehnlichen Heere in die Unterpfalz eingefallen, welche der Ulmer Vergleich der Union zu vertheidigen erlaubte. Aber die Maßregeln waren ſo ſchlecht genommen, daß ein Platz nach dem andern in ſpaniſche Hände fiel, und endlich, als die Union aus einander gegangen war, der größte Theil des Landes von ſpaniſchen Truppen beſetzt blieb. Der ſpaniſche General Cordub a, welcher dieſe Truppen nach dem Abzuge des Spi-

nola befehligte, hob eiligst die Belagerung Frankenthals auf, als Mannsfeld in die Unterpfalz eintrat. Aber anstatt die Spanier aus dieser Provinz zu vertreiben, eilte dieser über den Rhein, um seinen bedürftigen Truppen in dem Elsaß ein Fest zu bereiten. Zur fürchterlichsten Einöde wurden alle offenen Länder, über welche sich dieser Räuberschwarm ergoß, und nur durch ungeheure Summen konnten sich die Städte von der Plünderung loskaufen. Gestärkt von diesem Zuge, zeigte sich Mannsfeld wieder am Rhein, die Unterpfalz zu decken.

So lange ein solcher Arm für ihn stritt, war Churfürst Friedrich nicht unrettbar verloren. Neue Aussichten fingen an, sich ihm zu zeigen, und das Unglück weckte ihm Freunde auf, die ihm in seinem Glücke geschwiegen hatten. König Jacob von England, der gleichgültig zugesehen hatte, wie sein Eidam die böhmische Krone verlor, erwachte aus seiner Fühllosigkeit, da es die ganze Existenz seiner Tochter und seiner Enkel galt, und der siegreiche Feind einen Angriff auf die Churlande wagte. Spät genug öffnete er jetzt seine Schätze, und eilte, die Union, die damahls die Unterpfalz noch vertheidigte, und, als diese dahin war, den Grafen von Mannsfeld mit Geld und Truppen zu unterstützen. Durch ihn wurde auch sein naher Anverwandter, König Christian von Dänemark, zu thätiger Hülfe aufgefordert. Der ablaufende Stillstand zwischen Spanien und Holland beraubte zugleich den Kaiser alles Beystandes, den er von den Niederlanden aus zu erwarten gehabt hätte. Wichtiger als alles dieses war die Hülfe, die dem Pfalzgrafen von Siebenbürgen und Ungarn aus erschien. Der Stillstand Gabors mit dem Kaiser war kaum zu Ende, als dieser furchtbare alte Feind Oesterreichs Ungarn auf's Neue überschwemmte, und sich in Preßburg zum Könige krönen ließ. Reißend schnell waren seine Fortschritte, daß Boucquoi Böhmen verlassen

mußte, um Ungarn und Oeſterreich gegen Gabor zu vertheidigen. Dieſer tapfere General fand bey der Belagerung von Neuhäuſel ſeinen Tod; ſchon vorher war der eben ſo tapfere Dampierre vor Preßburg geblieben. Unaufgehalten drang Gabor an die öſterreichiſche Grenze vor; der alte Graf von Thurn und mehrere geächtete Böhmen hatten ihren Haß und ihren Arm mit dieſem Feinde ihres Feindes vereinigt. Ein nachdrücklicher Angriff von deutſcher Seite, während daß Gabor den Kaiſer von Ungarn aus bedrängte, hätte Friedrichs Glück ſchnell wieder herſtellen können; aber immer hatten die Böhmen und die Deutſchen die Waffen aus den Händen gelegt, wenn Gabor in's Feld rückte; immer hatte ſich dieſer Letztere erſchöpft, wenn jene anfingen ſich zu erholen.

Friedrich hatte indeſſen nicht geſäumt, ſich ſeinem neuen Beſchützer, Mannsfeld, in die Arme zu werfen. Verkleidet erſchien er in der Unterpfalz, um welche Mannsfeld und der bairiſche General Tilly ſich riſſen; die Oberpfalz hatte man längſt überwältigt. Ein Strahl von Hoffnung ging ihm auf, als aus den Trümmern der Union neue Freunde für ihn erſtanden. Markgraf Georg Friedrich von Baden, ein ehemahliges Mitglied derſelben, fing ſeit einiger Zeit an, eine Kriegsmacht zuſammenzuziehen, welche ſich bald zu einem anſehnlichen Heere vermehrte. Niemand wußte, wem es galt, als er unverſehens in's Feld rückte, und ſich mit dem Grafen Mannsfeld vereinigte. Seine Markgrafſchaft hatte er, ehe er in den Krieg zog, ſeinem Sohne abgetreten, um ſie durch dieſen Kunſtgriff der Rache des Kaiſers zu entziehen, wenn das Glück etwas Menſchliches über ihn verhängen ſollte. Auch der benachbarte Herzog von Würtemberg fing an, ſeine Kriegsmacht zu verſtärken. Dem Pfalzgrafen wuchs dadurch der Muth, und er arbeitete mit allem Ernſte daran, die Union wieder in's Leben zu ru-

fen. Jetzt war die Reihe an Tilly, auf seine Sicherheit zu denken. In größter Eile zog er die Truppen des spanischen Generals Corduba an sich. Aber indem der Feind seine Macht vereinigte, trennten sich Mannsfeld und der Markgraf von Baden, und der Letztere wurde von dem baierischen General bey Wimpfen geschlagen (1622).

Ein Aventurier ohne Geld, dem man selbst die rechtmäßige Geburt streitig machte, hatte sich zum Vertheidiger eines Königs aufgestellt, den einer seiner nächsten Verwandten zu Grunde richtete, und der Vater seiner Gemahlinn im Stiche ließ. Ein regierender Prinz begab sich seiner Länder, die er ruhig beherrschte, um für einen andern, der ihm fremd war, das ungewisse Glück des Krieges zu versuchen. Ein neuer Glücksritter, an Staaten arm, desto reicher an glorreichen Ahnen, übernimmt nach ihm die Vertheidigung einer Sache, welche Jener auszuführen verzweifelte. Herzog Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, glaubte dem Grafen von Mannsfeld das Geheimniß abgelernt zu haben, eine Armee von zwanzig tausend Mann ohne Geld auf den Beinen zu erhalten. Von jugendlichem Uebermuthe getrieben, und voll Begierde, sich auf Kosten der katholischen Geistlichkeit, die er ritterlich haßte, einen Nahmen zu machen und Beute zu erwerben, versammelte er in Niedersachsen ein beträchtliches Heer, welchem die Vertheidigung Friedrichs und der deutschen Freyheit den Nahmen leihen mußte. Gottes Freund und der Pfaffen Feind, war der Wahlspruch, den er auf seinen Münzen von eingeschmolzenem Kirchensilber führte, und dem er durch seine Thaten keine Schande machte.

Der Weg, den diese Räuberbande nahm, war wie gewöhnlich mit der schrecklichsten Verheerung bezeichnet. Durch Plünderung der niedersächsischen und westphälischen Stifter sammelte sie Kräfte, die Bisthümer am Oberrhein zu plün-

dern. Von Freund und Feind dort vertrieben, näherte sich der Administrator bey der mainzischen Stadt Höchst dem Mainstrome, den er nach einem mörderischen Gefechte mit Tilly, der ihm den Uebergang streitig machen wollte, passirte. Mit Verlust seines halben Heeres erreichte er das jenseitige Ufer, wo er den Ueberrest seiner Truppen schnell wieder sammelte, und mit demselben zu den Grafen von Mannsfeld stieß. Verfolgt von Tilly, stürzte sich dieser vereinigte Schwarm zum zweyten Mahle über das Elsaß, um die Verwüstungen nachzuhohlen, die bey dem ersten Einfalle unterblieben waren. Während daß der Churfürst Friedrich, nicht viel anders, als ein flüchtiger Bettler, mit dem Heere herumzog, das ihn als seinen Herrn erkannte, und mit seinem Nahmen sich schmückte, waren seine Freunde geschäftig, ihn mit dem Kaiser zu versöhnen. Ferdinand wollte diesen noch nicht alle Hoffnung benehmen, den Pfalzgrafen wieder eingesetzt zu sehen. Voll Arglist und Verstellung, zeigte er sich bereitwillig zu Unterhandlungen, wodurch er ihren Eifer im Felde zu erkalten, und das Aeußerste zu verhindern hoffte. König Jacob, das Spiel der österreichischen Arglist, wie immer, trug durch seine thörichte Geschäftigkeit nicht wenig dazu bey, die Maßregeln des Kaisers zu unterstützen. Vor Allem verlangte Ferdinand, daß Friedrich die Waffen von sich legte, wenn er an die Gnade des Kaisers appellire; und Jacob fand diese Forderung äußerst billig. Auf sein Geheiß ertheilte der Pfalzgraf seinen einzigen wahren Beschützern, dem Grafen von Mannsfeld und dem Administrator, den Abschied, und erwartete in Holland sein Schicksal von der Barmherzigkeit des Kaisers.

Mannsfeld und Herzog Christian waren bloß eines neuen Nahmens wegen verlegen; die Sache des Pfalzgrafen hatte sie nicht in Rüstung gesetzt; also konnte sein Abschied sie nicht entwaffnen. Der Krieg war ihr Zweck, gleich viel,

für wessen Sache sie kriegten. Nach einem vergeblichen Versuche des Grafen Mannsfeld, in die Dienste des Kaisers zu treten, zogen sich beyde nach Lothringen, wo die Ausschweifungen ihrer Truppen bis in das innerste Frankreich Schrecken verbreiteten. Eine Zeit lang harrten sie hier vergebens auf einen Herrn, der sie dingen sollte; als die Holländer, von dem spanischen General Spinola bedrängt, ihnen Dienste anbothen. Nach einem mörderischen Gefechte bey Fleurus mit den Spaniern, die ihnen den Weg verlegen wollten, erreichten sie Holland, wo ihre Erscheinung den spanischen General sogleich vermochte, die Belagerung von Bergen op. Zoom aufzuheben. Aber auch Holland war dieser schlimmen Gäste bald müde, und benutzte den ersten Augenblick von Erhohlung, sich ihres gefährlichen Beystandes zu entledigen. Mannsfeld ließ seine Truppen in der fetten Provinz Ostfriesland zu neuen Thaten sich stärken. Herzog Christian, voll Leidenschaft für die Pfalzgräfinn, die er in Holland hatte kennen lernen, und kriegslustiger als je, führte die Seinigen nach Niedersachsen zurück, den Handschuh dieser Prinzessinn auf seinem Hute, und die Devise: Alles für Gott und sie, auf seinen Fahnen. Beyde hatten ihre Rolle in diesem Kriege noch lange nicht geendigt.

Alle kaiserlichen Staaten waren jetzt endlich von Feinden gereinigt, die Union aufgelöst, der Markgraf von Baden, Graf Mannsfeld und Herzog Christian aus dem Felde geschlagen, und die pfälzischen Lande von den Truppen der Reichsexecution überschwemmt. Manheim und Heidelberg hatten die Baiern im Besitze, und bald wurde auch Frankenthal den Spaniern geräumt. In einem Winkel von Holland harrte der Pfalzgraf auf die schimpfliche Erlaubniß, durch einen Fußfall den Zorn des Kaisers versöhnen zu dürfen; und ein sogenannter Churfürstentag zu Regensburg sollte endlich sein Schicksal bestimmen. Längst war dieses am Hofe

des Kaisers entschieden; aber jetzt erst waren die Umstände günstig genug, mit dieser ganzen Entscheidung an das Licht hervorzutreten. Nach allen dem, was bis jetzt von dem Kaiser gegen den Churfürsten geschehen war, glaubte Ferdinand keine aufrichtige Versöhnung mehr hoffen zu können. Nur indem man die Gewaltthätigkeit vollendete, glaubte man sie unschädlich zu machen. Verloren mußte also bleiben, was verloren war; Friedrich durfte seine Länder nicht wieder sehen, und ein Fürst ohne Land und Volk konnte den Churhut nicht mehr tragen. So schwer sich der Pfalzgraf gegen das Haus Oesterreich verschuldet hatte, so ein herrliches Verdienst hatte sich der Herzog von Baiern um dasselbe erworben. So viel das Haus Oesterreich und die katholische Kirche von der Rachbegierde und dem Religionshasse des pfälzischen Hauses zu fürchten haben mochten, so viel hatten beyde von der Dankbarkeit und dem Religionseifer des baierischen zu hoffen. Endlich wurde, durch Uebertragung der pfälzischen Churwürde an Baiern, der katholischen Religion das entschiedenste Uebergewicht im Churfürstenrathe, und ein bleibender Sieg in Deutschland versichert.

Dieses Letzte war genug, die drey geistlichen Churfürsten dieser Neuerung günstig zu machen; unter den protestantischen war nur die einzige Stimme Churſachſens wichtig. Konnte aber Johann Georg dem Kaiser ein Recht streitig machen, ohne welches er sein eigenes an den Churhut dem Zweifel aussetzte? Einem Fürsten zwar, den seine Abkunft, seine Würde und seine Macht an die Spitze der protestantischen Kirche in Deutschland stellten, hätte, wie es schien, nichts heiliger seyn sollen, als die Rechte dieser Kirche gegen alle Angriffe der katholischen zu behaupten; aber die Frage war jetzt nicht sowohl, wie man das Interesse der protestantischen Religion gegen die Katholiken wahrnehmen, sondern welcher von zwey gleich gehaßten Religionen, der

calviniſchen oder der päpſtlichen, man den Sieg über die andere gönnen, welchem von zwey gleich ſchlimmen Feinden man die pfälziſche Chur zuſprechen ſollte; und im Gedränge zwiſchen zwey entgegengeſetzten Pflichten war es ja wohl natürlich — dem Privathaſſe und dem Privatnutzen den Ausſchlag heimzuſtellen. Der geborne Beſchützer der deutſchen Freyheit und der proteſtantiſchen Religion ermunterte den Kaiſer, über die pfälziſche Chur nach kaiſerlicher Machtvollkommenheit zu verfügen, und ſich im geringſten nicht irren zu laſſen, wenn man von Seiten Churſachſens, der Form wegen, ſich ſeinen Maßregeln entgegenſetzen ſollte. Wenn Johann Georg in der Folge mit ſeiner Einwilligung zurückhielt, ſo hatte Ferdinand ſelbſt durch Vertreibung der evangeliſchen Prediger aus Böhmen zu dieſer Sinnesänderung Anlaß gegeben; und die Belehnung Baierns mit der pfälziſchen Chur hörte auf, eine geſetzwidrige Handlung zu ſeyn, ſobald der Kaiſer ſich dazu verſtand, dem Churfürſten von Sachſen für eine Rechnung von ſechs Millionen Thaler Kriegskoſten die Lauſitz einzuräumen.

Ferdinand belehnte alſo, mit Widerſpruch des ganzen proteſtantiſchen Deutſchlands, mit Verſpottung der Reichsgrundgeſetze, die er in der Wahlcapitulation beſchworen, den Herzog von Baiern zu Regensburg feyerlich mit der pfälziſchen Chur, doch, wie es hieß, unbeſchadet der Anſprüche, welche die Agnaten und Nachkommen Friedrichs darauf geltend machen möchten. Dieſer unglückliche Fürſt ſah ſich jetzt unwiderruflich aus dem Beſitze ſeiner Staaten vertrieben, ohne vor dem Gerichte, das ihn verdammte, zuvor gehört worden zu ſeyn; eine Gerechtigkeit, welche die Geſetze auch dem geringſten Unterthan, auch dem ſchwärzeſten Verbrecher, vergönnen.

Dieſer gewaltſame Schritt öffnete endlich dem Könige von England die Augen, und da um eben dieſe Zeit die Un-

terhandlungen zerriſſen wurden, welche wegen einer Heirath ſeines Sohnes mit einer ſpaniſchen Tochter angeſponnen waren; ſo nahm endlich Jacob mit Lebhaftigkeit die Partey ſeines Eidams. Eine Revolution im franzöſiſchen Miniſterium hatte dem Cardinal Richelieu zum Herrn der Geſchäfte gemacht, und dieſes tief geſunkene Königreich fing bald an zu fühlen, daß ein Mann an ſeinem Ruder ſaß. Die Bewegungen des ſpaniſchen Statthalters in Mailand, ſich des Veltlins zu bemächtigen, um von hier aus einen Vereinigungspunct mit den Erbſtaaten Oeſterreichs zu finden, erweckten wieder die alte Furcht vor dieſer Macht, und mit ihr die Staatsmaximen Heinrichs des Großen. Eine Heirath des Prinzen von Wallis mit Henrietten von Frankreich ſtiftete zwiſchen dieſen beyden Kronen eine engere Vereinigung, zu welcher auch Holland, Dänemark und einige Staaten Italiens traten. Der Entwurf wurde gemacht, Spanien mit gewaffneter Hand zur Herausgabe des Veltlins, und Oeſterreich zur Wiederherſtellung Friedrichs zu zwingen; aber nur für das Erſte wurde einige Thätigkeit gezeigt. Jacob I. ſtarb, und Carl I., im Streite mit ſeinem Parlamente, konnte den Angelegenheiten Deutſchlands keine Aufmerkſamkeit mehr ſchenken. Savoyen und Venedig hielten ihren Beyſtand zurück, und der franzöſiſche Miniſter glaubte die Hugenotten in ſeinem Vaterlande erſt unterwerfen zu müſſen, ehe er es wagen dürfte, die Proteſtanten in Deutſchland gegen den Kaiſer zu beſchützen. So große Hoffnungen man vom dieſer Allianz geſchöpft hatte, ſo wenig entſprach ihnen der Erfolg.

Graf Mannsfeld, von aller Hülfe entblößt, ſtand unthätig am Unterrhein, und Herzog Chriſtian von Braunſchweig ſah ſich nach einem verunglückten Feldzuge auf's Neue vom deutſchen Boden vertrieben. Ein abermahliger Einfahl Bethlen Gabors in Mähren hatte ſich

heil er von Deutschland aus nicht unterstützt wurde, fruchtlos wie alle vorigen, in einen förmlichen Frieden mit dem Kaiser geendigt. Die Union war nicht mehr, kein protestantischer Fürst mehr unter den Waffen; und an den Grenzen von Niederdeutschland stand der baierische General Tilly mit einem fleggewohnten Heere auf protestantischem Boden. Die Bewegungen Herzog Christians von Braunschweig hatten ihn nach dieser Gegend, und einmahl schon in den niedersächsischen Kreis gezogen, wo er Lippstadt, den Waffenplatz des Administrators, überwältigte. Die Nothwendigkeit, diesen Feind zu beobachten und von neuen Einfällen abzuhalten, sollte auch noch jetzt seinen Aufenthalt auf diesem Boden rechtfertigen. Aber Mannsfeld und Christian hatten aus Geldmangel ihre Heere entlassen, und die Armee des Grafen Tilly sah weit und breit keinen Feind mehr. Warum belästigte sie noch das Land, in dem sie stand?

Schwer ist es, aus dem Geschrey erhitzter Parteyen die Stimme der Wahrheit zu unterscheiden — aber bedenklich war es, daß die Ligue sich nicht entwaffnete. Das vorellige Frohlocken der Katholiken mußte die Bestürzung vermehren. Der Kaiser und die Ligue standen gewaffnet und siegreich in Deutschland, und nirgends eine Macht, die ihnen Widerstand leisten konnte, wenn sie einen Versuch wagen sollten, die protestantischen Stände anzufallen, oder gar den Religionsfrieden umzustürzen. Wenn Kaiser Ferdinand auch wirklich von dem Gedanken weit entfernt war, seine Siege zu mißbrauchen; so mußte die Wehrlosigkeit der Protestanten den ersten Gedanken in ihm aufwecken. Veraltete Verträge konnten keine Zügel für einen Fürsten seyn, der seiner Religion Alles schuldig zu seyn glaubte, und jede Gewaltthätigkeit durch die religiöse Absicht für geheiligt hielt. Oberdeutschland war überwältigt, und Niederdeutschland allein konnte seiner Alleingewalt noch im Wege stehen. Hier waren die Protestanten

die herrschende Macht, hier waren der katholischen Kirche die meisten Stifter entrissen worden, und der Zeitpunct schien jetzt gekommen zu seyn, diese verlornen Besitzungen wieder an die Kirche zurückzubringen. In diesen von den niederdeutschen Fürsten eingezogenen Stiftern bestand zugleich ein nicht geringer Theil ihrer Macht, und der Kirche zu dem Ihrigen zu verhelfen, gab zugleich einen trefflichen Vorwand her, diese Fürsten zu schwächen.

Unverzeihliche Sorglosigkeit würde es gewesen seyn, in dieser gefahrvollen Lage sich müßig zu verhalten. Das Andenken an die Gewaltthätigkeiten, die das Tillysche Heer in Niedersachsen ausgeübt hatte, war noch zu neu, um die Stände nicht zu ihrer Selbstvertheidigung zu ermuntern. In möglichster Eilfertigkeit bewaffnete sich der niedersächsische Kreis. Außerordentliche Kriegssteuern wurden erhoben, Truppen geworben, und Magazine angefüllt. Man unterhandelte mit Venedig, mit Holland, mit England wegen Subsidien. Man berathschlagte, welche Macht man an die Spitze des Bundes stellen sollte. Die Könige des Sundes und des baltischen Meeres, natürliche Bundesgenossen dieses Kreises, konnten nicht gleichgültig zusehen, wenn ihn der Kaiser als Eroberer betreten, und an den Küsten der nordischen Meere ihr Nachbar werden sollte. Das doppelte Interesse der Religion und der Staatsklugheit forderte sie auf, die Fortschritte dieses Monarchen in Niederdeutschland zu begrenzen. Christian IV., König von Dänemark, zählte sich als Herzog von Holstein selbst zu den Ständen dieses Kreises; durch gleich starke Gründe wurde Gustav Adolph von Schweden zu einem Antheile an diesem Bündnisse bewogen.

Beyde Könige bewarben sich wetteifernd um die Ehre, den niedersächsischen Kreis zu vertheidigen, und die furchtbare österreichische Macht zu bekriegen. Jeder both sich an, eine wohlgerüstete Armee aufzustellen, und in eigener Per-

son anzuführen. Siegreiche Feldzüge gegen Moskau und Pohlen gaben dem Versprechen des schwedischen Königs Nachdruck; die ganze baltische Küste war von dem Nahmen Gustav Adolphs erfüllt. Aber der Ruhm dieses Nebenbuhlers nagte am Herzen des dänischen Königs, und je mehr Lorbern er sich selbst in diesem Feldzuge versprach, desto weniger konnte Christian IV. es von sich erhalten, sie seinem beneideten Nachbar zu gönnen. Beyde brachten ihre Vorschläge und Bedingungen vor das englische Ministerium, wo es endlich Christian IV. gelang, seinen Mitwerber zu überbiethen. Gustav Adolph forderte zu seiner Sicherheit die Einräumung einiger festen Plätze in Deutschland, wo er selbst keinen Fußbreit Landes besaß, um seinen Truppen im Falle eines Unglücks die nöthige Zuflucht zu gewähren. Christian IV. hatte Holstein und Jütland, durch welche Länder er sich nach einer verlornen Schlacht sicher zurückziehen konnte.

Um seinem Nebenbuhler den Rang abzulaufen, eilte der König von Dänemark, sich im Felde zu zeigen. Zum Obersten des niedersächsischen Kreises ernannt, hatte er in Kurzem ein 60,000 Mann starkes Heer auf den Beinen; der Administrator von Magdeburg, die Herzoge von Braunschweig, die Herzoge von Mecklenburg traten mit ihm in Verbindung. Der Beystand, zu welchem England Hoffnung gemacht hatte, erhöhte seinen Muth, und mit einer solchen Macht ausgerüstet, schmeichelte er sich, diesen Krieg in einem Feldzuge zu endigen. Nach Wien berichtete man, daß die Bewaffnung nur zur Absicht habe, den Kreis zu vertheidigen und die Ruhe in dieser Gegend aufrecht zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, selbst mit Frankreich, die außerordentlichen Anstrengungen des Kreises, und die furchtbare Armee, welche man aufstellte, schienen etwas mehr als bloße Vertheidigung, schienen die gänzliche Wiederherstellung des Churfürsten von der Pfalz und die De-

müthigung des zu mächtig gewordenen Kaisers zum Endzwecke zu haben.

Nachdem der Kaiser Unterhandlungen, Ermahnungen, Drohungen und Befehle fruchtlos erschöpft hatte, den König von Dänemark und den niedersächsischen Kreis zur Niederlegung der Waffen zu vermögen, fingen die Feindseligkeiten an, und Niederdeutschland wurde nun der Schauplatz des Krieges. Graf Tilly folgte dem linken Ufer des Weserstromes, und bemächtigte sich aller Päſſe bis Minden; nach einem fehlgeschlagenen Angriffe auf Nienburg und seinem Uebergange über den Strom, überschwemmte er das Fürstenthum Calemberg, und ließ es durch seine Truppen besetzen. Am rechten Ufer der Weser agirte der König, und verbreitete sich in den braunschweigischen Landen. Aber durch zu starke Detaschements hatte er sein Haupt-Heer geschwächt, daß er mit dem Ueberreste nichts Erhebliches ausrichten konnte. Der Ueberlegenheit seines Gegners bewußt, vermied er eben so sorgfältig eine entscheidende Schlacht, als der liguistische Feldherr sie suchte.

Bisher hatte der Kaiser bloß mit den Waffen Baierns und der Ligue in Deutschland gestritten, wenn man die spanisch-niederländischen Hülfsvölker ausnimmt, welche die Unterpfalz überfielen. Maximilian führte den Krieg als Oberster der Reichsexecution, und Tilly, der sie befehligte, war ein baierischer Diener. Alle seine Ueberlegenheit im Felde hatte der Kaiser den Waffen Baierns und der Ligue zu danken; diese hatten also sein ganzes Glück und Ansehen in Händen. Diese Abhängigkeit von dem guten Willen Baierns und der Ligue vertrug sich nicht mit den weit aussehenden Entwürfen, denen man nach einem so glänzenden Anfange am kaiserlichen Hofe Raum zu geben begann.

So bereitwillig die Ligue sich gezeigt hatte, die Vertheidigung des Kaisers zu übernehmen, an welcher ihre eigene

Wohlfahrt befestigt war, so wenig war zu erwarten, daß sie diese Bereitwilligkeit auch auf die kaiserlichen Eroberungsplane erstrecken würde. Oder wenn sie auch ihre Armeen künftig zu Eroberungen hergab, so war zu fürchten, daß sie mit dem Kaiser nichts als den allgemeinen Haß theilen würde, um für sich allein alle Vortheile davon zu ernten. Nur eine ansehnliche Heeresmacht, von ihm selbst aufgestellt, konnte ihn dieser drückenden Abhängigkeit von Baiern überheben, und ihm seine bisherige Ueberlegenheit in Deutschland behaupten helfen. Aber der Krieg hatte die kaiserlichen Lande viel zu sehr erschöpft, um die unermeßlichen Kosten einer solchen Kriegsrüstung bestreiten zu können. Unter diesen Umständen konnte dem Kaiser nichts willkommener seyn, als der Antrag, womit einer seiner Officiere ihn überraschte.

Graf Wallenstein war es, ein verdienter Officier, der reichste Edelmann in Böhmen. Er hatte dem kaiserlichen Hause von früher Jugend an gedient, und sich in mehreren Feldzügen gegen die Türken, Venetianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürger auf das Rühmlichste ausgezeichnet. Der Prager Schlacht hatte er als Oberster beygewohnt, und nachher als Generalmajor eine ungarische Armee in Mähren geschlagen. Die Dankbarkeit des Kaisers kam diesen Diensten gleich, und ein beträchtlicher Theil der nach dem böhmischen Aufruhre confiscirten Güter war seine Belohnung. Im Besitze eines unermeßlichen Vermögens, von ehrgeizigen Entwürfen erhitzt, voll Zuversicht auf seine glücklichen Sterne, und noch mehr auf eine gründliche Berechnung der Zeitumstände, erboth er sich, für den Kaiser, auf eigene und seiner Freunde Kosten, eine Armee auszurüsten und völlig zu bekleiden, ja selbst die Sorge für ihren Unterhalt dem Kaiser zu ersparen, wenn ihm gestattet würde, sie bis auf 50,000 Mann zu vergrößern. Niemand war, der diesen Vorschlag nicht als die schimärische Geburt eines brausenden Kopfes

versachte — aber der Versuch war noch immer reichlich belohnt, wenn auch nur ein Theil des Versprechens erfüllt wurde. Man überließ ihm einige Kreise in Böhmen zu Musterplätzen, und fügte die Erlaubniß hinzu, Officiersstellen zu vergeben. Wenige Monathe, so standen 20,000 Mann unter den Waffen, mit welchen er die österreichischen Grenzen verließ, bald darauf erschien er schon mit 30,000 an der Grenze von Niedersachsen. Der Kaiser hatte zu der ganzen Ausrüstung nichts gegeben, als seinen Nahmen. Der Ruf des Feldherrn, Aussicht auf glänzende Beförderung und Hoffnung der Beute lockten aus allen Gegenden Deutschlands Abenteurer unter seine Fahnen, und sogar regierende Fürsten, von Ruhmbegierde oder Gewinnsucht gereizt, erbothen sich jetzt, Regimenter für Oesterreich aufzustellen.

Jetzt also — zum ersten Mahle in diesem Kriege — erschien eine kaiserliche Armee in Deutschland; eine, schreckenvolle Erscheinung für die Protestanten, eine nicht viel erfreulichere für die Katholischen. Wallenstein hatte Befehl, seine Armee mit den Truppen der Ligue zu vereinigen, und in Gemeinschaft mit dem baierischen General den König von Dännemark anzugreifen. Aber längst schon eifersüchtig auf Tilly's Kriegsruhm, bezeigte er keine Lust, die Lorbern dieses Feldzugs mit ihm zu theilen, und im Schimmer von Tilly's Thaten, den Ruhm der seinigen zu verlieren. Sein Kriegsplan unterstützte zwar die Operationen des Letztern, aber ganz unabhängig von denselben führte er ihn aus. Da ihm die Quellen fehlten, aus welchen Tilly die Bedürfnisse seines Heeres bestritt; so mußte er das seinige in wohlhabende Länder führen, die von dem Kriege noch nicht gelitten hatten. Ohne also, wie ihm befohlen war, zu dem liguistischen Feldherrn zu stoßen, rückte er in das Halberstädtische und Magdeburgische Gebieth, und bemächtigte sich bey Dessau der Elbe. Alle Länder an beyden Ufern dieses Stromes la-

gen nun ſeinen Erpreſſungen offen; er konnte von da dem Könige von Dänemark in den Rücken fallen, ja, wenn es nöthig war, in die eigenen Länder desſelben einen Weg ſich bahnen.

Chriſtian IV. fühlte die ganze Gefahr ſeiner Lage zwiſchen zwey ſo furchtbaren Heeren. Er hatte ſchon vorher den Adminiſtrator von Halberſtadt, der kürzlich aus Holland zurückgekehrt war, an ſich gezogen; jetzt erklärte er ſich auch öffentlich für den Grafen von Mannsfeld, den er bisher verläugnet hatte, und unterſtützte ihn nach Vermögen. Reichlich erſtattete ihm Mannsfeld dieſen Dienſt. Er ganz allein beſchäftigte die Wallenſteiniſche Macht an der Elbe, und verhinderte ſie, in Gemeinſchaft mit Tilly den König aufzureiben. Dieſer muthige General näherte ſich ſogar, der feindlichen Ueberlegenheit ungeachtet der Deſſauer Brücke, und wagte es, den kaiſerlichen Schanzen gegenüber, ſich gleichfalls zu verſchanzen. Aber von der ganzen feindlichen Macht im Rücken angefallen, mußte er der überlegenen Anzahl weichen, und mit einem Verluſte von 3000 Todten ſeinen Poſten verlaſſen. Nach dieſer Niederlage zog ſich Mannsfeld in die Mark Brandenburg, wo er ſich nach einer kurzen Erhohlung mit neuen Truppen verſtärkte, und dann plötzlich nach Schleſien drehte, um von dort aus in Ungarn einzudringen, und in Verbindung mit Bethlen Gabor den Krieg in das Herz der öſterreichiſchen Staaten zu verſetzen. Da die kaiſerlichen Erblande gegen einen ſolchen Feind unvertheidigt waren, ſo erhielt Wallenſtein ſchleunigen Befehl, den König von Dänemark für jetzt ganz aus den Augen zu laſſen, um Mannsfelden, wo möglich, den Weg durch Schleſien zu verlegen.

Die Diverſion, welche den Wallenſteiniſchen Truppen durch Mannsfeld gemacht wurde, erlaubte dem Könige, einen Theil ſeines Heeres in das Weſtphäliſche zu ſchicken, um dort die Bisthümer Münſter und Osnabrück zu beſetzen.

Dieß zu verhindern, verließ Tilly eilig den Weserstrom; aber die Bewegungen Herzog Christians, welcher Miene machte, durch Hessen in die liguistischen Länder einzudringen, und dahin den Krieg zu versetzen, riefen ihn auf's Schnellste wieder aus Westphalen zurück. Um nicht von diesen Ländern abgeschnitten zu werden, und eine gefährliche Vereinigung des Landgrafen von Hessen mit dem Feinde zu verhüthen, bemächtigte sich Tilly eiligst aller haltbaren Plätze an der Werra und Fulda, und versicherte sich der Stadt Münden am Eingange der hessischen Gebirge, wo beyde Ströme in die Weser zusammenfließen. Er eroberte kurz darauf Göttingen, den Schlüssel zu Braunschweig und Hessen, und hatte Nordheim dasselbe Schicksal zugedacht; welches aber zu verhindern der König mit seiner ganzen Armee herbey eilte. Nachdem er diesen Ort mit allem Nöthigen versehen, um eine lange Belagerung auszuhalten, suchte er sich durch das Eichsfeld und Thüringen einen neuen Weg in die liguistischen Länder zu eröffnen. Schon war er Duderstadt vorbey; aber durch schnelle Märsche hatte ihm Graf Tilly den Vorsprung abgewonnen. Da die Armee des Letztern, durch einige Wallensteinische Regimenter verstärkt, der seinigen an Zahl weit überlegen war; so wendete sich der König in das Braunschweigische zurück, um eine Schlacht zu vermeiden. Aber auf eben diesem Rückzuge verfolgte ihn Tilly ohne Unterlaß, und nach einem dreytägigen Scharmützel mußte er endlich bey dem Dorfe Lutter, am Barenberge, dem Feinde stehen. Die Dänen thaten den Angriff mit vieler Tapferkeit, und drey Mahl führte sie der muthvolle König gegen den Feind; endlich aber mußte der schwächere Theil der überlegenen Anzahl und bessern Kriegsübung des Feindes weichen, und ein vollkommener Sieg wurde von dem liguistischen Feldherrn erfochten. Sechzig Fahnen und die ganze Artillerie, Bagage und Munition ging verloren; viele edle Officiere

blieben todt auf dem Platze, gegen 4000 von dem Gemeinen; mehrere Compagnien Fußvolk, die sich auf der Flucht in das Amthaus zu Lutter geworfen, streckten das Gewehr, und ergaben sich dem Sieger.

Der König entfloh mit seiner Reiterey, und sammelte sich nach diesem empfindlichen Schlage bald wieder. Tilly verfolgte seinen Sieg, bemächtigte sich der Weser und der braunschweigischen Lande, und trieb den König bis in das Bremische zurück. Durch seine Niederlage schüchtern gemacht, wollte dieser nur vertheidigungsweise verfahren, besonders aber dem Feinde den Uebergang über die Elbe verwehren. Aber indem er in alle haltbaren Plätze Besatzungen warf, blieb er unthätig mit einer getheilten Macht; die zerstreuten Corps wurden nach einander von dem Feinde zerstreut oder aufgerieben. Die liguistischen Truppen, des ganzen Weserstroms mächtig, verbreiteten sich über die Elbe und Havel, und die dänischen sahen sich aus einem Posten nach dem andern verjagt. Tilly selbst war über die Elbe gegangen, und hatte bis weit in das Brandenburgische seine siegreichen Waffen verbreitet, indem Wallenstein von der andern Seite in Holstein eindrang, den Krieg in die eigenen Länder des Königs zu spielen.

Dieser General kam eben aus Ungarn zurück, bis wohin er dem Grafen von Mannsfeld gefolgt war, ohne seinen Marsch aufhalten, oder seine Vereinigung mit Bethlen Gaborn verhindern zu können. Immer von dem Schicksale verfolgt, und immer größer als sein Schicksal, hatte sich dieser unter unendlichen Schwierigkeiten glücklich durch Schlesien und Ungarn zu dem Fürsten von Siebenbürgen hindurch geschlagen, wo er aber nicht sehr willkommen war. Im Vertrauen auf englischen Beystand, und auf eine mächtige Diversion in Niedersachsen, hatte Gabor aufs Neue den Waffenstillstand mit dem Kaiser gebrochen, und anstatt dieser gehoff-

ten Diversion brachte ihm jetzt Mannsfeld die ganze Wallensteinische Macht mit, und forderte Geld von ihm, anstatt es zu bringen. Diese wenige Uebereinstimmung unter den protestantischen Fürsten erkaltete Gabors Eifer, und er eilte, wie gewöhnlich, sich der überlegenen Macht des Kaisers durch einen geschwinden Frieden zu entledigen. Fest entschlossen, denselben bey dem ersten Strahle von Hoffnung wieder zu brechen, wies er den Grafen von Mannsfeld an die Republik Venedig, um dort vor allem Andern Geld aufzubringen.

Von Deutschland abgeschnitten und ganz außer Stande, den schwachen Ueberrest seiner Truppen in Ungarn zu ernähren, verkaufte Mannsfeld Geschütz und Heergeräthe, und ließ seine Soldaten aus einander gehen. Er selbst nahm mit einem kleinen Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig; neue Entwürfe schwellten seinen Muth; aber sein Lauf war vollendet. Das Schicksal, das ihn im Leben so unstät herum warf, hatte ihm ein Grab in Dalmatien bereitet. Nicht weit von Zara übereilte ihn der Tod (1626). Kurz vorher war sein treuer Schicksalsgenosse, Herzog Christian von Braunschweig, gestorben — zwey Männer, der Unsterblichkeit werth, hätten sie sich eben so über ihr Zeitalter, als über ihr Schicksal erhoben.

Der König von Dänemark hatte mit einer vollzähligen Macht dem einzigen Tilly nicht Stand halten können; wie viel weniger jetzt beyden kaiserlichen Generalen mit einer geschwächten! Die Dänen wichen aus allen ihren Posten an der Weser, Elbe und Havel, und die Armee Wallensteins ergoß sich über Brandenburg, Mecklenburg, Holstein und Schleswig wie ein reißender Strom. Dieser General, allzu übermüthig, um mit einem andern gemeinschaftlich zu agiren, hatte den ligistischen Feldherrn über die Elbe geschickt, um dort die Holländer zu beobachten; eigentlich aber, damit er selbst den Krieg gegen den König endigen, und die Früchte

der von Tilly erfochtenen Siege fürsich allein ernten möchte. Alle festen Plätze in seinen deutschen Staaten, Glückstadt allein ausgenommen, hatte Christian verloren, seine Heere waren geschlagen, oder zerstreut; von Deutschland aus keine Hülfe, von England wenig Trost, seine Bundesgenossen in Niedersachsen der Wuth des Siegers Preis gegeben. Den Landgrafen von Hessen-Kassel hatte Tilly gleich nach dem Siege bey Lutter gezwungen, der dänischen Allianz zu entsagen. Wallensteins furchtbare Erscheinung vor Berlin brachte den Churfürsten von Brandenburg zur Unterwerfung, und zwang ihn, Maximilian von Baiern als rechtmäßigen Churfürsten anzuerkennen. Der größte Theil Mecklenburgs ward jetzt von den kaiserlichen Truppen überschwemmt, beyde Herzoge, als Anhänger des Königs von Dänemark, in die Reichsacht erklärt, und aus ihren Staaten vertrieben. Die deutsche Freyheit gegen widerrechtliche Eingriffe vertheidigt zu haben, wurde als ein Verbrechen behandelt, das den Verlust aller Würden und Länder nach sich zog. Und doch war alles dieß nur das Vorspiel schreyender Gewaltthätigkeiten, welche bald darauf folgen sollten.

Jetzt kam das Geheimniß an den Tag, auf welche Art Wallenstein seine ausschweifenden Versprechungen zu erfüllen meinte. Dem Grafen von Mannsfeld war es abgelernt; aber der Schüler übertraf seinen Meister. Dem Grundsatze gemäß, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, hatten Mannsfeld und Herzog Christian mit den Brandschatzungen, die sie von Freund und Feind ohne Unterschied erpreßten, die Bedürfnisse ihrer Truppen bestritten; aber diese räuberische Lebensart war auch von allem Ungemach und aller Unsicherheit des Räuberlebens begleitet. Gleich flüchtigen Dieben, mußten sie sich durch wachsame und erbitterte Feinde stehlen, von einem Ende Deutschlands zum andern fliehen, ängstlich auf die Gelegenheit lauern, und ge-

rade die wohlhabendsten Länder meiden, weil eine stärkere Macht diese vertheidigte. Hatten Mannsfeld und Herzog Christian, im Kampfe mit so furchtbaren Hindernissen, doch so erstaunlich viel gethan; was mußte sich dann nicht ausrichten lassen, wenn man aller dieser Hindernisse überhoben war; wenn die Armee, die man aufstellte, zahlreich genug war, auch den mächtigsten einzelnen Reichsstand in Furcht zu setzen — wenn der Nahme des Kaisers allen Gewaltthätigkeiten die Straflosigkeit versicherte — kurz — wenn man unter der höchsten Authorität im Reiche, und an der Spitze eines überlegenen Heeres, denselben Kriegsplan befolgte, welchen jene beyden Abenteurer auf eigene Gefahr und mit einer zusammengelaufenen Bande in Ausübung gebracht hatten!

Dieß hatte Wallenstein im Auge, da er dem Kaiser sein kühnes Anerbiethen that, und jetzt wird es Niemand mehr übertrieben finden. Je mehr man das Heer verstärkte, desto weniger durfte man um den Unterhalt desselben bekümmert seyn; denn desto mehr brachte es die widersetzlichen Stände zum Zittern; je schreyender die Gewaltthätigkeiten, desto ungestrafter konnte man sie verüben. Gegen feindlich gesinnte Reichsstände hatten sie einen Schein des Rechts; gegen getreue konnte die vorgeschützte Nothwendigkeit sie entschuldigen. Die ungleiche Vertheilung dieses Druckes verhinderte eine gefährliche Einigkeit unter den Ständen; die Erschöpfung ihrer Länder entzog ihnen zugleich die Mittel sie zu rügen. Ganz Deutschland wurde auf diese Art ein Proviantmagazin für die Heere des Kaisers, und er konnte mit allen Territorien wie mit seinen Erblanden schalten. Allgemein war das Geschrey um Gerechtigkeit am Throne des Kaisers; aber man war von der Selbstrache der gemißhandelten Fürsten sicher, so lange sie um Gerechtigkeit riefen. Der allgemeine Unwille zertheilte sich zwischen dem

Kaiser, der seinen Nahmen zu diesen Gräuelu gab, und dem Feldherrn, der seine Vollmacht überschritt, und offenbar die Authorität seines Herrn mißbrauchte. Durch den Kaiser nahm man den Weg, um gegen seinen Feldherrn Schutz zu erhalten; aber sobald er sich durch seine Truppen allmächtig wußte, hatte Wallenstein auch den Gehorsam gegen den Kaiser abgeworfen.

Die Erschöpfung des Feindes ließ einen nahen Frieden mit Wahrscheinlichkeit erwarten; dennoch fuhr Wallenstein fort, die kaiserlichen Heere immer mehr, zuletzt bis auf hundert tausend Mann, zu verstärken. Obersten- und Officierspatente ohne Zahl, ein königlicher Staat des Generals, unmäßige Verschwendungen an seine Creaturen (nie schenkte er unter tausend Gulden), unglaubliche Summen für Bestechungen am Hofe des Kaisers, um dort seinen Einfluß zu erhalten, alles dieses ohne den Kaiser zu beschweren. Aus den Brandschatzungen der niederdeutschen Provinzen wurden alle diese unermeßlichen Summen gezogen; kein Unterschied zwischen Freund und Feind, gleich eigenmächtige Durchzüge und Einquartierungen in aller Herren Ländern, gleiche Erpressungen und Gewaltthätigkeiten. Dürfte man einer ausschweifenden Angabe aus jenen Zeiten trauen; so hätte Wallenstein in einem siebenjährigen Commando 60,000 Millionen Thaler aus einer Hälfte Deutschlands an Contributionen erhoben. Je ungeheurer die Erpressungen, desto mehr Vorrath für seine Heere, desto stärker also der Zulauf zu seinen Fahnen; alle Welt fliegt nach dem Glücke. Seine Armeen schwollen an, indem alle Länder welkten, durch die sie zogen. Was kümmerte ihn nun der Fluch der Provinzen und das Klaggeschrey der Fürsten? Sein Heer bethete ihn an, und das Verbrechen selbst setzte ihn in den Stand, alle Folgen desselben zu verlachen.

Man würde dem Kaiser Unrecht thun, wenn man alle

die Ausschweifungen seiner Armeen auf seine Rechnung setzen wollte. Wußte es Ferdinand vorher, daß er seinem Feldherrn alle deutschen Staaten zum Raube gab; so hätte ihm nicht verborgen bleiben können, wie viel er selbst bey einem so unumschränkten Feldherrn Gefahr lief. Je enger sich das Band zwischen der Armee und ihrem Anführer zusammenzog, von dem allein alles Glück, alle Beförderung ausfloß, desto mehr mußte es zwischen beyden und dem Kaiser erschlaffen. Zwar geschah Alles im Nahmen des Letztern; aber die Majestät des Reichsoberhauptes wurde von Wallenstein nur gebraucht, um jede andere Authorität in Deutschland zu zermalmen. Daher der überlegte Grundsatz dieses Mannes, die deutschen Reichsfürsten sichtbar zu erniedrigen, alle Stufen und Ordnungen zwischen diesen Fürsten und dem Reichsoberhaupte zu zerbrechen, und das Ansehen des Letztern über alle Vergleichung zu erhöhen. War der Kaiser die einzige gesetzgebende Macht in Deutschland, wer reichte alsdann hinauf an den Vezier, den er zum Vollzieher seines Willens gemacht hatte? Die Höhe, auf welche Wallenstein ihn stellte, überraschte sogar den Kaiser; aber eben weil diese Größe des Herrn das Werk seines Dieners war, so sollte diese Wallensteinische Schöpfung wieder in ihr Nichts zurück sinken, sobald ihr die Hand ihres Schöpfers fehlte. Nicht umsonst empörte er alle Reichsfürsten Deutschlands gegen den Kaiser — je heftiger ihr Haß gegen Ferdinand, desto nothwendiger mußte ihm derjenige Mann bleiben, der allein ihren schlimmen Willen unschädlich machte. Seine Absicht ging unverkennbar dahin, daß sein Oberherr in ganz Deutschland keinen Menschen mehr zu fürchten haben sollte, als den Einzigen, dem er diese Allmacht verdankte.

Ein Schritt zu diesem Ziele war, daß Wallenstein das eben eroberte Mecklenburg zum einstweiligen Unterpfande für sich verlangte, bis die Geldvorschüsse, welche er dem Kai-

ser in dem bisherigen Feldzuge gethan, erstattet seyn würden. Schon vorher hatte ihn Ferdinand, wahrscheinlich um seinem General einen Vorzug mehr vor dem baierischen zu geben, zum Herzoge von Friedland erhoben; aber eine gewöhnliche Belohnung konnte den Ehrgeiz eines Wallensteins nicht ersättigen. Vergebens erhoben sich selbst in dem kaiserlichen Rathe unwillige Stimmen gegen diese neue Beförderung, die auf Unkosten zweyer Reichsfürsten geschehen sollte; umsonst widersetzten sich selbst die Spanier, welche längst schon sein Stolz beleidigt hatte, seiner Erhebung. Der mächtige Anhang, welchen sich Wallenstein unter den Rathgebern des Kaisers erkauft hatte, behielt die Oberhand; Ferdinand wollte sich, auf welche Art es auch seyn möchte, diesen unentbehrlichen Diener verpflichten. Man stieß eines leichten Vergehens wegen die Nachkömmlinge eines der ältesten deutschen Fürstenhäuser aus ihrem Erbtheile, um eine Creatur der kaiserlichen Gnade mit ihrem Raube zu bekleiden (1628).

Bald darauf fing Wallenstein an, sich einen Generalissimus des Kaisers zu Wasser und zu Lande zu nennen. Die Stadt Wismar wurde erobert, und fester Fuß an der Ostsee gewonnen. Von Pohlen und den Hanseestädten wurden Schiffe gefordert, um den Krieg jenseits des baltischen Meeres zu spielen, die Dänen in das Innerste ihres Reichs zu verfolgen, und einen Frieden zu erzwingen, der zu größern Eroberungen den Weg bahnen sollte. Der Zusammenhang der niederdeutschen Stände mit den nordischen Reichen war zerrissen; wenn es dem Kaiser gelang, sich in die Mitte zwischen beyden zu lagern, und von dem adriatischen Meere bis an den Sund (das dazwischen liegende Pohlen stand in seiner Abhängigkeit) Deutschland mit einer fortlaufenden Länderkette zu umgeben. Wenn dieß die Absicht des Kaisers war, so hatte Wallenstein seine besondere, den nähmlichen Plan

zu befolgen. Besitzungen an der Ostsee sollten den Grundstein zu einer Macht abgeben, womit sich schon längst seine Ehrsucht trug, und welche ihn in den Stand setzen sollte, seinen Herrn zu entbehren.

Diese Zwecke zu erreichen, war es von äußerster Wichtigkeit, die Stadt Stralsund am baltischen Meere in Besitz zu bekommen. Ihr vortrefflicher Hafen, die leichte Ueberfahrt von da nach den schwedischen und dänischen Küsten machte sie vorzüglich geschickt, in einem Kriege mit beyden Kronen einen Waffenplatz abzugeben. Diese Stadt, die sechste des hanseatischen Bundes, genoß unter dem Schutze des Herzogs von Pommern die wichtigsten Privilegien, und, völlig außer aller Verbindung mit Dänemark, hatte sie an dem bisherigen Kriege auch nicht den entferntesten Antheil genommen. Aber weder diese Neutralität, noch ihre Privilegien konnten sie vor den Anmaßungen Wallensteins schützen, der seine Absicht auf sie gerichtet hatte.

Einen Antrag dieses Generals, kaiserliche Besatzungen anzunehmen, hatte der Magistrat von Stralsund mit rühmlicher Standhaftigkeit verworfen, auch seinen Truppen den arglistig verlangten Durchmarsch verweigert. Jetzt schickte Wallenstein sich an, die Stadt zu belagern.

Für beyde nordische Könige war es von gleicher Wichtigkeit, Stralsund bey seiner Unabhängigkeit zu schützen, ohne welche die freye Schiff-Fahrt auf dem Belte nicht behauptet werden konnte. Die gemeinschaftliche Gefahr besiegte endlich die Privateifersucht, welche schon längst beyde Könige entzweyte. In einem Vertrage zu Copenhagen (1628) versprachen sie einander, Stralsund mit vereinigten Kräften aufrecht zu erhalten, und gemeinschaftlich jede fremde Macht abzuwehren, welche in feindlicher Absicht in der Ostsee erscheinen würde. Christian IV. warf sogleich eine hinreichende Besatzung nach Stralsund, und stärkte durch seinen persönlichen

Besuch den Muth der Bürger. Einige Kriegsschiffe, welche König Sigismund von Pohlen dem kaiserlichen Feldherrn zu Hülfe schickte, wurden von der dänischen Flotte in Grund gebohrt, und da ihm nun auch die Stadt Lübeck die übrigen abschlug, so hatte der kaiserliche Generalissimus zur See nicht einmahl Schiffe genug, den Hafen einer einzigen Stadt einzuschließen.

Nichts scheint abenteuerlicher zu seyn, als einen Seeplatz, der auf's Vortrefflichste befestigt war, erobern zu wollen, ohne seinen Hafen einzuschließen. Wallenstein, der noch nie einen Widerstand erfahren, wollte nun auch die Natur überwinden, und das Unmögliche besiegen. Stralsund, von der Seeseite frey, fuhr ungehindert fort, sich mit Lebensmitteln zu versehen, und mit neuen Truppen zu verstärken; nichts desto weniger umzingelte es Wallenstein zu Lande, und suchte durch prahlerische Drohungen den Mangel gründlicherer Mittel zu ersetzen. »Ich will,« sagte er, diese Stadt wegnehmen, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden.« Der Kaiser selbst, welcher eine Unternehmung bereuen mochte, wovon er sich keinen rühmlichen Ausgang versprach, ergriff mit Begierde die scheinbare Unterwürfigkeit und einige annehmliche Erbiethungen der Stralsunder, seinem General den Abzug von der Stadt zu befehlen. Wallenstein verachtete diesen Befehl, und fuhr fort, den Belagerten durch unablässige Stürme zuzusetzen. Da die dänische Besatzung schon stark geschmolzen, der Ueberrest der rastlosen Arbeit nicht gewachsen war, und der König sich außer Stand befand, eine größere Anzahl von Truppen in diese Stadt zu wagen: so warf sich Stralsund, mit Christians Genehmigung, dem Könige von Schweden in die Arme. Der dänische Commandant verließ die Festung, um einem schwedischen Platz zu machen, der sie mit dem glücklichsten Erfolge vertheidigte. Wallensteins Glück scheiterte vor dieser

Stadt, und zum erſten Mahle erlebte ſein Stolz die Kränkung, nach mehreren verlornen Monathen, nach einem Verluſte von 12,000 Todten, ſeinem Vorhaben zu entſagen. Aber die Nothwendigkeit, in welche er dieſe Stadt geſetzt hatte, den ſchwediſchen Schutz anzurufen, veranlaßte ein enges Bündniß zwiſchen Guſtav Adolph und Stralſund, welches in der Folge den Eintritt der Schweden in Deutſchland nicht wenig erleichterte.

Bis hierher hatte das Glück die Waffen der Ligue und des Kaiſers begleitet, und Chriſtian IV. in Deutſchland überwunden, mußte ſich in ſeinen Inſeln verbergen; aber die Oſtſee ſetzte dieſen Eroberungen eine Grenze. Der Abgang der Schiffe hinderte nicht nur, den König weiter zu verfolgen, ſondern ſetzte auch den Sieger noch in Gefahr, die gemachten Eroberungen zu verlieren. Am meiſten hatte man von der Vereinigung beyder nordiſchen Monarchen zu fürchten, welche es, wenn ſie Beſtand hatte, dem Kaiſer und ſeinem Feldherrn unmöglich machte, auf der Oſtſee eine Rolle zu ſpielen; oder gar eine Landung in Schweden zu thun. Gelang es aber, die Sache dieſer beyden Fürſten zu trennen, und ſich der Freundſchaft des däniſchen Königs insbeſondere zu verſichern; ſo konnte man die einzelne ſchwediſche Macht deſto leichter zu überwältigen hoffen. Furcht vor Einmiſchung fremder Mächte, aufrühreriſche Bewegungen der Proteſtanten in ſeinen eigenen Staaten, die ungeheuern Koſten des bisher geführten Krieges, und noch mehr der Sturm, den man im ganzen proteſtantiſchen Deutſchlande im Begriffe war zu erregen, ſtimmten das Gemüth des Kaiſers zum Frieden, und aus ganz entgegengeſetzten Gründen beeiferte ſich ſein Feldherr, dieſen Wunſch zu erfüllen. Weit entfernt, einen Frieden zu wünſchen, der ihn aus dem Mittagsglanze der Größe und Gewalt in die Dunkelheit des Privatſtandes hinunterſtürzte, wollte er nur den Schauplatz des Krieges ver-

ändern, und durch diesen einseitigen Frieden die Verwirrung verlängern. Die Freundschaft Dänemarks, dessen Nachbar er als Herzog von Mecklenburg geworden, war ihm für seine weit aussehenden Entwürfe sehr wichtig, und er beschloß, selbst mit Hintansetzung der Vortheile seines Herrn, sich diesen Monarchen zu verpflichten.

Christian IV. hatte sich in dem Vertrage von Copenhagen verbindlich gemacht, ohne Zuziehung Schwedens keinen einseitigen Frieden mit dem Kaiser zu schließen. Dessen ungeachtet wurde der Antrag, den ihm Wallenstein that, mit Bereitwilligkeit angenommen. Auf einem Congresse zu Lübeck (1629), von welchem Wallenstein die schwedischen Gesandten, die für Mecklenburg zu intercediren kamen, mit ausstudierter Geringschätzung abwies, wurden von kaiserlicher Seite alle den Dänen weggenommenen Länder zurückgegeben. Man legte dem Könige auf, sich in die Angelegenheiten Deutschlands fernerhin nicht weiter einzumengen, als ihm der Nahme eines Herzogs von Holstein gestattete, sich der niederdeutschen Stifter unter keinem Nahmen mehr anzumaßen, und die mecklenburgischen Herzoge ihrem Schicksale zu überlassen. Christian selbst hatte diese beyden Fürsten in den Krieg mit dem Kaiser verwickelt; jetzt opferte er sie auf, um sich den Räuber ihrer Staaten zu verpflichten. Unter den Beweggründen, welche ihn zum Kriege gegen den Kaiser veranlaßten, war die Wiederherstellung des Churfürsten von der Pfalz, seines Verwandten, nicht der unerheblichste gewesen. — Auch dieses Fürsten wurde in dem Lübecker Frieden mit keiner Sylbe gedacht, und in einem Artikel desselben sogar die Rechtmäßigkeit der baierischen Churwürde eingestanden. Mit so wenig Ruhm trat Christian IV. vom Schauplatze.

Zum zweyten Mahle hatte Ferdinand jetzt die Ruhe Deutschlands in Händen, und es stand nur bey ihm, den Frieden mit Dänemark in einen allgemeinen zu verwandeln.

Aus allen Gegenden Deutschlands schallte ihm das Jammern der Unglücklichen entgegen, die um das Ende ihrer Drangsale flehten; die Gräuel seiner Soldaten, die Habsucht seiner Feldherrn hatten alle Grenzen überstiegen. Deutschland, von den verwüstenden Schwärmen Mannsfelds und Christians von Braunschweig, von den schrecklichern Heerscharen Tilly's und Wallensteins durchzogen, lag erschöpft, blutend, verödet, und seufzte nach Erhohlung. Mächtig war der Wunsch des Friedens bey allen Ständen des Reichs, mächtig selbst bey dem Kaiser, der, in Oberitalien mit Frankreich in Krieg verwickelt, durch den bisherigen in Deutschland entkräftet, und vor den Rechnungen bange war, die seiner warteten. Aber unglücklicher Weise widersprachen sich die Bedingungen, unter welchen beyde Religionsparteyen das Schwert in die Scheide stecken wollten. Die Katholischen wollten mit Vortheil aus diesem Kriege gehen; die Protestanten wollten nicht schlimmer daraus gehen — der Kaiser, anstatt beyde Theile mit kluger Mäßigung zu vereinigen, nahm Partey; und so stürzte Deutschland auf's Neue in die Schrecken eines entsetzlichen Krieges.

Schon seit Endigung der böhmischen Unruhen hatte Ferdinand die Gegenreformation in seinen Erbstaaten angefangen; wobey jedoch aus Rücksicht gegen einige evangelische Stände mit Mäßigung verfahren wurde. Aber die Siege, welche seine Feldherren in Niederdeutschland erfochten, machten ihm Muth, allen bisherigen Zwang abzuwerfen. Allen Protestanten in seinen Erbländern wurde, diesem Entschlusse gemäß, angekündigt, entweder ihrer Religion oder ihrem Vaterlande zu entsagen — eine bittere, schreckliche Wahl, welche die fürchterlichsten Empörungen unter den Landleuten in Oesterreich erregte. In den pfälzischen Landen wurde gleich nach Vertreibung Friedrichs V. der reformirte

Gottesdienſt aufgehoben, und die Lehrer dieſer Religion von der hohen Schule zu Heidelberg vertrieben.

Dieſe Neuerungen waren nur das Vorſpiel zu größern. Auf einem Churfürſtenconvente zu Mühlhauſen forderten die Katholiken den Kaiſer auf, alle ſeit den Religionsfrieden zu Augsburg von den Proteſtanten eingezogenen Erzbisthümer, Bisthümer, mittelbare und unmittelbare Abteyen und Klöſter wieder an die katholiſche Kirche zurück zu bringen, und dadurch die katholiſchen Stände für die Verluſte und Bedrückungen zu entſchädigen, welche ſie in dem bisherigen Kriege erlitten hätten. Bey einem ſo ſtreng katholiſchen Fürſten, wie es Ferdinand war, konnte ein ſolcher Wink nicht zur Erde fallen; aber noch ſchien es ihm zu frühe, das ganze proteſtantiſche Deutſchland durch einen ſo entſcheidenden Schritt zu empören. Kein einziger proteſtantiſcher Fürſt war, dem dieſe Zurückforderung der geiſtlichen Stifter nicht einen Theil ſeiner Lande nahm. Wo man die Einkünfte derſelben auch nicht ganz zu weltlichen Zwecken beſtimmt hatte, hatte man ſie zum Nutzen der proteſtantiſchen Kirche verwendet. Mehrere Fürſten dankten dieſen Erwerbungen einen großen Theil ihrer Einkünfte und Macht. Alle ohne Unterſchied mußten durch die Zurückforderung derſelben in Aufruhr gebracht werden. Der Religionsfriede ſprach ihnen das Recht an dieſe Stifter nicht ab, obgleich er es eben ſo wenig außer Zweifel ſetzte. Aber ein langer, bey Vielen faſt ein Jahrhundert langer Beſitz, das Stillſchweigen von vier bisherigen Kaiſern, das Geſetz der Billigkeit, welches ihnen an den Stiftungen ihrer Voraltern einen gleichen Antheil mit den Katholiſchen zuſprach, konnte als ein vollgültiger Grund des Rechts von ihnen angeführt werden. Außer dem wirklichen Verluſte, den ſie durch Zurückgabe dieſer Stifter an ihrer Macht und Gerichtsbarkeit erlitten, außer den unüberſehlichen Verwirrungen, welche die Folge davon ſeyn mußten,

war dieß kein geringer Nachtheil für sie, daß die wiedereingesetzten katholischen Bischöfe die katholische Partey auf dem Reichstage mit eben so viel neuen Stimmen verstärken sollten. So empfindliche Verluste auf Seiten der Evangelischen ließen den Kaiser die heftigste Widersetzung befürchten, und ehe das Kriegsfeuer in Deutschland gedämpft war, wollte er eine ganze, in ihrer Vereinigung furchtbare Partey, welche an dem Churfürsten von Sachsen eine mächtige Stütze hatte, nicht zur Unzeit gegen sich reizen. Er versuchte es also vorerst im Kleinen, um zu erfahren, wie man es im Großen aufnehmen würde. Einige Reichsstädte in Oberdeutschland, und der Herzog von Würtemberg erhielten Mandate, verschiedene solche eingezogene Stifter herauszugeben.

Die Lage der Umstände in Sachsen ließ ihn dort noch einige kühnere Versuche wagen. In den Bisthümern Magdeburg und Halberstadt hatten die protestantischen Domherren keinen Anstand genommen, Bischöfe von ihrer Religion aufzustellen. Beyde Bisthümer, die Stadt Magdeburg allein ausgenommen, hatten Wallensteinische Truppen jetzt überschwemmt. Zufälliger Weise war Halberstadt durch den Tod des Administrators, Herzogs Christian von Braunschweig, das Erzstift Magdeburg durch Absetzung Christian Wilhelms, eines brandenburgischen Prinzen, erledigt. Ferdinand benutzte diese beyden Umstände, um das Halberstädtische Stift einem katholischen Bischofe, und noch dazu einem Prinzen aus seinem eigenen Hause zuzuwenden. Um nicht einen ähnlichen Zwang zu erleiden, eilte das Capitel zu Magdeburg, einen Sohn des Churfürsten von Sachsen zum Erzbischofe zu erwählen. Aber der Papst, der sich aus angemaßter Gewalt in diese Angelegenheit mengte, sprach dem österreichischen Prinzen auch das Magdeburgische Erzstift zu; und man konnte sich nicht enthalten, die Geschicklichkeit Ferdinands zu bewundern, der über dem heilig-

ften Eifer für seine Religion nicht vergaß, für das Beste seines Hauses zu sorgen.

Endlich als der Lübecker Friede den Kaiser von Seiten Dänemarks außer aller Furcht gesetzt hatte, die Protestanten in Deutschland gänzlich darnieder zu liegen schienen, die Forderungen der Ligue aber immer lauter und dringender wurden, unterzeichnete Ferdinand das durch so viel Unglück berüchtigte Restitutionsedict (1629), nachdem er es vorher jedem der vier katholischen Churfürsten zur Genehmigung vorgelegt hatte. In dem Eingange spricht er sich das Recht zu, den Sinn des Religionsfriedens, dessen ungleiche Deutung zu allen bisherigen Irrungen Anlaß gegeben, vermittelst kaiserlicher Machtvollkommenheit zu erklären, und als oberster Schiedsmann und Richter zwischen beyde streitende Parteyen zu treten. Dieses Recht gründete er auf die Observanz seiner Vorfahren, und auf die ehemahls geschehene Einwilligung selbst protestantischer Stände. Churſachsen hatte dem Kaiser wirklich dieses Recht zugestanden; jetzt ergab es sich, wie großen Schaden dieser Hof durch seine Anhänglichkeit an Oesterreich der protestantischen Sache zugefügt hatte. Wenn aber der Buchstabe des Religionsfriedens wirklich einer ungleichen Auslegung unterworfen war, wie der ein Jahrhundert lange Zwist beyder Religionsparteyen es genugsam bezeugte; so konnte doch auf keine Weise der Kaiser, der entweder ein katholischer oder ein protestantischer Reichsfürst, und also selbst Partey war, zwischen katholischen und protestantischen Ständen einen Religionsstreit entscheiden — ohne den wesentlichen Artikel des Religionsfriedens zu verletzen. Er konnte in seiner eigenen Sache nicht Richter seyn, ohne die Freyheit des deutschen Reichs in einen leeren Schall zu verwandeln.

Und nun in Kraft dieses angemaßten Rechts, den Religionsfrieden auszulegen, gab Ferdinand die Entschei-

dung: „Daß jede, nach dem Datum dieſes Friedens, von den Proteſtanten geſchehene Einziehung, ſowohl mittelbarer als unmittelbarer Stifter dem Sinne dieſes Friedens zuwider laufe, und als eine Verletzung desſelben widerrufen ſey.“ Er gab ferner die Entſcheidung: „daß der Religionsfriede keinem katholiſchen Landesherrn auflege, proteſtantiſchen Unterthanen etwas mehr, als freyen Abzug aus ſeinen Landen, zu bewilligen.“ Dieſem Ausſpruche gemäß, wurde allen unrechtmäßigen Beſitzern geiſtlicher Stifter — alſo allen proteſtantiſchen Reichsſtänden ohne Unterſchied — bey Strafe des Reichsbannes anbefohlen, dieſes unrechte Gut an die kaiſerlichen Commiſſarien unverzüglich herauszugeben.

Nicht weniger als zwey Erzbisthümer und zwölf Bisthümer ſtanden auf der Liſte; außer dieſen eine unüberſehbare Anzahl von Klöſtern, welche die Proteſtanten ſich zugeeignet hatten. Dieſes Edict war ein Donnerſchlag für das ganze proteſtantiſche Deutſchland; ſchrecklich ſchon an ſich ſelbſt durch das, was es wirklich nahm; ſchrecklicher noch durch das, was es für die Zukunft fürchten ließ, und wovon man es nur als einen Vorläufer betrachtete. Jetzt ſahen es die Proteſtanten als ausgemacht an, daß der Untergang ihrer Religion von dem Kaiſer und der katholiſchen Ligue beſchloſſen ſey, und daß der Untergang deutſcher Freyheit ihr bald nachfolgen werde. Auf keine Gegenvorſtellung wurde geachtet, die Commiſſarien wurden ernannt, und eine Armee zuſammengezogen, ihnen Gehorſam zu verſchaffen. Mit Augsburg, wo der Friede geſchloſſen worden, machte man den Anfang; die Stadt mußte unter die Gerichtsbarkeit ihres Biſchofs zurücktreten, und ſechs proteſtantiſche Kirchen wurden darin geſchloſſen. Eben ſo mußte der Herzog von Würtemberg ſeine Klöſter herausgeben. Dieſer Ernſt ſchreckte alle evangeliſchen Reichsſtände auf, aber ohne ſie zu einem thätigen Widerſtande begeiſtern zu können. Die

Furcht vor des Kaisers Macht wirkte zu mächtig; schon fing ein großer Theil an, sich zur Nachgiebigkeit zu neigen. Die Hoffnung, auf einem friedlichen Wege zur Erfüllung ihres Wunsches zu gelangen, bewog deßwegen die Katholischen, mit Vollstreckung des Edictes noch ein Jahr lang zu zögern, und dieß rettete die Protestanten. Ehe diese Frist um war, hatte das Glück der schwedischen Waffen die ganze Gestalt der Dinge verändert.

Auf einer Churfürstenversammlung zu Regensburg, welcher Ferdinand in Person beywohnte (1630), sollte nun mit allem Ernste an der gänzlichen Beruhigung Deutschlands und an Hebung aller Beschwerden gearbeitet werden. Diese waren von Seiten der Katholischen nicht viel geringer, als von Seiten der Evangelischen, so sehr auch Ferdinand sich überredete, alle Mitglieder der Ligue durch das Restitutionsedict, und den Anführer derselben durch Ertheilung der Churwürde und durch Einräumung des größten Theiles der pfälzischen Lande sich verpflichtet zu haben. Das gute Verständniß zwischen dem Kaiser und den Fürsten der Ligue hatte seit Wallensteins Erscheinung unendlich gelitten. Gewohnt, den Gesetzgeber in Deutschland zu spielen, und selbst über das Schicksal des Kaisers zu gebiethen, sah sich der stolze Churfürst von Baiern durch den kaiserlichen Feldherrn auf ein Mahl entbehrlich gemacht, und seine ganze bisherige Wichtigkeit zugleich mit dem Ansehen der Ligue verschwunden. Ein Anderer trat jetzt auf, die Früchte seiner Siege zu ernten, und alle seine vergangenen Dienste in Vergessenheit zu stürzen. Der übermüthige Charakter des Herzogs von Friedland, dessen süßester Triumph war, dem Ansehen der Fürsten Hohn zu sprechen, und der Authorität seines Herrn eine verhaßte Ausdehnung zu geben, trug nicht wenig dazu bey, die Empfindlichkeit des Churfürsten zu vermehren. Unzufrieden mit dem Kaiser und voll Mißtrauen auf seine Gesinnungen, hatte

er ſich in ein Bündniß mit Frankreich eingelaſſen, deſſen ſich auch die übrigen Fürſten der Ligue verdächtig machten. Die Furcht vor den Vergrößerungsplanen des Kaiſers, der Unwille über die gegenwärtig ſchreyenden Uebel, hatten bey dieſen jedes Gefühl der Dankbarkeit erſtickt. Wallenſteins Erpreſſungen waren bis zum Unerträglichen gegangen. Brandenburg gab den erlittenen Schaden auf zwanzig, Pommern auf zehen, Heſſen auf ſieben Millionen an, die übrigen nach Verhältniß. Allgemein, nachdrücklich, heftig war das Geſchrey um Hülfe, umſonſt alle Gegenvorſtellungen, kein Unterſchied zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, Alles über dieſen Punct nur eine einzige Stimme. Mit Fluthen von Bittſchriften, alle wider Wallenſtein gerichtet, ſtürmte man auf den erſchrockenen Kaiſer ein, und erſchütterte ſein Ohr durch die ſchauderhafteſten Beſchreibungen der erlittenen Gewaltthätigkeiten. Ferdinand war kein Barbar. Wenn auch nicht unſchuldig an den Abſcheulichkeiten, die ſein Nahme in Deutſchland verübte, doch unbekannt mit dem Uebermaße derſelben, beſann er ſich nicht lange, den Forderungen der Fürſten zu willfahren, und von ſeinen im Felde ſtehenden Heeren ſogleich achtzehn tauſend Mann Reiterey abzudanken. Als dieſe Truppenverminderung geſchah, rüſteten ſich die Schweden ſchon lebhaft zu ihrem Einmarſche in Deutſchland, und der größte Theil der entlaſſenen kaiſerlichen Soldaten eilte unter ihre Fahnen.

Dieſe Nachgiebigkeit Ferdinands diente nur dazu, den Churfürſten von Baiern zu kühneren Forderungen zu ermuntern. Der Triumph über das Anſehen des Kaiſers war unvollkommen, ſo lange der Herzog von Friedland das oberſte Commando behielt. Schwer rächten ſich jetzt die Fürſten an dem Uebermuthe dieſes Feldherrn, den ſie alle ohne Unterſchied hatten fühlen müſſen. Die Abſetzung desſelben wurde daher von dem ganzen Churfürſten-Collegium, ſelbſt von

den Spaniern, mit einer Einstimmigkeit und Hitze gefordert, die den Kaiser in Erstaunen setzte. Aber selbst diese Einstimmigkeit, diese Heftigkeit, mit welcher die Neider des Kaisers auf Wallensteins Absetzung drangen, mußte ihn von der Wichtigkeit dieses Dieners überzeugen. Wallenstein, von den Cabalen unterrichtet, welche in Regensburg gegen ihn geschmiedet wurden, verabsäumte nichts, dem Kaiser über die wahren Absichten des Churfürsten von Baiern die Augen zu öffnen. Er erschien selbst in Regensburg, aber mit einem Prunke, der selbst den Kaiser verdunkelte, und dem Hasse seiner Gegner nur neue Nahrung gab.

Lange Zeit konnte der Kaiser sich nicht entschließen. Schmerzlich war das Opfer, das man von ihm forderte. Seine ganze Ueberlegenheit hatte er dem Herzoge von Friedland zu danken; er fühlte, wie viel er hingab, wenn er ihn dem Hasse der Fürsten aufopferte. Aber zum Unglücke bedurfte er gerade jetzt den guten Willen der Churfürsten. Er ging damit um, seinem Sohne Ferdinand, erwähltem Könige von Ungarn, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden, wozu ihm die Einwilligung Maximilians unentbehrlich war. Diese Angelegenheit war ihm die dringendste, und er scheute sich nicht, seinen wichtigsten Diener aufzuopfern, um den Churfürsten von Baiern zu verpflichten.

Auf eben diesem Churfürstentage zu Regensburg befanden sich auch Abgeordnete aus Frankreich, bevollmächtigt, einen Krieg beyzulegen, der sich zwischen dem Kaiser und ihrem Herrn in Italien zu entzünden drohte. Herzog Vincenz von Mantua und Montferrat war gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen. Sein nächster Anverwandter, Carl, Herzog von Nevers, hatte sogleich von dieser Erbschaft Besitz genommen, ohne dem Kaiser, als obersten Lehensherrn dieser Fürstenthümer, die schuldige Pflicht zu erweisen. Auf französischen und venetianischen Beystand gestützt, beharrte

er auf seiner Weigerung, diese Länder bis zur Entscheidung seines Rechtes in die Hände der kaiserlichen Commissarien zu übergeben. Ferdinand, in Feuer gesetzt von den Spaniern, denen, als Besitzern von Mailand, die nahe Nachbarschaft eines französischen Vasallen äußerst bedenklich, und die Gelegenheit willkommen war, mit Hülfe des Kaisers Eroberungen in diesem Theile Italiens zu machen, griff zu den Waffen. Aller Gegenbemühungen Papst Urbans VIII. ungeachtet, der den Krieg ängstlich von diesen Gegenden zu entfernen suchte, schickte er eine deutsche Armee über die Alpen, deren unerwartete Erscheinung alle italienischen Staaten in Schrecken setzte. Seine Waffen waren siegreich durch ganz Deutschland, als dieß in Italien geschah, und die Alles vergrößernde Furcht glaubte nun, die alten Entwürfe Oesterreichs zur Universalmonarchie auf ein Mahl wieder aufleben zu sehen. Die Schrecken des deutschen Krieges verbreiteten sich nun auch über die gesegneten Fluren, welche der Po durchströmt; die Stadt Mantua wurde mit Sturm erobert, und alles Land umher mußte die verwüstende Gegenwart gesetzloser Schaaren empfinden. Zu den Verwünschungen, welche weit und breit durch ganz Deutschland wider den Kaiser erschollen, gesellten sich nunmehr auch die Flüche Italiens, und im Conclave selbst stiegen von jetzt an stille Wünsche für das Glück der protestantischen Waffen zum Himmel.

Abgeschreckt durch den allgemeinen Haß, welchen dieser italienische Feldzug ihm zugezogen, und durch das dringende Anliegen der Churfürsten ermüdet, die das Gesuch der französischen Minister mit Eifer unterstützten, gab der Kaiser den Vorschlägen Frankreichs Gehör, und versprach dem neuen Herzoge von Mantua die Belehnung.

Dieser wichtige Dienst von Seiten Baierns war von französischer Seite einen Gegendienst werth. Die Schließung des Tractats gab den Bevollmächtigten Richelieus eine

gewünschte Gelegenheit, den Kaiser während ihrer Anwesenheit zu Regensburg mit den gefährlichsten Intrigunen zu umspinnen, die mißvergnügten Fürsten der Ligue immer mehr gegen ihn zu reizen, und alle Verhandlungen dieses Churfürstentages zum Nachtheile des Kaisers zu leiten. Zu diesem Geschäfte hatte sich Richelieu in der Person des Capuziners, Pater Joseph, der dem Gesandten als ein ganz unverdächtiger Begleiter an die Seite gegeben war, ein treffliches Werkzeug auserlesen. Eine seiner ersten Instructionen war, die Absetzung Wallensteins mit Eifer zu betreiben. Mit dem Generale, der sie zum Siege geführt hatte, verloren die österreichischen Armeen den größten Theil ihrer Stärke; ganze Heere konnten den Verlust dieses einzigen Mannes nicht ersetzen. Ein Hauptstreich der Politik war es also, zu eben der Zeit, wo ein siegreicher König, unumschränkter Herr seiner Kriegsoperationen, sich gegen den Kaiser rüstete, den einzigen Feldherrn, der ihm an Kriegserfahrung und an Ansehen gleich war, von der Spitze der kaiserlichen Armeen wegzureißen. Pater Joseph, mit dem Churfürsten von Baiern einverstanden, unternahm es, die Unentschlossenheit des Kaisers zu besiegen, der von den Spaniern und dem ganzen Churfürstenrathe wie belagert war. „Es würde gut gethan seyn, meinte er, den Fürsten in diesem Stücke zu Gefallen zu leben, um desto eher zu der römischen Königswahl seines Sohnes ihre Stimme zu erhalten. Würde nur dieser Sturm erst vorüber seyn, so fände sich Wallenstein alsdann schnell genug wieder, um seinen vorigen Platz einzunehmen.“ — Der listige Capuziner war seines Mannes zu gewiß, um bey diesem Trostgrunde etwas zu wagen.

Die Stimme eines Mönchs war für Ferdinand II. die Stimme Gottes. „Nichts auf Erden,“ schreibt sein eigener Beichtvater, „war ihm heiliger, als ein priesterliches

Haupt. Geſchähe es, pflegte er oft zu ſagen, daß ein Engel und ein Ordensmann zu Einer Zeit und an Einem Orte ihm begegneten; ſo würde der Ordensmann die erſte, und der Engel die zweyte Verbeugung von ihm erhalten.« Wallenſteins Abſetzung wurde beſchloſſen.

Zum Danke für dieſes fromme Vertrauen arbeitete ihm der Capuziner mit ſolcher Geſchicklichkeit in Regensburg entgegen, daß ſeine Bemühungen, dem Könige von Ungarn die römiſche Königswürde zu verſchaffen, gänzlich mißlangen. In einem eigenen Artikel des eben geſchloſſenen Vertrages hatten ſich die franzöſiſchen Miniſter im Nahmen dieſer Krone verbindlich gemacht, gegen alle Feinde des Kaiſers die vollkommenſte Neutralität zu beobachten — während daß Richelieu mit dem Könige von Schweden bereits in Tractaten ſtand, ihn zum Kriege aufmunterte, und ihm die Allianz ſeines Herrn aufdrang. Auch nahm er dieſe Lüge zurück, ſobald ſie ihre Wirkung gethan hatte, und Pater Joſeph mußte in einem Kloſter die Verwegenheit büßen, ſeine Vollmacht überſchritten zu haben. Zu ſpät wurde Ferdinand gewahr, wie ſehr man ſeiner geſpottet hatte. „Ein ſchlechter Capuziner,“ hörte man ihn ſagen, „hat mich durch ſeinen Roſenkranz entwaffnet, und nicht weniger als ſechs Churhüte in ſeine enge Capuze geſchoben.“

Betrug und Liſt triumphirten alſo über dieſen Kaiſer, zu einer Zeit, wo man ihn in Deutſchland allmächtig glaubte, und wo er es durch ſeine Waffen wirklich war. Um fünfzehn tauſend Mann ärmer, ärmer um einen Feldherrn, der ihm den Verluſt eines Heeres erſetzte, verließ er Regensburg, ohne den Wunſch erfüllt zu ſehen, um deſſentwillen er alle dieſe Opfer brachte. Ehe ihn die Schweden im Felde ſchlugen, hatten ihn Maximilian von Baiern und Pater Joſeph unheilbar verwundet. Auf eben dieſer merkwürdigen Verſammlung zu Regensburg wurde der Krieg mit Schwe-

den entſchieden, und der in Mantua geendigt. Fruchtlos hatten ſich auf demſelben die Fürſten für die Herzoge von Mecklenburg bey dem Kaiſer verwendet, engliſche Geſandte eben ſo fruchtlos um einen Jahrgehalt für den Pfalzgrafen Friedrich gebettelt.

Wallenſtein hatte über eine Armee von beynahe hundert tauſend Mann zu gebiethen, von denen er angebethet wurde, als das Urtheil der Abſetzung ihm verkündigt werden ſollte. Die meiſten Officiere waren ſeine Geſchöpfe; ſeine Winke, Ausſprüche des Schickſales für den gemeinen Soldaten. Grenzenlos war ſein Ehrgeiz, unbeugſam ſein Stolz, ſein gebietheriſcher Geiſt nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick ſollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatſtandes herunterſtürzen. Eine ſolche Sentenz gegen einen ſolchen Verbrecher zu vollſtrecken, ſchien nicht viel weniger Kunſt zu koſten, als es gekoſtet hatte, ſie dem Richter zu entreißen. Auch hatte man deßwegen die Vorſicht gebraucht, zwey von Wallenſteins genaueſten Freunden zu Ueberbringern dieſer ſchlimmen Bothſchaft zu wählen, welche durch die ſchmeichelhafteſten Zuſicherungen der fortdauernden kaiſerlichen Gnade ſo ſehr als möglich gemildert werden ſollte.

Wallenſtein wußte längſt den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgeſandten des Kaiſers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, ſich zu ſammeln, und ſein Geſicht zeigte Heiterkeit, während daß Schmerz und Wuth in ſeinem Buſen ſtürmten. Aber er hatte beſchloſſen, zu gehorchen. Dieſer Urtheilsſpruch überraſchte ihn, ehe zu einem kühnen Schritte die Umſtände reif, und die Anſtalten fertig waren. Seine weitläufigen Güter waren in Böhmen und Mähren zerſtreut; durch Einziehung derſelben konnte der Kaiſer ihm den Nerven ſeiner Macht zerſchneiden. Von der Zukunft erwartete er Genugthuung, und in dieſer Hoffnung

bestärkten ihn die Prophezeyungen eines italienischen Astrologen, der diesen ungestümen Geist, gleich einem Knaben, am Gängelbande führte. Seni, so hieß er, hatte es in den Sternen gelesen, daß die glänzende Laufbahn seines Herrn noch lange nicht geendigt sey, daß ihm die Zukunft noch ein schimmerndes Glück aufbewahre. Man brauchte die Sterne nicht zu bemühen, um mit Wahrscheinlichkeit vorher zu sagen, daß ein Feind, wie Gustav Adolph, einen General, wie Wallenstein, nicht lange entbehrlich lassen würde.

„Der Kaiser ist verrathen," antwortete Wallenstein den Gesandten, „ich bedaure ihn; aber ich vergebe ihm. Es ist klar, daß ihn der hochfahrende Sinn des Baiern dominirt. Zwar thut mir's wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstande hingegeben hat; aber ich will gehorchen." Die Abgeordneten entließ er fürstlich beschenkt, und den Kaiser ersuchte er in einem demüthigen Schreiben, ihn seiner Gunst nicht zu berauben, und bey den erworbenen Würden zu schützen. Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beste Theil seiner Officiere trat sogleich aus dem kaiserlichen Dienste. Viele folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren; Andere fesselte er durch beträchtliche Pensionen, um sich ihrer bey Gelegenheit sogleich bedienen zu können.

Sein Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatlebens zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieser Einsamkeit, und schien dem Urtheilsspruche seiner Erniedrigung Hohn zu sprechen. Sechs Pforten führten zu dem Pallaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergerissen werden, um dem Schloßhofe Raum zu machen. Aehnliche Paläste wurden auf seinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. Cavaliere aus den edelsten Häusern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen, und man sah kaiserliche Kammerherren den goldenen Schlüssel

zurückgeben, um bey Wallenstein eben dieses Amt zu bekleiden. Er hielt sechzig Pagen, die von den trefflichsten Meistern unterrichtet wurden; sein Vorzimmer wurde stets durch fünfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen, sein Haushofmeister eine vornehme Standesperson. Reiste er über Land, so wurde ihm Geräthe und Gefolge auf hundert sechs- und vierspännigen Wagen nachgefahren; in sechzig Carossen mit fünfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Livereyen, der Glanz der Equipage und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Sechs Barone und eben so viel Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen; zwölf Patrouillen die Runde um seinen Pallast machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Gerassel der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, war auch sein Umgang. Finster, verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das Wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Tone ausgestoßen. Er lachte niemahls, und den Verführungen der Sinne widerstand die Kälte seines Bluts. Immer geschäftig und von großen Entwürfen bewegt, entsagte er allen leeren Zerstreuungen, wodurch Andere das kostbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst; die meisten Aufsätze schrieb er mit eigener Hand nieder, um der Verschwiegenheit Anderer so wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur, und hager, von gelblicher Gesichtsfarbe, röthlichen, kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst saß auf seiner Stirn, und nur das Uebermaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Schar seiner Diener festhalten.

In dieser strahlenlosen Dunkelheit erwartete Wallenstein stille, doch nicht müßig, seine glänzende Stunde, und der Nacht aufgehenden Tag. Bald ließ ihn Gustav Adolphs reißender Siegeslauf ein Vorgefühl desselben genießen. Von seinen hochfliegenden Planen ward kein einziger aufgegeben; der Undank des Kaisers hatte seinen Ehrgeiz von einem lästigen Zügel befreyt. Der blendende Schimmer seines Privatlebens verrieth den stolzen Schwung seiner Einbildung, und verschwenderisch, wie ein Monarch, schien er alle Güter seiner Hoffnung schon unter seine gewissen Bestallungsmenge zu zählen.

Nach Wallensteins Abdankung und Gustav Adolphs Landung mußte ein neuer Generalissimus aufgestellt werden; zugleich schien es nöthig zu seyn, das bisher getrennte Commando der kaiserlichen und liguistischen Armeen in einer einzigen Hand zu vereinigen. Maximilian von Baiern trachtete durch diesen wichtigen Posten, der ihn zum Herrn des Kaisers machen konnte, aber eben dieß bewog Letzteren, sich für den König von Ungarn, seinen ältesten Sohn, darum zu bewerben. Endlich, um beyde Competenten zu entfernen, und seinen Theil ganz unbefriedigt zu lassen, übergab man das Commando dem liguistischen General Tilly, der nunmehr den baierischen Dienst gegen den österreichischen vertauschte. Die Armeen, welche Ferdinand auf deutschem Boden stehen hatte, beliefen sich, nach Abgang der Wallensteinischen Truppen, auf etwa 40,000 Mann; nicht viel schwächer war die liguistische Kriegsmacht; beyde durch treffliche Officiere befehligt, durch viele Feldzüge geübt, und stolz auf eine lange Reihe von Siegen. Mit dieser Macht glaubte man um so weniger Ursache zu haben, vor der Annäherung des Königs von Schweden zu zittern; da man Pommern und Mecklenburg inne hatte, die einzigen Pforten, durch welche er in Deutschland hereinbrechen konnte.

Nach dem unglücklichen Versuche des Königs von Dane-

mark, die Progressen des Kaiserthums zu hemmen, war Gustav Adolph der einzige Fürst in Europa, von welchem die unterliegende Freyheit Rettung zu hoffen hatte, der einzige zugleich, den durch die stärksten politischen Gründe dazu aufgefordert, durch erlittene Beleidigungen dazu berechtigt, und durch persönliche Fähigkeiten dieser gewagten Unternehmung gewachsen war. Wichtige Staatsgründe, welche er mit Dänemark gemein hatte, hatten ihn, schon vor dem Ausbruche des Krieges in Niedersachsen, bewogen, seine Person und seine Heere zur Vertheidigung Deutschlands anzubiethen; damahls hatte ihn der König von Dänemark, zu seinem eigenen Unglücke verdrängt. Seit dieser Zeit hatte der Uebermuth Wallensteins und der despotische Stolz des Kaisers es nicht an Aufforderungen fehlen lassen, die ihn persönlich reizten, und als Krieg bestimmen mußten. Kaiserliche Truppen waren dem pohlnischen Könige Sigismund zu Hülfe geschickt worden, um Preußen gegen die Schweden zu vertheidigen. Dem Könige, welcher sich über diese Feindseligkeit gegen Wallenstein beklagte, wurde geantwortet: „Der Kaiser habe der Soldaten zu viel. Er müsse seinen guten Freunden damit aushelfen.“ Von dem Congresse mit Dänemark zu Lübeck hatte eben dieser Wallenstein die schwedischen Gesandten mit beleidigendem Trotze abgewiesen, und, da sie sich dadurch nicht schrecken ließen, mit roher Behandlung gedroht, welche das Völkerrecht verletzte. Ferdinand hatte die schwedischen Flaggen insultiren, und Depeschen des Königs nach Siebenbürgen auffangen lassen. Er fuhr fort, den Frieden zwischen Pohlen und Schweden zu erschweren, die Anmaßungen Sigismunds auf den schwedischen Thron zu unterstützen, und Gustav Adolphen den königlichen Titel zu verweigern. Die wiederhohltesten Gegenvorstellungen Gustavs hatte er keiner Aufmerksamkeit gewürdigt, und neue Beleidigungen

hinzugefügt, anſtatt die verlangte Genugthuung für die alten zu leiſten.

So viele perſönliche Aufforderungen, durch die wichtigſten Staats- und Gewiſſensgründe unterſtützt, und verſtärkt durch die dringendſten Einladungen aus Deutſchland mußten auf das Gemüth eines Fürſten Eindruck machen, der auf ſeine königliche Ehre deſto eiferſüchtiger war, je mehr man geneigt ſeyn konnte, ſie ihm ſtreitig zu machen; der ſich durch den Ruhm, die Unterdrückten zu beſchützen, unendlich geſchmeichelt fand, und den Krieg, als das eigentliche Element ſeines Genies, mit Leidenſchaft liebte. Aber ehe ein Waffenſtillſtand oder Friede mit Pohlen ihm freye Hände gab, konnte an einen neuen und gefahrvollen Krieg mit Ernſt nicht gedacht werden.

Der Cardinal Richelieu hatte das Verdienſt, dieſen Waffenſtillſtand mit Pohlen herbeyzuführen. Dieſer große Staatsmann, das Steuer Europens in der einen Hand, indem er die Wuth der Factionen und den Dünkel der Großen in dem Innern Frankreichs mit der andern darniederbeugte, verfolgte mitten unter den Sorgen einer ſtürmiſchen Staatsverwaltung unerſchütterlich ſeinen Plan, die anwachſende Macht Oeſterreichs in ihrem Laufe zu hemmen. Aber die Umſtände, welche ihn umgaben, ſetzten dieſen Entwürfen nicht geringe Hinderniſſe in der Ausführung entgegen; denn auch dem größten Geiſte mochte es ungeſtraft nicht hingehen, den Wahnbegriffen ſeiner Zeit Hohn zu ſprechen. Miniſter eines katholiſchen Königs, und durch den Purpur, den er trug, ſelbſt Fürſt der römiſchen Kirche, durfte er es jetzt noch nicht wagen, im Bündniſſe mit dem Feinde ſeiner Kirche öffentlich eine Macht anzugreifen, welche die Anmaßungen ihres Ehrgeizes durch den Nahmen der Religion vor der Menge zu heiligen gewußt hatte. Die Schonung, welche Richelieu den eingeſchränkten Begriffen ſeiner Zeitgenoſſen ſchuldig war,

schränkte seine politische Thätigkeit auf die behutsamen Versuche ein, hinter der Decke verborgen zu wirken, und die Entwürfe seines erleuchteten Geistes durch eine fremde Hand zu vollstrecken. Nachdem er sich umsonst bemüht hatte, den Frieden Dänemarks mit dem Kaiser zu hindern, nahm er seine Zuflucht zu Gustav Adolph, dem Helden seines Jahrhunderts. Nichts wurde gespart, diesen König zur Entschließung zu bringen, und ihm zugleich die Mittel zur Ausführung zu erleichtern. Charnassé, ein unverdächtiger Unterhändler des Cardinals, erschien in Pohlnisch-Preußen, wo Gustav Adolph gegen Sigismund Krieg führte, und wanderte von einem der beyden Könige zum andern, um einen Waffenstillstand oder Frieden zwischen ihnen zu Stande zu bringen. Gustav Adolph war längst dazu bereit, und endlich gelang es dem französischen Minister, auch dem Könige Sigismund über sein wahres Interesse und die betriegerische Politik des Kaisers die Augen zu öffnen. Ein Waffenstillstand wurde auf sechs Jahre zwischen beyden Königen geschlossen, durch welchen Gustav im Besitze aller seiner Eroberungen blieb, und die lang gewünschte Freyheit erhielt, seine Waffen gegen den Kaiser zu kehren. Der französische Unterhändler both ihm zu dieser Unternehmung die Allianz seines Königs und beträchtliche Hülfsgelder an, welche nicht zu verachten waren. Aber Gustav Adolph fürchtete nicht ohne Grund, sich durch Annehmung derselben in eine Abhängigkeit von Frankreich zu setzen, die ihm vielleicht mitten im Laufe seiner Siege Fesseln anlegte, und durch das Bündniß mit einer katholischen Macht Mißtrauen bey den Protestanten zu erwecken.

So dringend und gerecht dieser Krieg war, so vielversprechend waren die Umstände, unter welchen Gustav Adolph ihn unternahm. Furchtbar zwar war der Nahme des Kaisers, unerschöpflich seine Hülfsquellen, unüberwindlich bis-

her seine Macht; jeden Andern, als Gustav, würde ein so gefahrvolles Spiel zurückgeschreckt haben. Gustav übersah alle Hindernisse und Gefahren, welche sich seinem Unternehmen entgegenstellten; aber er kannte auch die Mittel, wodurch er sie zu besiegen hoffte. Nicht beträchtlich, aber wohl disciplinirt war seine Kriegsmacht, durch ein strenges Klima und anhaltende Feldzüge abgehärtet, in dem pohlnischen Kriege zum Siege gebildet. Schweden, obgleich arm an Geld und an Menschen, und durch einen achtjährigen Krieg über Vermögen angestrengt, war seinem Könige mit einem Enthusiasmus ergeben, der ihn die bereitwilligste Unterstützung von seinen Reichsständen hoffen ließ. In Deutschland war der Nahme des Kaisers wenigstens eben so sehr gehaßt als gefürchtet. Die protestantischen Fürsten schienen nur die Ankunft eines Befreyers zu erwarten, um das unleidliche Joch der Tyranney abzuwerfen, und sich öffentlich für Schweden zu erklären. Selbst den katholischen Ständen konnte die Erscheinung eines Gegners nicht unwillkommen seyn, der die überwiegende Macht des Kaisers beschränkte. Der erste Sieg, auf deutschem Boden erfochten, mußte für seine Sache entscheidend seyn, die noch zweifelnden Fürsten zur Erklärung bringen, den Muth seiner Anhänger stärken, den Zulauf zu seinen Fahnen vermehren, und zur Fortsetzung des Krieges reichliche Hülfsquellen eröffnen. Hatten gleich die mehrsten deutschen Länder durch die bisherigen Bedrückungen unendlich gelitten, so waren doch die wohlhabenden hanseatischen Städte bis jetzt davon frey geblieben, die kein Bedenken tragen konnten, mit einem freywilligen mäßigen Opfer einem allgemeinen Ruin vorzubeugen. Aus je mehrern Ländern man die Kaiserlichen verjagte, desto mehr mußten ihre Heere schmelzen, die nur allein von den Ländern lebten, in denen sie standen. Unzeitige Truppenversendungen nach Italien und den Niederlanden hatten ohnehin die Macht des Kaisers ver-

mindert; Spanien, durch den Verluſt ſeiner amerikaniſchen Silberflotte geſchwächt, und durch einen ernſtlichen Krieg in den Niederlanden beſchäftigt, konnte ihm wenig Unterſtützung gewähren. Dagegen machte Großbrittannien dem Könige von Schweden zu beträchtlichen Subſidien Hoffnung, und Frankreich, welches eben jetzt mit ſich ſelbſt Frieden machte, kam ihm mit den vortheilhafteſten Anerbiethungen bey ſeiner Unternehmung entgegen.

Aber die ſicherſte Bürgſchaft für den glücklichen Erfolg ſeiner Unternehmung fand Guſtav Adolph — in ſich ſelbſt. Die Klugheit erforderte es, ſich aller äußerlichen Hülfsmittel zu verſichern, und dadurch ſein Unternehmen vor dem Vorwurfe der Verwegenheit zu ſchützen; aus ſeinem Buſen allein nahm er ſeine Zuverſicht und ſeinen Muth. Guſtav Adolph war ohne Widerſpruch der erſte Feldherr ſeines Jahrhunderts, und der tapferſte Soldat in ſeinem Heere, das er ſich ſelbſt erſt geſchaffen hatte. Mit der Tactik der Griechen und Römer vertraut, hatte er eine beſſere Kriegskunſt erfunden, welche den größten Feldherrn der folgenden Zeiten zum Muſter diente. Die unbehülflichen großen Escadrons verringerte er, um die Bewegungen der Reiterey leichter und ſchneller zu machen; zu eben dem Zwecke rückte er die Bataillons in weitere Entfernungen aus einander. Er ſtellte ſeine Armee, welche gewöhnlich nur eine einzige Linie einnahm, in einer gedoppelten Linie in Schlachtordnung, daß die zweyte anrücken konnte, wenn die erſte zum Weichen gebracht war. Den Mangel an Reiterey wußte er dadurch zu erſetzen, daß er Fußgänger zwiſchen die Reiter ſtellte, welches ſehr oft den Sieg entſchied; die Wichtigkeit des Fußvolks in Schlachten lernte Europa erſt von ihm. Ganz Deutſchland hat die Mannszucht bewundert, durch welche ſich die ſchwediſchen Heere auf deutſchem Boden in den erſten Zeiten ſo rühmlich unterſchieden. Alle Ausſchweifungen wurden auf's

Strengste geahndet; am strengsten Gotteslästerung, Raub, Spiel und Duelle. In den schwedischen Kriegsgesetzen wurde die Mäßigung befohlen; auch erblickte man in dem schwedischen Lager, das Gezelt des Königs nicht ausgenommen, weder Silber noch Gold. Das Auge des Feldherrn wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten des Soldaten, wie über die kriegerische Tapferkeit. Jedes Regiment mußte zum Morgen- und Abendgebethe einen Kreis um seinen Prediger schließen, und unter freyem Himmel seine Andacht halten. In allen diesem war der Gesetzgeber zugleich Muster. Eine ungekünstelte lebendige Gottesfurcht erhöhte den Muth, der sein großes Herz beseelte. Gleich frey von dem rohen Unglauben, der den wilden Begierden des Barbaren ihren nothwendigen Zügel nimmt, und von der kriechenden Andächteley eines Ferdinand, die sich vor der Gottheit zum Wurme erniedrigt, und auf dem Nacken der Menschheit trotzig einherwandelt, blieb er auch in der Trunkenheit seines Glücks noch Mensch und noch Christ; aber auch in seiner Andacht noch Held und noch König. Alles Ungemach des Krieges ertrug er gleich dem Geringsten aus dem Heere; mitten in dem schwärzesten Dunkel der Schlacht war es Licht in seinem Geiste; allgegenwärtig mit seinem Blicke, vergaß er den Tod, der ihn umringte; stets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarsten Gefahr. Seine natürliche Herzhaftigkeit ließ ihn nur allzu oft vergessen, was er dem Feldherrn schuldig war, und dieses königliche Leben endigte der Tod eines Gemeinen. Aber einem solchen Führer folgte der Feige wie der Muthige zum Siege, und seinem beleuchtenden Adlerblicke entging keine Heldenthat, die sein Beyspiel geweckt hatte. Der Ruhm ihres Beherrschers entzündete in der Nation ein begeisterndes Selbstgefühl; stolz auf diesen König, gab der Bauer in Finnland und Gothland freudig seine Armuth hin, verspritzte der Soldat freudig sein Blut, und der hohe Schwung,

den der Geist dieses einzigen Mannes der Nation gegeben, überlebte noch lange Zeit seinen Schöpfer.

So wenig man über die Nothwendigkeit des Krieges in Zweifel war, so sehr war man es über die Art, wie er geführt werden sollte. Ein angreifender Krieg schien selbst dem muthvollen Kanzler Oxenstierna zu gewagt, die Kräfte seines geldarmen und gewissenhaften Königs zu ungleich den unermeßlichen Hülfsmitteln eines Despoten, der mit ganz Deutschland, wie mit seinem Eigenthume schaltete. Diese furchtsamen Bedenklichkeiten des Ministers widerlegte die sehende Klugheit des Helden. „Erwarten wir den Feind in Schweden," sagte Gustav, „so ist Alles verloren, wenn eine Schlacht verloren ist — Alles ist gewonnen, wenn wir in Deutschland einen glücklichen Anfang machen. Das Meer ist groß, und wir haben in Schweden weitläufige Küsten zu bewachen. Entwischte uns die feindliche Flotte, oder würde die unsrige geschlagen, so wärs es dann umsonst, die feindliche Landung zu verhindern. An der Erhaltung Stralsunds muß uns Alles liegen. So lange dieser Hafen uns offen steht, werden wir unser Ansehen auf der Ostsee behaupten, und einen freyen Verkehr mit Deutschland unterhalten. Aber um Stralsund zu beschützen, dürfen wir uns nicht in Schweden verkriechen, sondern müssen mit einer Armee nach Pommern hinübergehen. Redet mir also nichts mehr von einem Vertheidigungskriege, durch den wir unsere herrlichsten Vortheile verscherzen. Schweden selbst darf keine feindliche Fahne sehen; und werden wir in Deutschland besiegt, so ist es alsdann noch Zeit, einen Plan zu befolgen."

Beschlossen wurde also der Uebergang nach Deutschland und der Angriff des Kaisers. Die Zurüstungen wurden auf's Lebhafteste betrieben, und die Vorkehrungen, welche Gustav traf, verriethen nicht weniger Vorsicht, als der Entschluß Kühnheit und Größe zeigte. Vor Allem war es nöthig, in

einem ſo weit entlegenen Kriege Schweden ſelbſt gegen die zweydeutigen Geſinnungen der Nachbarn in Sicherheit zu ſetzen. Auf einer perſönlichen Zuſammenkunft mit dem Könige von Dänemark zu Markaröd verſicherte ſich Guſtav der Freundſchaft dieſes Monarchen; gegen Moskau wurden die Grenzen gedeckt; Polen konnte man von Deutſchland aus in Furcht erhalten, wenn es Luſt bekommen ſollte, den Waffenſtillſtand zu verletzen. Ein ſchwediſcher Unterhändler, von Falkenberg, welcher Holland und die deutſchen Höfe bereiſte, machte ſeinem Herrn, von Seiten mehrerer proteſtantiſchen Fürſten, die ſchmeichelhafteſten Hoffnungen, obgleich noch keiner Muth und Verläugnung genug hatte, ein förmliches Bündniß mit ihm einzugehen. Die Städte Lübeck und Hamburg zeigten ſich bereitwillig, Geld vorzuſchießen, und an Zahlungs Statt ſchwediſches Kupfer anzunehmen. Auch an den Fürſten von Siebenbürgen wurden vertraute Perſonen abgeſchickt, dieſen unverſöhnlichen Feind Oeſterreichs gegen den Kaiſer in Waffen zu bringen.

Unterdeſſen wurden in den Niederlanden und Deutſchland ſchwediſche Werbungen eröffnet, die Regimenter vollzählig gemacht, neue errichtet, Schiffe herbeygeſchafft, die Flotte gehörig ausgerüſtet, Lebensmittel, Kriegsbedürfniſſe und Geld ſo viel nur möglich herbeygetrieben. Dreyßig Kriegsſchiffe waren in kurzer Zeit zum Auslaufen fertig, eine Armee von fünfzehn tauſend Mann ſtand bereit, und zwey hundert Transportſchiffe waren beſtimmt, ſie überzuſetzen. Eine größere Macht wollte Guſtav Adolph nicht nach Deutſchland hinüberführen, und der Unterhalt derſelben hätte auch bis jetzt die Kräfte ſeines Königreichs überſtiegen. Aber ſo klein dieſe Armee war, ſo vortrefflich war die Auswahl ſeiner Truppen in Disciplin, kriegeriſchem Muthe und Erfahrung, die einen feſten Kern zu einer größern Kriegsmacht abgeben konnte, wenn er den deutſchen Boden erſt erreicht.

und das Glück seinen ersten Anfang begünstigt haben würde. Oxenstierna, zugleich General und Kanzler, stand mit etwa zehn tausend Mann in Preußen, diese Provinz gegen Pohlen zu vertheidigen. Einige reguläre Truppen und ein ansehnliches Corps Landmiliz, welches der Hauptarmee zur Pflanzschule diente, blieb in Schweden zurück; damit ein bundbrüchiger Nachbar bey einem schnellen Ueberfalle das Königreich nicht unvorbereitet fände.

Dadurch war für die Vertheidigung des Reichs gesorgt. Nicht weniger Sorgfalt bewies Gustav Adolph bey Anordnung der innern Regierung. Die Regentschaft wurde dem Reichsrathe, das Finanzwesen dem Pfalzgrafen Johann Casimir, dem Schwager des Königs, übertragen, seine Gemahlinn, so zärtlich er sie liebte, von allen Regierungsgeschäften entfernt, denen ihre eingeschränkten Fähigkeiten nicht gewachsen waren. Gleich einem Sterbenden bestellte er sein Haus. Am 20. Mai 1630, nachdem er alle Vorkehrungen getroffen, und alles zur Abfahrt in Bereitschaft war, erschien der König in Stockholm in der Reichsversammlung, den Ständen ein feyerliches Lebewohl zu sagen. Er nahm hier seine vierjährige Tochter Christina, die in der Wiege schon zu seiner Nachfolgerinn erklärt war, auf die Arme, zeigte sie den Ständen als ihre künftige Beherrscherinn, ließ ihr auf den Fall, daß er selbst nimmer wiederkehrte, den Eid der Treue erneuern, und darauf die Verordnung ablesen, wie es während seiner Abwesenheit oder der Minderjährigkeit seiner Tochter mit der Regentschaft des Reichs gehalten werden sollte. In Thränen zerfloß die ganze Versammlung, und der König selbst brauchte Zeit, um zu seiner Abschiedsrede an die Stände die nöthige Fassung zu erhalten.

„Nicht leichtsinniger Weise," fing er an, „stürze ich mich und euch in diesen neuen gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge ist der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen fechte.

Der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten auf's Grausamste beleidigt, er hat meine Feinde unterstützt, er verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub, und streckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutschlands um Hülfe, und wenn es Gott gefällt, so wollen wir sie ihnen geben.«

»Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt seyn wird. Nie habe ich sie gescheuet, und schwerlich werde ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar beschützt, aber ich werde doch endlich sterben in der Vertheidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutze des Himmels. Seyd gerecht, seyd gewissenhaft, wandelt unsträflich; so werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen.«

»An euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerst. Gott erleuchte euch, und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königreiche stets das Beste zu rathen. Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutze. Fahret fort, euch als würdige Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen zu erweisen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub stürzte. Euch, Diener der Kirche, ermahne ich zur Verträglichkeit und Eintracht; seyd selbst Muster der Tugenden, die ihr predigt, und mißbraucht nie eure Herrschaft über die Herzen meines Volks. Euch, Deputirte des Bürger- und Bauernstandes, wünsche ich den Segen des Himmels, euerm Fleiße eine erfreuende Ernte, Fülle euern Scheunen; Ueberfluß in allen Gütern des Lebens. Für euch Alle, Abwesende und Gegenwärtige, schicke ich aufrichtige Wünsche zum Himmel. Ich sage Allen mein zärtliches Lebewohl. Ich sage es vielleicht auf ewig.«

Zu Elfsnaben, wo die Flotte vor Anker lag, erfolgte die Einschiffung der Truppen; eine unzählige Menge Volks war herbeygeströmt, dieses eben so prächtige als rührende Schau-

spiel zu sehen. Die Herzen der Zuschauer waren von den verschiedensten Empfindungen bewegt, je nachdem sie bey der Größe des Wagestücks oder bey der Größe des Mannes verweilten. Unter den hohen Officieren, welche bey diesem Heere commandirten, haben sich Gustav Horn, Rheingraf Otto Ludwig, Heinrich Mathias, Graf von Thurn, Ortenburg, Baudissen, Banner, Teufel, Tott, Mutsenfahl, Falkenberg, Kniphausen, und andere mehr, einen glänzenden Nahmen erworben. Die Flotte von widrigen Winden aufgehalten, konnte erst im Junius unter Segel gehen, und erreichte am 24. dieses Monaths die Insel Rügen an der Küste von Pommern.

Gustav Adolph war der Erste, der hier an's Land stieg. Im Angesichte seines Gefolges kniete er nieder auf Deutschlands Erde, und dankte der Allmacht für die Erhaltung seiner Armee und seiner Flotte. Auf den Inseln Wollin und Usedom setzte er seine Truppen an's Land; die kaiserlichen Besatzungen verließen sogleich bey seiner Annäherung ihre Schanzen und entflohen. Mit Blitzes Schnelligkeit erschien er vor Stettin, sich dieses wichtigen Platzes zu versichern, ehe die Kaiserlichen ihm zuvorkämen. Bogisla XIV., Herzog von Pommern, ein schwacher und alternder Prinz, war lange schon der Mißhandlungen müde, welche die Kaiserlichen in seinem Lande ausgeübt hatten, und fortfuhren auszuüben; aber zu kraftlos, ihnen Widerstand zu thun, hatte er sich mit stillem Murren unter die Uebermacht gebeugt. Die Erscheinung seines Retters, anstatt seinen Muth zu beleben, erfüllte ihn mit Furcht und Zweifeln. So sehr sein Land noch von den Wunden blutete, welche die Kaiserlichen ihm geschlagen, so wenig könnte dieser Fürst sich entschließen, durch offenbare Begünstigung der Schweden die Rache des Kaisers gegen sich zu reizen. Gustav Adolph, unter den Kanonen von Stettin gelagert, forderte diese Stadt auf, schwedische

Garniſon einzunehmen. Bogislav erſchien ſelbſt in dem Lager des Königs, ſich dieſe Einquartierung zu verbitten. „Ich komme als Freund und nicht als Feind zu Ihnen,“ antwortete Gustav; „nicht mit Pommern, nicht mit dem deutſchen Reiche, nur mit den Feinden deſſelben führe ich Krieg. In meinen Händen ſoll dieſes Herzogthum heilig aufgehoben ſeyn, und ſicherer als von jedem Andern werden Sie es nach geendigtem Feldzuge von mir zurückerhalten. Sehen Sie die Fußſtapfen der kaiſerlichen Truppen in Ihrem Lande, ſehen Sie die Spuren der meinigen in Aſadom, und wählen Sie, ob ſie den Kaiſer oder mich zum Freunde haben wollen. Was erwarten Sie, wenn der Kaiſer ſich Ihrer Hauptſtadt bemächtigen ſollte? Wird er gnädiger damit verfahren, als ich? Oder wollen Sie meinem Siegen Grenzen ſetzen? Die Sache iſt dringend, faſſen Sie einen Entſchluß, und nöthigen Sie mich nicht, wirkſamere Mittel zu ergreifen.“

Die Wahl war ſchmerzlich für den Herzog von Pommern. Hier der König von Schweden mit einer furchtbaren Armee vor den Thoren ſeiner Hauptſtadt; dort die unausbleibliche Rache des Kaiſers und das ſchreckenvolle Beiſpiel ſo vieler deutſchen Fürſten, welche als Opfer dieſer Rache im Elende herumwanderten. Die dringendere Gefahr beſtimmte ſeinen Entſchluß. Die Thore von Stettin wurden dem Könige geöffnet, ſchwediſche Truppen rückten ein, und den Kaiſerlichen, die ſchon in ſtarken Märſchen herbeyeilten, wurde der Vorſprung abgewonnen. Stettins Einnahme verſchaffte dem Könige in Pommern feſten Fuß, den Gebrauch der Oder, und einen Waffenplatz für ſeine Armee. Herzog Bogislav ſäumte nicht, den gethanen Schritt bey dem Kaiſer durch die Nothwendigkeit zu entſchuldigen, und dem Vorwurfe der Verrätherey im Voraus zu begegnen; aber von der Unverſöhnlichkeit dieſes Monarchen überzeugt, trat er mit ſeinem neuen Schutzherrn in viele enge Verbindung, und that

die ſchwediſche Freundſchaft ſich gegen die Rache Oeſterreichs in Sicherheit zu ſetzen. Der König gewann durch dieſe Allianz mit Pommern einen wichtigen Freund auf deutſchem Boden, der ihm den Rücken deckte, und den Zuſammenhang mit Schweden offen hielt.

Guſtav Adolph glaubte ſich gegen Ferdinand, der ihn in Preußen zuerſt feindlich angegriffen hatte, der hergebrachten Formalitäten überhoben, und fing ohne Kriegserklärung die Feindſeligkeiten an. Gegen die europäiſchen Fürſten rechtfertigte er ſein Betragen in einem eigenen Manifeſte, in welchem alle ſchon angeführten Gründe, die ihn zur Ergreifung der Waffen bewogen, hererzählt wurden. Unterdeſſen ſetzte er ſeine Progreſſen in Pommern fort, und ſah mit jedem Tage ſeine Heere ſich vermehren. Von den Truppen, welche unter Mansfeld, Herzog Chriſtian von Braunſchweig, dem Könige von Dänemark und unter Wallenſtein gefochten, ſtellten ſich Officiere ſowohl, als Soldaten ſcharenweiſe dar, unter ſeinen ſiegreichen Fahnen zu ſtreiten.

Der Einfall des Königs von Schweden wurde am kaiſerlichen Hofe der Aufmerkſamkeit bey weitem nicht gewürdigt, welche er bald darauf zu verdienen ſchien. Der öſterreichiſche Stolz, durch das bisherige unerhörte Glück auf den höchſten Gipfel getrieben, ſah mit Geringſchätzung auf einen Fürſten herab, der mit einer Handvoll Menſchen aus einem verachteten Winkel Europens hervorkam, und, wie man ſich einbildete, ſeinen bisher erlangten Kriegsruhm bloß der Ungeſchicklichkeit eines nachſchwächern Feindes verdankte. Die herabſetzende Schilderung, welche Wallenſtein, nicht ohne Abſicht, von der ſchwediſchen Macht entwarf, vermehrte die Sicherheit des Kaiſers; wie hätte er einen Feind achten ſollen, den ſein Feldherr ſich getraute mit Ruthen aus Deutſchland zu verjagen? Selbſt die reißenden Fortſchritte Guſtav Adolphs in Pommern konnten dieſes Vorurtheil nicht ganz beſiegen,

welchem der Spott der Höflinge stets neue Nahrung gab. Man nannte ihn in Wien nur die Schneemajestät, welche die Kälte des Nords jetzt zusammenhalte, die aber zusehens schmelzen würde, je näher sie gegen Süden rückte. Die Churfürsten selbst, welche in Regensburg versammelt waren, würdigten seine Vorstellungen keiner Aufmerksamkeit, und verweigerten ihm, aus blinder Gefälligkeit gegen Ferdinand, sogar den Titel eines Königs. Während man in Regensburg und Wien seiner spottete, ging in Pommern und Mecklenburg ein fester Ort nach dem andern an ihn verloren.

Dieser Geringschätzung ungeachtet, hatte sich der Kaiser doch bereitwillig finden lassen, die Mißhelligkeiten mit Schweden durch Unterhandlungen beyzulegen, auch zu diesem Ende Bevollmächtigte nach Danzig gesendet. Aber aus ihren Instructionen erhellte deutlich, wie wenig es ihm damit Ernst war, da er Gustaven noch immer den königlichen Titel verweigerte. Seine Absicht schien bloß dahin zu gehen, das Verhaßte des Angriffs von sich selbst auf den König von Schweden abzuwälzen, und sich dadurch auf den Beystand der Reichsstände desto mehr Rechnung machen zu können. Fruchtlos, wie zu erwarten gewesen war, zerschlug sich also dieser Congreß zu Danzig, und die Erbitterung beyder Theile wurde durch einen heftigen Briefwechsel auf's Höchste getrieben.

Ein kaiserlicher General, Torquato Conti, der die Armee in Pommern commandirte, hatte sich unterdessen vergeblich bemüht, den Schweden Stettin wieder zu entreißen. Aus einem Platze nach dem andern wurden die Kaiserlichen vertrieben. Damm, Stargard, Camin, Wolgast fielen schnell nach einander in des Königs Hand. Um sich an dem Herzoge von Pommern zu rächen, ließ der kaiserliche General auf dem Rückzuge seine Truppen die schreyendsten Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner Pommerns verüben, welche sein Geiz längst schon auf's Grausamste gemißhandelt hatte. Unter dem

Vorwande, den Schweden alle Lebensmittel zu entziehen, wurde Alles verheert und geplündert, und oft, wenn die Kaiserlichen einen Platz nicht länger zu behaupten wußten, ließen sie ihn in Rauch aufgehen, um dem Feinde nichts als den Schutt zurückzulassen. Aber diese Barbareyen dienten nur dazu, das entgegengesetzte Betragen der Schweden in ein desto glänzenderes Licht zu setzen, und dem menschenfreundlichen Könige alle Herzen zu gewinnen. Der schwedische Soldat bezahlte Alles, was er brauchte, und von fremdem Eigenthume wurde auf seinem Durchmarsche nichts berührt. In Stadt und Land empfing man daher die schwedischen Heere mit offenen Armen; alle kaiserlichen Soldaten, welche dem pommerschen Landvolke in die Hände fielen, wurden ohne Barmherzigkeit ermordet. Viele Pommern traten in schwedischen Dienst, und die Stände dieses so sehr erschöpften Landes ließen es sich mit Freuden gefallen, dem Könige eine Contribution von hundert tausend Gulden zu bewilligen.

Torquato Conti, bey aller Härte seines Charakters ein vortrefflicher General, suchte dem Könige von Schweden den Besitz von Stettin wenigstens unnütz zu machen, da er ihn nicht von diesem Orte zu vertreiben vermochte. Er verschanzte sich zu Garz, oberhalb Stettin an der Oder, um diesen Fluß zu beherrschen, und jener Stadt die Communication zu Wasser mit dem übrigen Deutschlande abzuschneiden. Nichts konnte ihn dahindringen, mit dem Könige von Schweden zu schlagen, der ihm an Mannschaft überlegen war; noch weniger wollte es diesem gelingen, die festen kaiserlichen Verschanzungen zu stürmen. Torquato, von Truppen und Geld allzu sehr entblößt, um angriffsweise gegen den König zu agiren, gedachte mit Hülfe dieses Operationsplans dem Grafen Tilly Zeit zu verschaffen, zur Vertheidigung Pommerns herbeyzueilen, und alsdann in Vereinigung mit diesem General auf den König von Schweden los-

zugehen. Er benutzte sogar einmahl die Entfernung des Königs, um sich durch einen unvermutheten Ueberfall Stettins zu bemächtigen. Aber die Schweden ließen sich nicht unvorbereitet finden. Ein lebhafter Angriff der Kaiserlichen wurde mit Standhaftigkeit zurückgeschlagen, und Torquato verschwand mit einem großen Verluste. Nicht zu läugnen ist es, daß Gustav Adolph bey diesem günstigen Anfange eben so viel dem Glücke als seiner Kriegserfahrenheit dankte. Die kaiserlichen Truppen in Pommern waren seit Wallensteins Abdankung auf's Tiefste heruntergekommen. Grausam rächten sich ihre Ausschweifungen jetzt an ihnen selbst; ein ausgezehrtes, verödetes Land konnte ihnen keinen Unterhalt mehr darbiethen. Alle Manneszucht war dahin, keine Achtung mehr für Befehle der Officiere; zusehends schmolz ihre Anzahl durch häufige Desertionen, und durch ein allgemeines Sterben, welches die schneidende Kälte in diesem ungewohnten Clima verursachte. Unter diesen Umständen sehnte sich der kaiserliche General nach Ruhe, um seine Truppen durch die Winterquartiere zu erquicken; aber er hatte mit einem Feinde zu thun, für den unter deutschem Himmel gar kein Winter war. Zur Vorsorge hatte Gustav seine Soldaten mit Schafspelzen versehen lassen, um auch die rauheste Jahrszeit über im Felde zu bleiben. Die kaiserlichen Bevollmächtigten, welche wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln kamen, erhielten daher die trostlose Antwort: „Die Schweden seyen im Winter wie im Sommer Soldaten, und nicht geneigt, den armen Landmann noch mehr auszusaugen. Die Kaiserlichen möchten es mit sich halten, wie sie wollten; sie aber gedächten nicht, sich müßig zu verhalten.“ Torquato Conti legte bald darauf sein Commando, wobey wenig Ruhm und nun auch kein Geld mehr zu gewinnen war, nieder.

Bey dieser Ungleichheit mußte sich der Vortheil nothwen-

diger Weise auf schwedischer Seite befinden. Unaufhörlich wurden die Kaiserlichen in ihren Winterquartieren beunruhigt, Greifenhagen, ein wichtiger Platz an der Oder, mit Sturm erobert, zuletzt auch die Städte Garz und Piritz von den Feinden verlassen. Von ganz Pommern waren nur noch Greifswalde, Demmin und Colberg in ihren Händen, zu deren Belagerung der König ungesäumt die nachdrücklichsten Anstalten machte. Der fliehende Feind nahm seinen Weg nach der Mark Brandenburg, nicht ohne großen Verlust an Artillerie, Bagage und Mannschaft, welche den nacheilenden Schweden in die Hände fielen.

Durch Einnahme der Päße bey Ribnitz und Damgarden hatte sich Gustav den Eingang in das Herzogthum Mecklenburg eröffnet, dessen Unterthanen durch ein vorangeschicktes Manifest aufgefordert wurden, unter die Herrschaft ihrer rechtmäßigen Regenten zurückzukehren, und alles, was Wallensteinisch wäre, zu verjagen. Durch Betrug bekamen aber die Kaiserlichen die wichtige Stadt Rostock in ihre Gewalt, welches den König, der seine Macht nicht gerne theilen wollte, im fernerm Vorrücken hinderte. Vergebens hatten indessen die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg, durch die zu Regensburg versammelten Fürsten, bey dem Kaiser fürsprechen lassen; vergebens hatten sie, um den Kaiser durch Unterwürfigkeit zu gewinnen, das Bündniß mit Schweden und jeden Weg der Selbsthülfe verschmäht. Durch die hartnäckige Weigerung des Kaisers zur Verzweiflung gebracht, ergriffen sie jetzt öffentlich die Partey des Königs von Schweden, warben Truppen und übertrugen das Commando darüber dem Herzoge Franz Carl von Sachsen-Lauenburg. Dieser bemächtigte sich auch wirklich einiger festen Plätze an der Elde, verlor sie aber bald wieder an den kaiserlichen General Pappenheim, der gegen ihn geschickt wurde. Bald darauf, in der Stadt Ratzeburg von Letzterm belagert, sah

er sich, nach einem vergeblichen Versuche zu entfliehen, genöthigt, sich mit seiner ganzen Mannschaft zu Gefangenen zu ergeben. So verschwand dann auf's Neue die Hoffnung dieser unglücklichen Fürsten zum Wiedereintritte in ihre Lande, und dem siegreichen Arme Gustav Adolphs allein war es aufbehalten, ihnen diese glänzende Gerechtigkeit zu erzeigen.

Die flüchtigen kaiserlichen Scharen hatten sich in die Mark Brandenburg geworfen, welche sie jetzt zum Schauplatze ihrer Gräuelthaten machten. Nicht zufrieden, die willkührlichsten Schatzungen einzufordern, und den Bürger durch Einquartierungen zu drücken, durchwühlten diese Unmenschen auch noch das Innere der Häuser, zerschlugen, erbrachen Alles, was verschlossen war, raubten allen Vorrath, den sie fanden, mißhandelten auf das Entsetzlichste, wer sich zu widersetzen wagte, entehrten das Frauenzimmer, selbst an heiliger Stätte. Und alles dieß geschah nicht in Feindes Land — es geschah gegen die Unterthanen eines Fürsten, von welchem der Kaiser nicht beleidigt war, dem er trotz diesem Allen noch zumuthete, die Waffen gegen den König von Schweden zu ergreifen. Der Anblick dieser entsetzlichen Ausschweifungen, welche sie aus Mangel an Ansehen und aus Geldnoth geschehen lassen mußten, erweckte selbst den Unwillen der kaiserlichen Generale, und ihr oberster Chef, Graf von Schaumburg wollte schamroth das Commando niederlegen. Zu arm an Soldaten, um sein Land zu vertheidigen, und ohne Hülfe gelassen von dem Kaiser, der zu den beweglichsten Vorstellungen schwieg, befahl endlich der Churfürst von Brandenburg seinen Unterthanen in einem Edicte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und jeden kaiserlichen Soldaten, der über der Plünderung ergriffen würde, ohne Schonung zu ermorden. Zu einem solchen Grade war der Gräuel der Mißhandlung und das Elend der Regierung gestiegen, daß dem Landes-

herrn nur das verzweifelte Mittel übrig blieb, die Selbſtrache zu befehlen.

Die Kaiſerlichen hatten die Schweden in die Mark Brandenburg nachgezogen, und nur die Weigerung des Churfürſten, ihm die Feſtung Küſtrin zum Durchmarſche zu öffnen, hatte den König abhalten können, Frankfurt an der Oder zu belagern. Er ging zurück, die Eroberung Pommerns durch Einnahme von Demmin und Colberg zu vollenden; unterdeſſen war der Feldmarſchall Tilly im Anzuge, die Mark Brandenburg zu vertheidigen.

Dieſer General, der ſich rühmen konnte, noch keine Schlacht verloren zu haben, der Ueberwinder Mannsfelds, Chriſtians von Braunſchweig, des Markgrafen von Baden und des Königs von Dänemark, ſollte jetzt an dem Könige von Schweden einen würdigen Gegner finden. Tilly ſtammte aus einer edlen Familie in Lüttich, und hatte in dem niederländiſchen Kriege, der damahligen Feldherrnſchule, ſeine Talente ausgebildet. Bald darauf fand er Gelegenheit, ſeine erlangten Fähigkeiten unter Kaiſer Rudolph II. in Ungarn zu zeigen, wo er ſich ſchnell von einer Stufe zur andern emporſchwang. Nach geſchloſſenem Frieden trat er in die Dienſte Maximilians von Baiern, der ihn zum Oberfeldherrn mit unumſchränkter Gewalt ernannte. Tilly wurde durch ſeine vortrefflichen Einrichtungen der Schöpfer der baieriſchen Kriegsmacht, und ihm vorzüglich hatte Maximilian ſeine bisherige Ueberlegenheit im Felde zu danken. Nach geendigtem böhmiſchen Kriege wurde ihm das Commando der liguiſtiſchen Truppen, und jetzt, nach Wallenſteins Abgang, das Generalat über die ganze kaiſerliche Armee übertragen. Eben ſo ſtreng gegen ſeine Truppen, eben ſo blutdürſtig gegen den Feind, von eben ſo finſterer Gemüthsart als Wallenſtein, ließ er dieſen an Beſcheidenheit und Uneigennützigkeit weit hinter ſich zurück. Ein blinder Religionseifer und ein blu-

dürftiger Verfolgungsgeiſt vereinigten ſich mit der natürlichen Wildheit ſeines Charakters, ihn zum Schrecken der Proteſtanten zu machen. Ein bizarres und ſchreckhaftes Aeußeres entſprach dieſer Gemüthsart. Klein, hager, mit eingefallenen Wangen, langer Naſe, breiter gerunzelter Stirn, ſtarkem Knebelbarte und unten zugeſpitztem Geſichte, zeigte er ſich gewöhnlich in einem ſpaniſchen Wamms von hellgrünem Atlas mit aufgeſchlitzten Aermeln, auf dem Kopfe einen kleinen hoch aufgeſtutzten Hut, mit einer rothen Straußfeder geziert, die bis auf den Rücken niederwallte. Sein ganzer Anblick erinnerte an den Herzog von Alba, den Zuchtmeiſter der Flamänder, und es fehlte viel, daß ſeine Thaten dieſen Eindruck auslöſchten. So war der Feldherr beſchaffen, der ſich dem nordiſchen Helden entgegenſtellte.

Tilly war weit entfernt, ſeinen Gegner gering zu ſchätzen. »Der König von Schweden,« erklärte er auf der Churfürſtenverſammlung zu Regensburg, »iſt ein Feind von eben ſo großer Klugheit als Tapferkeit, abgehärtet zum Kriege, in der beſten Blüthe ſeiner Jahre. Seine Anſtalten ſind vortrefflich, ſeine Hülfsmittel nicht gering; die Stände ſeines Reichs ſind äußerſt willfährig gegen ihn geweſen. Seine Armee, aus Schweden, Deutſchen, Liefländern, Finnländern, Schotten und Engländern zuſammengefloſſen, iſt zu einer einzigen Nation gemacht, durch blinden Gehorſam. Dieß iſt ein Spieler, gegen welchen, nicht verloren zu haben, ſchon überaus viel gewonnen iſt.«

Die Fortſchritte des Königs von Schweden in Brandenburg und Pommern ließen den neuen Generaliſſimus keine Zeit verlieren, und dringend forderten die dort commandirenden Feldherren ſeine Gegenwart. In möglichſter Schnelligkeit zog er die kaiſerlichen Truppen, die durch ganz Deutſchland zerſtreut waren, an ſich; aber es koſtete viele Zeit, aus den verödeten und verarmten Provinzen die nö-

thigen Kriegsbedürfnisse zusammenzubringen. Endlich erschien er in der Mitte des Winters an der Spitze von 20,000 Mann vor Frankfurt an der Oder, wo er sich mit dem Ueberreste der Schaumburgischen Truppen vereinigte. Er übergab diesem Feldherrn die Vertheidigung Frankfurts mit einer hinlänglich starken Besatzung, und er selbst wollte nach Pommern eilen, um Demmin zu retten und Colberg zu entsetzen, welche Stadt von den Schweden schon auf's Aeußerste gebracht war. Aber noch ehe er Brandenburg verließ, hatte sich Demmin, von dem Herzoge Savelli äußerst schlecht vertheidigt, an den König ergeben; und auch Colberg ging wegen Hungersnoth nach fünfmonathlicher Belagerung über. Da die Päße nach Vorpommern auf's Beste besetzt waren, und das Lager des Königs bey Schwedt jedem Angriffe Trotz bot; so entsagte Tilly seinem ersten angreifenden Plane, und zog sich rückwärts nach der Elbe — um Magdeburg zu belagern.

Durch Wegnahme von Demmin stand es dem Könige frey, unaufgehalten ins Mecklenburgische zu dringen; aber ein wichtigeres Unternehmen zog seine Waffen nach einer andern Gegend. Tilly hatte kaum seinen Rückmarsch angetreten, als er sein Lager zu Schwedt plötzlich aufhob, und mit seiner ganzen Macht gegen Frankfurt an der Oder anrückte. Diese Stadt war schlecht befestigt, aber durch eine acht tausend Mann starke Besatzung vertheidigt, größten Theils Ueberrest jener wüthenden Banden, welche Pommern und Brandenburg gemißhandelt hatten. Der Angriff geschah mit Lebhaftigkeit, und schon am dritten Tage wurde die Stadt mit stürmender Hand erobert. Die Schweden, des Sieges gewiß, warfen, obgleich die Feinde zwey Mahl Schamade schlugen, die Capitulation, um das schreckliche Recht der Wiedervergeltung auszuüben. Tilly hatte nähmlich gleich nach seiner Ankunft in diesen Gegenden eine schwedische Be-

ſatzung, die ſich verſpätet hatte, in Neubrandenburg aufgehoben, und, durch ihren lebhaften Widerſtand gereizt, bis auf den letzten Mann niedergehauen laſſen. Dieſer Grauſamkeit erinnerten ſich jetzt die Schweden, als Frankfurt erſtiegen ward. Neubrandenburgiſch Quartier; antwortete man jedem kaiſerlichen Soldaten, der um ſein Leben bath, und ſtieß ihn ohne Barmherzigkeit nieder. Einige Tauſende wurden erſchlagen oder gefangen, viele ertranken in der Oder, der Ueberreſt floh nach Schleſien, die ganze Artillerie gerieth in ſchwediſche Hände. Dem Ungeſtüm ſeiner Soldaten nachzugeben, mußte Guſtav Adolph eine dreyſtündige Plünderung erlauben.

Indem dieſer König von einem Siege zum andern forteilte, der Muth der proteſtantiſchen Stände dadurch wuchs und ihr Widerſtand lebhafter wurde, fuhr der Kaiſer noch unverändert fort, durch Vollſtreckung des Reſtitutionsedictes und durch übertriebene Zumuthungen an die Stände ihre Geduld aufs Aeußerſte zu treiben. Nothgedrungen ſchritt er jetzt auf den gewaltthätigen Wegen fort, die er Anfangs aus Uebermuth betreten hatte; den Verlegenheiten, in welche ihn ſein willkührliches Verfahren geſtürzt hatte, wußte er jetzt nicht anders, als durch eben ſo willkührliche Mittel zu entgehen. Aber in einem ſo künſtlich organiſirten Staatskörper, wie der deutſche iſt und immer war, mußte die Hand des Despotismus die unüberſehlichſten Zerrüttungen anrichten. Mit Erſtaunen ſahen die Fürſten unvermerkt die ganze Reichsverfaſſung umgekehrt, und der eintretende Zuſtand der Natur führte ſie zur Selbſthülfe, dem einzigen Rettungsmittel in dem Zuſtande der Natur. Endlich hatten doch die offenbaren Schritte des Kaiſers gegen die evangeliſche Kirche von den Augen Johann Georgs die Binde weggezogen, welche ihm ſo lange die betriegeriſche Politik dieſes Prinzen verbarg. Durch Ausſchließung ſeines Sohnes

von dem Erzſtifte zu Magdeburg hatte ihn Ferdinand perſönlich beleidigt, und der Feldmarſchall von Arnheim, ſein neuer Günſtling und Miniſter, verabſäumte nichts, die Empfindlichkeit ſeines Herrn auf's Höchſte zu treiben. Vormahls kaiſerlicher General unter Wallenſteins Commando, und noch immer deſſen eifrig ergebener Freund, ſuchte er ſeinen alten Wohlthäter und ſich ſelbſt an dem Kaiſer zu rächen, und den Churfürſten von Sachſen von dem öſterreichiſchen Intereſſe abzuziehen. Die Erſcheinung der Schweden in Deutſchland mußte ihm die Mittel dazu darbiethen. Guſtav Adolph war unüberwindlich, ſobald ſich die proteſtantiſchen Stände mit ihm vereinigten, und nichts beunruhigte den Kaiſer mehr. Churſachſens Beyſpiel konnte die Erklärung aller übrigen nach ſich ziehen, und das Schickſal des Kaiſers ſchien ſich gewiſſer Maßen in den Händen Johann Georgs zu befinden. Der liſtige Günſtling machte dem Ehrgeize ſeines Herrn dieſe ſeine Wichtigkeit fühlbar, und ertheilte ihm den Rath, den Kaiſer durch ein angedrohtes Bündniß mit Schweden in Schrecken zu ſetzen, um von der Furcht dieſes Prinzen zu erhalten, was von der Dankbarkeit desſelben nicht zu erwarten ſey. Doch hielt er dafür, die Allianz mit Schweden nicht wirklich abzuſchließen, um immer wichtig zu ſeyn und immer freye Hand zu behalten. Er begeiſterte ihn für den ſtolzen Plan (dem nichts als eine verſtändigere Hand zur Vollſtreckung fehlte), die ganze Partey der Proteſtanten an ſich zu ziehen, eine dritte Macht in Deutſchland aufzuſtellen, und in der Mitte zwiſchen Schweden und Oeſterreich die Entſcheidung in den Händen zu tragen.

Dieſer Plan mußte der Eigenliebe Johann Georgs um ſo mehr ſchmeicheln, da es ihm gleich unerträglich war, in die Abhängigkeit von Schweden zu gerathen, und länger unter der Tyranney des Kaiſers zu bleiben. Nicht mit Gleichgültigkeit konnte er ſich die Führung der deutſchen Angele-

genheiten von einem auswärtigen Prinzen entriſſen ſehen, und ſo wenig Fähigkeit er auch beſaß, die erſte Rolle zu ſpielen, ſo wenig ertrug es ſeine Eitelkeit, ſich mit der zweyten zu begnügen. Er beſchloß alſo, von den Progreſſen des ſchwediſchen Königs die möglichſten Vortheile für ſeine eigene Lage zu ziehen, aber unabhängig von dieſem ſeinen eigenen Plan zu verfolgen. Zu dieſem Ende beſprach er ſich mit dem Churfürſten von Brandenburg, der aus ähnlichen Urſachen gegen den Kaiſer entrüſtet und auf Schweden mißtrauiſch war. Nachdem er ſich auf einem Landtage zu Torgau ſeiner eigenen Landſtände verſichert hatte, deren Beyſtimmung ihm zur Ausführung ſeines Planes unentbehrlich war, ſo lud er alle evangeliſchen Stände des Reichs zu einem General-Convent ein, welcher am 6. Februar 1631 zu Leipzig eröffnet werden ſollte. Brandenburg, Heſſen-Caſſel, mehrere Fürſten, Grafen, Reichsſtände, proteſtantiſche Biſchöfe erſchienen entweder ſelbſt oder durch Bevollmächtigte auf dieſer Verſammlung, welche der ſächſiſche Hofprediger, Doctor Hoe von Hohenegg, mit einer heftigen Kanzelrede eröffnete. Vergebens hatte ſich der Kaiſer bemüht, dieſe eigenmächtige Zuſammenkunft, welche augenſcheinlich auf Selbſthülfe zielte, und bey der Anweſenheit der Schweden in Deutſchland höchſt bedenklich war, zu hintertreiben. Die verſammelten Fürſten, von den Fortſchritten Guſtav Adolphs belebt, behaupteten ihre Rechte, und gingen nach Verlauf zweyer Monathe mit einem merkwürdigen Schluſſe aus einander, der den Kaiſer in nicht geringe Verlegenheit ſetzte. Der Inhalt desſelben war, den Kaiſer in einem gemeinſchaftlichen Schreiben um Aufhebung des Reſtitutionsedictes, Zurückziehung ſeiner Truppen aus ihren Reſidenzen und Feſtungen, Einſtellung der Executionen und Abſtellung aller bisherigen Mißbräuche nachdrücklich zu erſuchen — einſtwei-

len aber eine 40,000 Mann ſtarke Armee zuſammenzubringen, um ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen, wenn der Kaiſer es ihnen verweigerte.

Ein Umſtand kam noch hinzu, der nicht wenig dazu beytrug, die Entſchloſſenheit der proteſtantiſchen Fürſten zu vermehren. Endlich hatte der König von Schweden die Bedenklichkeiten beſiegt, welche ihn bisher von einer nähern Verbindung mit Frankreich zurückſchreckten, und war am 13. Jänner dieſes 1631ſten Jahres in eine förmliche Allianz mit dieſer Krone getreten. Nach einem ſehr ernſthaften Streite über die künftige Behandlungsart der katholiſchen Reichsfürſten, welche Frankreich in Schutz nahm, Guſtav hingegen das Recht der Wiedervergeltung empfinden laſſen wollte, und nach einem minder wichtigen Zanke über den Titel Majeſtät, den der franzöſiſche Hochmuth dem ſchwediſchen Stolze verweigerte, gab endlich Richelieu in dem zweyten, Guſtav Adolph in dem erſten Artikel nach, und zu Berwald in der Neumark wurde der Allianztractat unterzeichnet. Beyde Mächte verpflichteten ſich in demſelben, ſich wechſelſeitig und mit gewaffneter Hand zu beſchützen, ihre gemeinſchaftlichen Freunde zu vertheidigen, den vertriebenen Reichsfürſten wieder zu ihren Ländern zu helfen, und an den Grenzen, wie in dem Innern Deutſchlands, Alles eben ſo wieder herzuſtellen, wie es vor dem Ausbruche des Krieges geweſen war. Zu dieſem Ende ſollte Schweden eine Armee von 30,000 Mann auf eigene Koſten in Deutſchland unterhalten, Frankreich hingegen 400,000 Thaler jährlicher Hülfsgelder den Schweden entrichten. Würde das Glück die Waffen Guſtavs begünſtigen, ſo ſollten in den eroberten Plätzen die katholiſche Religion und die Reichsgeſetze ihm heilig ſeyn, und gegen beyde nichts unternommen werden, allen Ständen und Fürſten in und außer Deutſchland, ſelbſt den katholiſchen, der Zutritt zu dieſem Bündniſſe offen ſtehen, kein Theil ohne

Wissen und Willen des andern einen einseitigen Frieden mit dem Feinde schließen, das Bündniß selbst fünf Jahre dauern.

So großen Kampf es dem Könige von Schweden gekostet hatte, von Frankreich Sold anzunehmen, und einer ungebundenen Freyheit in Führung des Krieges zu entsagen, so entscheidend war diese französische Allianz für seine Angelegenheiten in Deutschland. Jetzt erst, nachdem er durch die ansehnlichste Macht in Europa gedeckt war, fingen die deutschen Reichsstände an, Vertrauen zu seiner Unternehmung zu fassen, für deren Erfolg sie bisher nicht ohne Ursache gezittert hatten. Jetzt erst wurde er dem Kaiser fürchterlich. Selbst die katholischen Fürsten, welche Oesterreichs Demüthigung wünschten, sahen ihn jetzt mit weniger Mißtrauen in Deutschland Fortschritte machen; weil ihm das Bündniß mit einer katholischen Macht Schonung gegen ihre Religion auferlegte. So wie Gustav Adolphs Erscheinung die evangelische Religion und deutsche Freyheit gegen die Uebermacht Kaiser Ferdinands beschützte, eben so konnte nunmehr Frankreichs Dazwischenkunft die katholische Religion und deutsche Freyheit gegen eben diesen Gustav Adolph in Schutz nehmen, wenn ihn die Trunkenheit des Glücks über die Schranken der Mäßigung hinwegführen sollte.

Der König von Schweden säumte nicht, die Fürsten des Leipziger Bundes von dem mit Frankreich geschlossenen Tractate zu unterrichten, und sie zugleich zu einer nähern Verbindung mit ihm einzuladen. Auch Frankreich unterstützte ihn in diesem Gesuche, und sparte keine Vorstellungen, den Churfürsten von Sachsen zu bewegen. Gustav Adolph wollte sich mit einer heimlichen Unterstützung begnügen, wenn die Fürsten es jetzt noch für zu gewagt halten sollten, sich öffentlich für seine Partey zu erklären. Mehrere Fürsten machten ihm zur Annehmung seiner Vorschläge Hoffnung, so bald sie nur Luft bekommen sollten. Johann Georg, immer voll

len aber eine 40,000 Mann ſtarke Armee zu
gen, um ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen, wen
ihnen verweigerte.

Ein Umſtand kam noch hinzu, der
trug, die Entſchloſſenheit der proteſtan
mehren. Endlich hatte der König w
ſichkeiten beſiegt, welche ihn bisl
bindung mit Frankreich zurückſch
ner dieſes 1631ſten Jahres in
ſer Krone getreten. Nach
die künftige Behandlung
welche Frankreich in
Recht der Wiederverg
einem minder wich
den der franzöſ
weigerte, gab er
Adolph in
Neumark
Mächte ver
mit gewo
Freund
der zu
in d
ker
der König gegen Landsberg an der Warta gewendet, und
Tilly kehrte nun, nach einem zu ſpäten Verſuche, jene
Stadt zu retten, nach Magdeburg zurück, die angefangene
Belagerung mit Ernſt fortzuſetzen.

Das reiche Erzbisthum, deſſen Hauptſitz die Stadt Mag-
deburg war, hatten ſchon ſeit geraumer Zeit evangeliſche
Prinzen aus dem brandenburgiſchen Hauſe beſeſſen, welche
ihre Religion darin einführten. Chriſtian Wilhelm, der
letzte Adminiſtrator, war durch ſeine Verbindung mit Dä-

…acht verfallen, wodurch das Domcapitel … nicht die Rache des Kaisers gegen das … förmlich seiner Würde zu entsetzen. … es den Prinzen Johann August, …sten von Sachsen, den aber der …enen Sohne, Leopold, die… …er Churfürst von Sachsen …n dem kaiserlichen Hofe … Brandenburg er… …uneigung des Volkes und …ersichert, und von schimärischen …e er sich im Stande, alle Hinderniſſe …er Ausspruch des Capitels, die Concur… …ächtigen Mitwerbern und das Restitutions… Wiederherstellung entgegensetzten. Er that eine …ach Schweden, und suchte sich, durch das Versprechen …er wichtigen Diversion in Deutschland, der Unterstützung Gustavs zu versichern. Dieser König entließ ihn nicht ohne Hoffnung seines nachdrücklichen Schutzes, schärfte ihm aber dabey ein, mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte Christian Wilhelm die Landung seines Beschützers in Pommern erfahren, so schlich er sich mit Hülfe einer Verkleidung in Magdeburg ein. Er erschien plötzlich in der Rathsversammlung, erinnerte den Magistrat an alle Drangsale, welche Stadt und Land seitdem von den kaiserlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anschläge Ferdinands, an die Gefahr der evangelischen Kirche. Nach diesem Eingange entdeckte er ihnen, daß der Zeitpunct ihrer Befreyung erschienen sey, und daß ihnen Gustav Adolph seine Allianz und allen Beystand anbiethe. Magdeburg, eine der wohlhabendsten Städte Deutschlands, genoß unter der Regierung seines Magistrats einer republikanischen Freyheit, welche seine Bürger mit einer heroischen Kühnheit beseelte. Da-

Eifersucht und Mistrauen gegen den König von Schweden, immer seiner eigennützigen Politik getreu, konnte sich zu keiner entscheidenden Erklärung entschließen.

Der Schluß des Leipziger Convents und das Bündniß zwischen Frankreich und Schweden waren zwey gleich schlimme Zeitungen für den Kaiser. Gegen jenen nahm er die Donner seiner kaiserlichen Machtsprüche zu Hülfe, und bloß eine Armee fehlte ihm, um Frankreich wegen dieser seinen ganzen Unwillen empfinden zu lassen. Abmahnungsschreiben ergingen an alle Theilnehmer des Leipziger Bundes, welche ihnen die Truppenwerbung auf's Strengste untersagten. Sie antworteten mit heftigen Widerklagen, rechtfertigten ihr Betragen durch das natürliche Recht, und fuhren fort, sich in Rüstung zu setzen.

Die Generale des Kaisers sahen sich unterdessen aus Mangel an Truppen und an Geld zu der mißlichen Wahl gebracht, entweder den König von Schweden oder die deutschen Reichsstände außer Augen zu lassen, da sie mit einer getheilten Macht beyden zugleich nicht gewachsen waren. Die Bewegungen der Protestanten zogen ihre Aufmerksamkeit nach dem Innern des Reiches; die Progressen des Königs in der Mark Brandenburg, welcher die kaiserlichen Erblande schon in der Nähe bedrohte, forderten sie dringend auf, dorthin ihre Waffen zu kehren. Nach Frankfurts Eroberung hatte sich der König gegen Landsberg an der Warta gewendet, und Tilly kehrte nun, nach einem zu späten Versuche, jene Stadt zu retten, nach Magdeburg zurück, die angefangene Belagerung mit Ernst fortzusetzen.

Das reiche Erzbisthum, dessen Hauptsitz die Stadt Magdeburg war, hatten schon seit geraumer Zeit evangelische Prinzen aus dem brandenburgischen Hause besessen, welche ihre Religion darin einführten. Christian Wilhelm, der letzte Administrator, war durch seine Verbindung mit Dän-

mark in die Reichsacht verfallen, wodurch das Domcapitel ſich bewogen ſah, um nicht die Rache des Kaiſers gegen das Erzſtift zu reizen, ihn förmlich ſeiner Würde zu entſetzen. An ſeiner Statt poſtulirte es den Prinzen Johann Auguſt, zweyten Sohn des Churfürſten von Sachſen, den aber der Kaiſer verwarf, um ſeinem eigenen Sohne, Leopold, dieſes Erzbisthum zuzuwenden. Der Churfürſt von Sachſen ließ darüber ohnmächtige Klagen an dem kaiſerlichen Hofe erſchallen; Chriſtian Wilhelm von Brandenburg ergriff thätigere Maßregeln. Der Zuneigung des Volkes und Magiſtrats zu Magdeburg verſichert, und von ſchimäriſchen Hoffnungen erhitzt, glaubte er ſich im Stande, alle Hinderniſſe zu beſiegen, welche der Ausſpruch des Capitels, die Concurrenz mit zwey mächtigen Mitwerbern und das Reſtitutionsedict ſeiner Wiederherſtellung entgegenſetzten. Er that eine Reiſe nach Schweden, und ſuchte ſich, durch das Verſprechen einer wichtigen Diverſion in Deutſchland, der Unterſtützung Guſtavs zu verſichern. Dieſer König entließ ihn nicht ohne Hoffnung ſeines nachdrücklichen Schutzes, ſchärfte ihm aber dabey ein, mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte Chriſtian Wilhelm die Landung ſeines Beſchützers in Pommern erfahren, ſo ſchlich er ſich mit Hülfe einer Verkleidung in Magdeburg ein. Er erſchien plötzlich in der Rathsverſammlung, erinnerte den Magiſtrat an alle Drangſale, welche Stadt und Land ſeitdem von den kaiſerlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anſchläge Ferdinands, an die Gefahr der evangeliſchen Kirche. Nach dieſem Eingange entdeckte er ihnen, daß der Zeitpunct ihrer Befreyung erſchienen ſey, und daß ihnen Guſtav Adolph ſeine Allianz und allen Beyſtand anbiethe. Magdeburg, eine der wohlhabendſten Städte Deutſchlands, genoß unter der Regierung ſeines Magiſtrats einer republikaniſchen Freyheit, welche ſeine Bürger mit einer heroiſchen Kühnheit beſeelte. Da-

von hatten ſie bereits gegen Wallenſtein, der, von ihrem Reichthume angelockt, die übertriebenſten Forderungen an ſie machte, rühmliche Proben abgelegt, und in einem muthigen Widerſtande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebieth hatte zwar die zerſtörende Wuth ſeiner Truppen erfahren, aber Magdeburg ſelbſt entging ſeiner Rache. Es war alſo dem Adminiſtrator nicht ſchwer, Gemüther zu gewinnen, denen die erlittenen Mißhandlungen noch in friſchem Andenken waren. Zwiſchen der Stadt und dem Könige von Schweden kam ein Bündniß zu Stande, in welchem Magdeburg dem Könige ungehinderten Durchzug durch ihr Gebieth und ihre Thore, und die Werbefreyheit auf ihrem Grunde und Boden verſtattete, und die Gegenverſicherung erhielt, bey ihrer Religion und ihren Privilegien auf's Gewiſſenhafteſte geſchützt zu werden.

Sogleich zog der Adminiſtrator Kriegsvölker zuſammen, und fing die Feindſeligkeiten voreilig an, ehe Guſtav Adolph nahe genug war, ihn mit ſeiner Macht zu unterſtützen. Es glückte ihm, einige kaiſerliche Corps in der Nachbarſchaft aufzuheben, kleine Eroberungen zu machen, und ſogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiſerlichen Heeres nöthigte ihn bald, in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verluſt den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Guſtav Adolph, obgleich unzufrieden über dieſe Voreiligkeit, ſchickte ihm in der Perſon Dietrichs von Falkenberg einen erfahrnen Officier, um die Kriegsoperationen zu leiten, und dem Adminiſtrator mit ſeinem Rathe beyzuſtehen. Eben dieſen Falkenberg ernannte der Magiſtrat zum Commandanten der Stadt, ſo lange dieſer Krieg dauern würde. Das Heer des Prinzen ſah ſich von Tag zu Tag durch den Zulauf aus den benachbarten Städten vergrößert, erhielt mehrere Vortheile über die kaiſerlichen Regimenter, welche dagegen

geschickt wurden, und konnte mehrere Monathe einen kleinen Krieg mit vielem Glücke unterhalten.

Endlich näherte sich der Graf von Pappenheim, nach beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachsen-Lauenburg, der Stadt, vertrieb in kurzer Zeit die Truppen des Administrators aus allen umliegenden Schanzen, hemmte dadurch alle Communication mit Sachsen, und schickte sich ernstlich an, die Stadt einzuschließen. Bald nach ihm kam auch Tilly, forderte den Administrator in einem drohenden Schreiben auf, sich dem Restitutionsedicte nicht länger zu widersetzen, den Befehlen des Kaisers sich zu unterwerfen, und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen war lebhaft und kühn, und bestimmte den kaiserlichen Feldherrn, ihm den Ernst der Waffen zu zeigen.

Indessen wurde die Belagerung wegen der Fortschritte des Königs von Schweden, die den kaiserlichen Feldherrn von der Stadt abriefen, eine Zeit lang verzögert, und die Eifersucht der in seiner Abwesenheit commandirenden Generale verschaffte Magdeburg noch auf einige Monathe Frist. Am 30. März 1631 erschien endlich Tilly wieder, um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren alle Außenwerke erobert, und Falkenberg selbst hatte die Besatzungen, welche nicht mehr zu retten waren, zurückgezogen, und die Elbbrücke abwerfen lassen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte, die weitläufige Festung mit den Vorstädten zu vertheidigen, so wurden auch die Vorstädte Sudenburg und Neustadt dem Feinde preisgegeben, der sie zugleich in die Asche legte. Pappenheim trennte sich von Tilly, ging bey Schönebeck über die Elbe, um von der andern Seite die Stadt anzugreifen.

Die Besatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Außenwerken geschwächt, belief sich nicht über 2000 Mann Fußvolk und einige Hundert Reiterey; eine sehr schwache An-

zahl für eine ſo große und noch dazu unregelmäßige Feſtung. Dieſen Mangel zu erſetzen, bewaffnete man die Bürger; ein verzweifelter Ausweg, der größern Schaden anrichtete, als er verhüthete. Die Bürger, an ſich ſelbſt ſchon ſehr mittelmäßige Soldaten, ſtürzten durch ihre Uneinigkeit die Stadt in's Verderben. Dem Aermeren that es weh, daß man ihm allein alle Laſten aufwälzte, ihn allein allem Ungemache, allen Gefahren bloßſtellte, während der Reiche ſeine Dienerſchaft ſchickte, und ſich in ſeinem Hauſe gütlich that. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Murren aus; Gleichgültigkeit trat an die Stelle des Eifers, Ueberdruß und Nachläſſigkeit im Dienſte an die Stelle der wachſamen Vorſicht. Dieſe Trennung der Gemüther, mit der ſteigenden Noth verbunden, gab nach und nach einer kleinmüthigen Ueberlegung Raum, daß mehrere ſchon anfingen, über die Verwegenheit ihres Unternehmens aufgeſchreckt zu werden, und vor der Allmacht des Kaiſers zu erbeben, gegen welchen man im Streite begriffen ſey. Aber der Religionsfanatismus, die feurige Liebe der Freyheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiſerlichen Nahmen, die wahrſcheinliche Hoffnung eines nahen Entſatzes, entfernten jeden Gedanken an Uebergabe; und ſo ſehr man in allem Andern getrennt ſeyn mochte, ſo einig war man, ſich bis auf's Aeußerſte zu vertheidigen.

Die Hoffnung der Belagerten, ſich entſetzt zu ſehen, war auf die höchſte Wahrſcheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, ſie wußten um die Annäherung Guſtav Adolphs; beyden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagmärſche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieſes war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darum eilte er ſo ſehr, ſich, auf welche Art es auch ſeyn möchte, von Magdeburg Meiſter zu machen. Schon hatte er, der Uebergabe wegen, einen Trompeter mit verſchiedenen

Schreiben an den Administrator, Commandanten und Magistrat abgesendet, aber zur Antwort erhalten, daß man sieder sterben, als sich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm, daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet sey, und die Ankunft des Königs zu Potsdam, die Streifereyen der Schweden selbst bis vor Zerbst mußten ihn mit Unruhe, so wie die Einwohner Magdeburgs mit den frohesten Hoffnungen erfüllen. Ein zweyter Trompeter, den er an sie abschickte, und der gemäßigtere Ton seiner Schreibart bestärkte sie noch mehr in ihrer Zuversicht — aber nur, um sie in eine desto tiefere Sorglosigkeit zu stürzen.

Die Belagerer waren unterdessen mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgedrungen, und beschossen von den aufgeworfenen Batterien auf's Heftigste Wall und Thürme. Ein Thurm wurde ganz eingestürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern; da er nicht in den Graben fiel, sondern sich seitwärts an den Wahl anlehnte. Des anhaltenden Bombardements ungeachtet, hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand stecken sollten, wurde durch vortreffliche Gegenanstalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geschütz der Festung hörte nach und nach auf, den Belagerern zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entsetzt seyn, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt auf's Höchste gestiegen, und mit heftiger Sehnsucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt, von welcher die schwedischen Fahnen wehen sollten. Gustav Adolph hielt sich nahe genug auf, um am dritten Tage vor Magdeburg zu stehen. Die Sicherheit steigt mit der Hoffnung, und Alles trägt dazu bey, sie zu verstärken. Am 9. Mai fängt unerwartet die feindliche Kanonade an zu schweigen, von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Todte Stille im kaiserlichen Lager. Alles überzeugt die Be-

lagerten, daß ihre Rettung nahe sey. Der größte Theil der Bürger- und Soldatenwache verläßt früh Morgens seinen Posten auf dem Walle, um endlich ein Mahl nach langer Arbeit des süßen Schlafes sich zu erfreuen — aber ein theurer Schlaf, und ein entsetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entsagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeistern zu können; er beschloß also, sein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalsturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß; da keine Bresche noch geschossen, und die Festungswerke kaum beschädigt waren. Aber der Kriegsrath, den er versammelte, erklärte sich für den Sturm, und stützte sich dabey auf das Beyspiel von Maßricht, welche Stadt früh Morgens, da Bürger und Soldaten sich zur Ruhe begaben, mit stürmender Hand überwältiget worden sey. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen; die ganze Nacht zwischen dem 9. und 10. wurde mit den nöthigen Anstalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft, und erwartete, der Abrede gemäß, früh um 8 Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte, aber erst zwey Stunden später, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch ein Mahl den Kriegsrath versammelte. Pappenheim wurde beordert, auf die neustädtischen Werke den Angriff zu thun; ein abhängiger Wall und ein trockener, nicht allzu tiefer Graben kamen ihm dabey zu Statten. Der größte Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlassen, und die wenigen Zurückgebliebenen fesselte der Schlaf. So wurde es diesem General nicht schwer, der Erste den Wall zu erstiegen.

Falkenberg, aufgeschreckt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhause, wo er eben beschäftigt war, den zweyten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zusammengerafften Mannschaft nach dem neustädti-

ſchen Thore, das der Feind ſchon überwältigt hatte. Hier zurückgeſchlagen, flog dieſer tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweyte feindliche Partey ſchon im Begriffe war, die Werke zu erſteigen. Umſonſt iſt ſein Widerſtand; ſchon zu Anfang des Gefechtes ſtreckten die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das überhandnehmende Getöſe machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen ſie ſich in ihre Kleider, greifen zum Gewehre, ſtürzen in blinder Betäubung dem Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Commandant getödtet, kein Plan im Angriffe, keine Reiterey, in ſeine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzuſetzen. Zwey andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Vertheidigern entblößt, um der dringendern Noth in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entſtandene Verwirrung, um auch dieſe Poſten anzugreifen. Der Widerſtand iſt lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiſerliche Regimenter, des Walles Meiſter, den Magdeburgern in den Rücken fallen, und ſo ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Capitain, Nahmens Schmidt, der in dieſer allgemeinen Verwirrung die Entſchloſſenſten noch ein Mahl gegen den Feind führt, und glücklich genug iſt, ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tödtlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke ſind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwey Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Theil ſeines Fußvolks einmarſchiren. Es beſetzt ſogleich die Hauptſtraßen, und das aufgepflanzte Geſchütz ſcheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schickſal zu erwarten. Nicht lange läßt man ſie im Zweifel; zwey Worte des Grafen Tilly beſtimmen

Magdeburgs Geſchick. Ein nur etwas menſchlicher Feldherr würde ſolchen Truppen vergeblich Schonung anbefohlen haben; Tilly gab ſich auch nicht die Mühe, es zu verſuchen. Durch das Stillſchweigen ſeines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, ſtürzte der Soldat in das Innere der Häuſer, um ungebunden alle Begierden einer viehiſchen Seele zu kühlen. Vor manchem deutſchen Ohre fand die flehende Unſchuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus Pappenheims Heere. Kaum hatte dieſes Blutbad ſeinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgingen, die ganze Reiterey und der Croaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelaſſen wurden.

Die Würgeſcene fing jetzt an, für welche die Geſchichte keine Sprache, und die Dichtkunſt keinen Pinſel hat. Nicht die ſchuldfreye Kindheit, nicht das hülfloſe Alter, nicht Jugend, nicht Geſchlecht, nicht Stand, nicht Schönheit, konnten die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt, und das wehrloſe Geſchlecht hat bloß das Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch ſo verborgene, keine noch ſo geheiligte Stätte konnte vor der Alles durchforſchenden Habſucht ſichern. Drey und fünfzig Frauensperſonen fand man in einer Kirche enthauptet. Croaten vergnügten ſich, Kinder in die Flammen zu werfen — Pappenheims Wallonen, Säuglinge an den Brüſten ihrer Mütter zu ſpießen. Einige liguiſtiſche Officiere, von dieſem grauſenvollen Anblicke empört, unterſtanden ſich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun laſſen. „Kommt in einer Stunde wieder, war ſeine Antwort. Ich werde dann ſehen, was ich thun werde; der Soldat muß für ſeine Gefahr und Arbeit etwas haben.“ In ununterbrochener Wuth dauerten dieſe

Gräuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubſucht Grenzen ſetzten. Um die Verwirrung zu vermehren, und den Widerſtand der Bürger zu brechen, hatte man gleich Anfangs an verſchiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob ſich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete, und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezuckte Schwerter, durch ſtürzende Trümmer, durch das ſtrömende Blut. Die Atmoſphäre kochte, und die unerträgliche Gluth zwang endlich ſelbſt dieſe Würger, ſich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag dieſe volkreiche, feſte, große Stadt, eine der ſchönſten Deutſchlands, in der Aſche, zwey Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Adminiſtrator, Chriſtian Wilhelm, ward mit drey Bürgermeiſtern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viele tapfere Officiere und Magiſtrate hatten fechtend einen beneideten Tod gefunden. Vier hundert der reichſten Bürger entriß die Habſucht der Officiere dem Tode, um ein theures Löſegeld von ihnen zu erpreſſen. Noch dazu waren es meiſtens Officiere der Ligue, welche dieſe Menſchlichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiſerlichen Soldaten ließ ſie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte ſich die Wuth des Brandes gemindert, als die kaiſerlichen Scharen mit erneuertem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und Aſche ihren Raub auszuwühlen. Manche erſtickte der Dampf; Viele machten große Beute, da die Bürger ihr Beſtes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13. May erſchien endlich Tilly ſelbſt in der Stadt, nachdem die Hauptſtraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft gräßlich, empörend war die Scene, welche ſich jetzt der Menſchlichkeit darſtellte! Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzzerſchneidendem Geſchrey ihre Aeltern ſuchten, Säuglinge, die

an den todten Brüsten ihrer Mütter saugten! Mehr als 6000 Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gassen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf 30,000 angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14. erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen 1000 Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drey Tage und zwey Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen, und Brot unter sie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieser Domkirche feyerliche Messe gehalten, und unter Abfeuerung der Kanonen das Te Deum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Straßen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können, daß seit Troja's und Jerusalems Zerstörung kein solcher Sieg gesehen worden sey. Und in diesem Vorgeben war nichts Uebertriebenes, wenn man die Größe, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit der Wuth ihrer Zerstörer zusammen denkt.

Das Gerücht von Magdeburgs grausenvollem Schicksale verbreitete Frohlocken durch das katholische, Entsetzen und Furcht durch das ganze protestantische Deutschland. Aber Schmerz und Unwillen klagten allgemein den König von Schweden an, der, so nahe und so mächtig, diese bundesverwandte Stadt hülflos gelassen hatte. Auch der Billigste fand diese Unthätigkeit des Königs unerklärbar, und Gustav Adolph, um nicht unwiederbringlich die Herzen des Volks zu verlieren, zu dessen Befreyung er erschienen war, sah sich gezwungen, in einer eigenen Schutzschrift die Gründe seines Betragens der Welt vorzulegen.

Er hatte eben Landsberg angegriffen, und am 16. April erobert, als er die Gefahr vernahm, in welcher Magdeburg

schwebte. Sogleich ward sein Entschluß gefaßt, diese bedrängte Stadt zu befreyen, und er setzte sich deßwegen mit seiner ganzen Reiterey und zehn Regimentern Fußvolk nach der Spree in Bewegung. Die Situation, in welcher sich dieser König auf deutschem Boden befand, machte ihm zum unverbrüchlichen Klugheitsgesetze, keinen Schritt vorwärts zu thun, ohne den Rücken frey zu haben. Mit der mißtrauischesten Behuthsamkeit mußte er ein Land durchziehen, wo er von zweydeutigen Freunden und mächtigen offenbaren Feinden umgeben war, wo ein einziger übereilter Schritt ihn von seinem Königreiche abschneiden konnte. Der Churfürst von Brandenburg hatte vormahls schon seine Festung Küstrin den flüchtigen Kaiserlichen aufgethan, und den nacheilenden Schweden verschlossen. Sollte Gustav jetzt gegen Tilly verunglücken, so konnte eben dieser Churfürst den Kaiserlichen seine Festungen öffnen, und dann war der König, Feinde vor und hinter sich, ohne Rettung verloren. Diesem Zufalle bey gegenwärtiger Unternehmung nicht ausgesetzt zu seyn, verlangte er, ehe er sich zu der Befreyung Magdeburgs aufmachte, daß ihm von dem Churfürsten die beyden Festungen Küstrin und Spandau eingeräumt würden, bis er Magdeburg in Freyheit gesetzt hätte.

Nichts schien gerechter zu seyn, als diese Forderung. Der große Dienst, welchen Gustav Adolph dem Churfürsten kürzlich erst durch Vertreibung der Kaiserlichen aus den brandenburgischen Landen geleistet, schien ihm ein Recht an seine Dankbarkeit, das bisherige Betragen der Schweden in Deutschland einen Anspruch auf sein Vertrauen zu geben. Aber durch Uebergabe seiner Festungen machte der Churfürst den König von Schweden gewissermassen zum Herrn seines Landes, nicht zu gedenken, daß er eben dadurch zugleich mit dem Kaiser brach, und seine Staaten der ganzen künftigen Rache der kaiserlichen Heere bloßstellte. Georg Wilhelm

kämpfte lange Zeit einen grauſamen Kampf mit ſich ſelbſt; aber Kleinmuth und Eigennutz ſchienen endlich die Oberhand zu gewinnen. Ungerührt von Magdeburgs Schickſal, kalt gegen Religion und deutſche Freyheit ſah er nichts als ſeine eigene Gefahr, und dieſe Beſorglichkeit wurde durch ſeinen Miniſter von Schwarzenberg, der einen heimlichen Sold von dem Kaiſer zog, auf's Höchſte getrieben. Unterdeſſen näherten ſich die ſchwediſchen Truppen Berlin, und der König nahm bey dem Churfürſten ſeine Wohnung. Als er die furchtſame Bedenklichkeit dieſes Prinzen wahrnahm, konnte er ſich des Unwillens nicht enthalten. »Mein Weg geht auf Magdeburg,« ſagte er, »nicht mir, ſondern den Evangeliſchen zum Beſten. Will Niemand mir beyſtehen, ſo nehme ich ſogleich meinen Rückweg, biethe dem Kaiſer einen Vergleich an, und ziehe wieder nach Stockholm. Ich bin gewiß, der Kaiſer ſoll einen Frieden mit mir eingehen, wie ich ihn immer nur verlangen kann — aber geht Magdeburg verloren, und iſt der Kaiſer der Furcht vor mir entledigt, ſo ſehet zu, wie es euch ergehen wird.« Dieſe zu rechter Zeit hingeworfene Drohung, vielleicht auch der Blick auf die ſchwediſche Armee, welche mächtig genug war, dem König durch Gewalt zu verſchaffen, was man ihm auf dem Wege der Güte verweigerte, brachte endlich den Churfürſten zum Entſchluſſe, Spandau in ſeine Hände zu übergeben.

Nun ſtanden dem Könige zwey Wege nach Magdeburg offen, wovon der eine gegen Abend durch ein erſchöpftes Land und mitten durch feindliche Truppen führte, die ihm den Uebergang über die Elbe ſtreitig machen konnten. Der andere gegen Mittag, ging über Deſſau oder Wittenberg, wo er Brücken fand, die Elbe zu paſſiren, und aus Sachſen Lebensmittel ziehen konnte. Aber dieß konnte ohne Einwilligung des Churfürſten von Sachſen nicht geſchehen, in welchen Guſtav ein gegründetes Mißtrauen ſetzte. Ehe er ſich alſo in

Marſch ſetzte, ließ er dieſen Prinzen um einen freyen Durchzug und um das Nöthige für ſeine Truppen gegen bare Bezahlung erſuchen. Sein Verlangen wurde ihm abgeſchlagen, und keine Vorſtellung konnte den Churfürſten bewegen, ſeinem Neutralitätsſyſteme zu entſagen. Indem man noch im Streite darüber begriffen war, kam die Nachricht von Magdeburgs entſetzlichem Schickſale.

Tilly verkündigte ſie mit dem Tone eines Siegers allen proteſtantiſchen Fürſten, und verlor keinen Augenblick, den allgemeinen Schrecken auf's Beſte zu benutzen. Das Anſehen des Kaiſers, durch die bisherigen Progreſſen Guſtavs merklich heruntergebracht, erhob ſich furchtbarer als je nach dieſem entſcheidenden Vorgange, und ſchnell offenbarte ſich dieſe Veränderung in der gebietheriſchen Sprache, welche er gegen die proteſtantiſchen Reichsſtände führte. Die Schlüſſe des Leipziger Bundes wurden durch einen Machtſpruch vernichtet, der Bund ſelbſt durch ein kaiſerliches Decret aufgehoben, allen widerſetzlichen Ständen Magdeburgs Schickſal angedroht. Als Vollzieher dieſes kaiſerlichen Schluſſes ließ Tilly ſogleich Truppen gegen den Biſchof von Bremen marſchiren, der ein Mitglied des Leipziger Bundes war, und Soldaten geworben hatte. Der in Furcht geſetzte Biſchof übergab die Letztern ſogleich in die Hände des Tilly, und unterzeichnete die Caſſation der Leipziger Schlüſſe. Eine kaiſerliche Armee, welche unter dem Commando des Grafen von Fürſtenberg zu eben dieſer Zeit aus Italien zurückkam, verfuhr auf gleiche Art gegen den Adminiſtrator von Würtemberg. Der Herzog mußte ſich dem Reſtitutionsedicte und allen Decreten des Kaiſers unterwerfen, ja noch außer dem zur Unterhaltung der kaiſerlichen Truppen einen monathlichen Geldbeytrag von 100,000 Thalern erlegen. Aehnliche Laſten wurden der Stadt Ulm und Nürnberg, dem ganzen fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kreiſe auferlegt. Schrecklich war die

Hand des Kaiſers über Deutſchland. Die ſchnelle Uebermacht, welche er durch dieſen Vorfall erlangte, mehr ſcheinbar als in der Wirklichkeit gegründet, führte ihn über die Grenzen der bisherigen Mäßigung hinweg, und verleitete ihn zu einem gewaltſamen übereilten Verfahren, welches endlich die Unentſchloſſenheit der deutſchen Fürſten zum Vortheile Guſtav Adolphs beſiegte. So unglücklich alſo die nächſten Folgen von Magdeburgs Untergang für die Proteſtanten auch ſeyn mochten, ſo wohlthätig waren die ſpätern. Die erſtere Ueberraſchung machte bald einem thätigen Unwillen Platz; die Verzweiflung gab Kräfte, und die deutſche Freyheit erhob ſich aus Magdeburgs Aſche.

Unter den Fürſten des Leipziger Bundes waren der Churfürſt von Sachſen und der Landgraf von Heſſen bey weitem am meiſten zu fürchten, und die Herrſchaft des Kaiſers war in dieſen Gegenden nicht befeſtigt, ſo lange er dieſe Beyden nicht entwaffnet ſah. Gegen den Landgrafen richtete Tilly ſeine Waffen zuerſt, und brach unmittelbar von Magdeburg nach Thüringen auf. Die Sächſiſch-Erneſtiniſchen und Schwarzburgiſchen Lande wurden auf dieſem Zuge äußerſt gemißhandelt, Frankenhauſen, ſelbſt unter den Augen des Tilly, von ſeinen Soldaten ungeſtraft geplündert und in Aſche gelegt. Schrecklich mußte der unglückliche Landmann dafür büßen, daß ſein Landesherr die Schweden begünſtigte. Erfurt, der Schlüſſel zwiſchen Sachſen und Franken, wurde mit einer Belagerung bedroht, wovon es ſich aber durch eine freywillige Lieferung von Proviant und eine Geldſumme loskaufte. Von da ſchickte Tilly ſeinen Abgeſandten an den Landgrafen von Caſſel, mit der Forderung, ungeſäumt ſeine Truppen zu entlaſſen, dem Leipziger Bunde zu entſagen, kaiſerliche Regimenter in ſein Land und ſeine Feſtungen aufzunehmen, Contributionen zu entrichten, und ſich entweder als Freund oder Feind zu erklären. So mußte ſich ein deut-

ſchet Reichsfürſt von einem kaiſerlichen Diener behandelt ſehen. Aber dieſe ausſchweifende Forderung bekam ein furchtbares Gewicht durch die Heeresmacht, von der ſie begleitet wurde, und das noch friſche Andenken von Magdeburgs ſchauderhaftem Schickſale mußte den Nachdruck deſſelben vergrößern. Um ſo mehr Lob verdient die Unerſchrockenheit, mit welcher der Landgraf dieſen Antrag beantwortete: „Fremde Soldaten in ſeine Feſtungen und in ſeine Reſidenz aufzunehmen, ſey er ganz und gar nicht geſonnen — ſeine Truppen brauche er ſelbſt. — Gegen einen Angriff würde er ſich zu vertheidigen wiſſen. Fehlte es dann General Tilly an Geld und an Lebensmitteln, ſo möchte er nur nach München aufbrechen, wo Vorrath an beyden ſey.“ Der Einbruch zweyer kaiſerlicher Heeren in Heſſen war die nächſte Folge dieſer herausfordernden Antwort; aber der Landgraf wußte ihnen ſo gut zu begegnen, daß nichts Erhebliches ausgerichtet wurde. Nachdem aber Tilly ſelbſt im Begriffe ſtand, ihnen mit ſeiner ganzen Macht nachzufolgen, ſo würde das unglückliche Land für die Standhaftigkeit ſeines Fürſten theuer genug haben büßen müſſen, wenn nicht die Bewegungen des Königs von Schweden dieſen General noch zu rechter Zeit zurück gerufen hätten.

Guſtav Adolph hatte den Untergang Magdeburgs mit dem empfindlichſten Schmerz erfahren, der dadurch vergrößert wurde, daß Georg Wilhelm nun, dem Vertrage gemäß, die Feſtung Spandau zurückverlangte. Der Verluſt von Magdeburg hatte die Gründe, um derentwillen dem Könige der Beſitz dieſer Feſtung ſo wichtig war, eher vermehrt als vermindert; und je näher die Nothwendigkeit einer entſcheidenden Schlacht zwiſchen ihm und Tilly heranrückte, deſto ſchwerer ward es ihm, der einzigen Zuflucht zu entſagen, welche nach einem unglücklichen Ausgange für ihn übrig war. Nachdem er Vorſtellungen und Bitten bey dem Chur-

fürsten von Brandenburg fruchtlos erschöpft hatte, und die Kaltsinnigkeit desselben vielmehr mit jedem Tage stieg; so schickte er endlich seinem Commandanten den Befehl zu, Spandau zu räumen, erklärte aber zugleich, daß von demselben Tage an der Churfürst als Feind behandelt werden sollte.

Dieser Erklärung Nachdruck zu geben, erschien er mit seiner ganzen Armee vor Berlin. „Ich will nicht schlechter behandelt seyn, als die Generals des Kaisers," antwortete er den Abgesandten, die der bestürzte Churfürst in sein Lager schickte. „Euer Herr hat sie in seine Staaten aufgenommen, mit allen Bedürfnissen versorgt, ihnen alle Plätze, welche sie nur wollten, übergeben, und durch alle diese Gefälligkeiten nicht erhalten können, daß sie menschlicher mit seinem Volke verfahren wären. Alles, was ich von ihm verlange, ist Sicherheit, eine mäßige Geldsumme, und Brot für meine Truppen; dagegen verspreche ich ihm, seine Staaten zu beschützen, und den Krieg von ihm zu entfernen. Auf diesen Punkten aber muß ich bestehen, und mein Bruder, der Churfürst, entschließe sich eilends, ob er mich zum Freunde haben, oder seine Hauptstadt geplündert sehen will." Dieser entschlossene Ton machte Eindruck, und die Richtung der Kanonen gegen die Stadt besiegte alle Zweifel. Georg Wilhelms. In wenigen Tagen ward eine Allianz unterzeichnet, in welcher sich der Churfürst zu einer monathlichen Zahlung von 30,000 Thalern verstand, Spandau in den Händen des Königs ließ, und sich anheischig machte, auch Küstrin seinen Truppen zu allen Zeiten zu öffnen. Diese nunmehr entschiedene Verbindung des Churfürsten von Brandenburg mit den Schweden fand in Wien keine bessere Aufnahme, als der ähnliche Entschluß des Herzogs von Pommern vormahls gefunden hatte; aber der ungünstige Wechsel des Glücks, den seine Waffen bald nachher erfuhren, erlaubte

dem Kaiſer nicht, ſeine Empfindlichkeit anders als durch Worte zu zeigen.

Das Vergnügen des Königs über dieſe glückliche Begebenheit wurde bald durch die angenehme Bothſchaft vergrößert, daß Greifswalde, der einzige feſte Platz, den die Kaiſerlichen noch in Pommern beſaßen, übergegangen, und nunmehr das ganze Land von dieſen ſchlimmen Feinden gereinigt ſey. Er erſchien ſelbſt wieder in dieſem Herzogthume, und genoß das entzückende Schauſpiel der allgemeinen Volksfreude, deren Schöpfer er war. Ein Jahr war jetzt verſtrichen, daß Guſtav Deutſchland betreten hatte, und dieſe Begebenheit wurde in dem ganzen Herzogthume Pommern durch ein allgemeines Dankfeſt gefeyert. Kurz vorher hatte ihn der Czar von Moskau durch Geſandte begrüßen, ſeine Freundſchaft erneuern, und ſogar Hülfstruppen anbiethen laſſen. Zu dieſen friedfertigen Geſinnungen der Ruſſen durfte er ſich um ſo mehr Glück wünſchen, je wichtiger es ihm war, bey dem gefahrvollen Kriege, dem er entgegen ging, durch keinen feindlichen Nachbar beunruhigt zu werden. Nicht lange darauf landete die Königinn Maria Eleonora, ſeine Gemahlinn, mit einer Verſtärkung von acht tauſend Schweden in Pommern; und die Ankunft von ſechs tauſend Engländern, unter der Anführung des Marquis von Hamilton, darf um ſo weniger übergangen werden, da ihre Ankunft alles iſt, was die Geſchichte von den Thaten der Engländer in dem dreyßigjährigen Kriege zu berichten hat.

Pappenheim behauptete während des thüringiſchen Zuges des Tilly das Magdeburgiſche Gebieth, hatte aber nicht verhindern können, daß die Schweden nicht mehrmahlen die Elbe paſſirten, einige kaiſerliche Detaſchements niederhieben, und mehrere Plätze in Beſitz nahmen. Er ſelbſt, von der Annäherung des Königs geängſtigt, rief den Grafen Tilly auf das Dringendſte zurück, und bewog ihn auch

wirklich, in schnellen Märschen nach Magdeburg umzukehren. Tilly nahm sein Lager dießseits des Flusses zu Wolmirstädt; Gustav Adolph hatte das seinige auf eben dieser Seite bey Werben unweit dem Einflusse der Havel in die Elbe bezogen. Gleich seine Ankunft in diesen Gegenden verkündigte dem Tilly nichts Gutes. Die Schweden zerstreuten drey seiner Regimenter, welche entfernt von der Hauptarmee in Dörfern postirt standen, nahmen die eine Hälfte ihrer Bagage hinweg, und verbrannten die übrige. Unterdessen näherte sich Tilly mit seiner Armee auf einen Kanonenschuß weit dem Lager des Königs, um ihm eine Schlacht anzubiethen; Gustav, um die Hälfte schwächer als Tilly, vermied sie mit Weisheit; sein Lager war zu fest, um dem Feinde einen gewaltsamen Angriff zu erlauben. Es blieb bey einer bloßen Kanonade und einigen Scharmützeln, in welchen allen die Schweden die Oberhand behielten. Auf seinem Rückwege nach Wolmirstädt verminderte sich die Armee des Tilly durch häufige Desertionen. Seit dem Blutbade zu Magdeburg floh ihn das Glück.

Desto ununterbrochener begleitete es von nun an den König von Schweden. Während er zu Werben im Lager stand, wurde das ganze Mecklenburg, bis auf wenige Plätze, durch seinen General Tott und den Herzog Adolph Friedrich erobert, und er genoß die königliche Lust, beyde Herzoge in ihre Staaten wieder einzusetzen. Er reiste selbst nach Güstrow, wo die Einsetzung vor sich ging, um durch seine Gegenwart den Glanz dieser Handlung zu erheben. Von beyden Herzögen wurde, ihren Erretter in der Mitte, und ein glänzendes Gefolge von Fürsten um sich her, ein festlicher Einzug gehalten, den die Freude der Unterthanen zu dem rührendsten Feste machte. Bald nach seiner Zurückkunft nach Werben erschien der Landgraf von Hessen-Cassel in seinem Lager, um ein enges Bündniß auf Vertheidigung und Angriff mit

ihm zu ſchließen; der erſte regierende Fürſt in Deutſchland, der ſich von freyen Stücken und öffentlich gegen den Kaiſer erklärte, aber auch durch die triftigſten Gründe dazu aufgefordert war. Landgraf Wilhelm machte ſich verbindlich, den Feinden des Königs als ſeinen eigenen zu begegnen, ihm ſeine Städte und ſein ganzes Land aufzuthun, Proviant, und alles Nothwendige zu liefern. Dagegen erklärte ſich der König zu ſeinem Freunde und Beſchützer, und verſprach, keinen Frieden einzugehen, ohne dem Landgrafen völlige Genugthuung von dem Kaiſer verſchafft zu haben. Beyde Theile hielten redlich Wort. Heſſen-Caſſel beharrte in dieſem langen Kriege bey der ſchwediſchen Allianz bis an's Ende, und es hatte Urſache, ſich im weſtphäliſchen Frieden der ſchwediſchen Freundſchaft zu rühmen.

Tilly, dem dieſer kühne Schritt des Landgrafen nicht lange verborgen blieb, ſchickte den Grafen Fugger mit einigen Regimentern gegen ihn; zugleich verſuchte er, die heſſiſchen Unterthanen durch aufrühreriſche Briefe gegen ihren Herrn zu empören. Seine Briefe fruchteten eben ſo wenig, als ſeine Regimenter, welche ihm nachher in der Breitenfelder Schlacht ſehr zur Unzeit fehlten — und die heſſiſchen Landſtände konnten keinen Augenblick zweifelhaft ſeyn, ob ſie den Beſchützer ihres Eigenthums dem Räuber desſelben vorziehen ſollten.

Aber weit mehr als Heſſen-Caſſel beunruhigte den kaiſerlichen General die zweydeutige Geſinnung des Churfürſten von Sachſen, der, des kaiſerlichen Verbothes ungeachtet, ſeine Rüſtungen fortſetzte, und den Leipziger Bund aufrecht hielt. Jetzt, in dieſer Nähe des Königs von Schweden, da es in kurzer Zeit zu einer entſcheidenden Schlacht kommen mußte, ſchien es ihm äuſſerſt bedenklich, Churſachſen in Waffen ſtehen zu laſſen, jeden Augenblick bereit, ſich für den Feind zu erklären. Eben hatte ſich Tilly mit 25,000 Mann aller

Gleich nach Abfertigung der erſten Geſandtſchaft des Tilly hatte er ſeinen Feldmarſchall von Arnheim auf's Eilfertigſte in Guſtavs Lager geſendet, dieſen lange vernachläſſigten Monarchen um ſchleunige Hülfe anzugehen. Der König verbarg die innere Zufriedenheit, welche ihm dieſe ſehnlich gewünſchte Entwickelung gewährte. „Mir thut es leid um den Churfürſten, gab er dem Abgeſandten zur Antwort. Hätte er meine wiederholten Vorſtellungen geachtet, ſo würde ſein Land keinen Feind geſehen haben, und auch Magdeburg würde noch ſtehen. Jetzt, da die höchſte Noth ihm keinen andern Ausweg mehr übrig läßt, jetzt wendet man ſich an den König von Schweden. Aber melden Sie ihm, daß ich weit entfernt ſey, um des Churfürſten von Sachſen willen mich und meine Bundesgenoſſen ins Verderben zu ſtürzen. Und wer leiſtet mir für die Treue eines Prinzen Gewähr, deſſen Miniſter in öſterreichiſchem Solde ſtehen, und der mich verlaſſen wird, ſobald ihm der Kaiſer ſchmeichelt, und ſeine Armee von den Grenzen zurück zieht? Tilly hat ſeitdem durch eine anſehnliche Verſtärkung ſein Heer vergrößert, welches mich aber nicht hindern ſoll, ihm herzhaft entgegen zu gehen, ſobald ich nur meinen Rücken gedeckt weiß.“

Der ſächſiſche Miniſter wußte auf dieſe Vorwürfe nichts zu antworten, als daß es am beſten gethan ſey, geſchehene Dinge in Vergeſſenheit zu begraben. Er drang in den König, ſich über die Bedingungen zu erklären, unter welchen er Sachſen zu Hülfe kommen wollte, und verbürgte ſich im voraus für die Gewährung derſelben. „Ich verlange,“ erwiederte Guſtav, „daß mir der Churfürſt die Feſtung Wittenberg einräume, mir ſeinen älteſten Prinzen als Geiſel übergebe, meinen Truppen einen dreymonathlichen Sold auszahle, und mir die Verräther in ſeinem Miniſterium

allerley Nüsse und Schauessen aufzutra-
sen sind, und sehen Sie sich wohl vor,
nicht daran ausbeißen."
us seinem Lager auf, rückte vor
rlichen Verheerungen, und ließ
den Churfürsten in noch drin-
neuern. Erinnert man sich
dieses Fürsten, der durch
Eingebungen seiner bestoche-
e des Kaisers, selbst auf Unkosten
en, ergeben war, den man bisher mit
wande von Kunst in Unthätigkeit erhalten,
über die Verblendung des Kaisers oder seiner
erstaunen, ihrer bisherigen Politik gerade in dem
enklichsten Zeitpuncte zu entsagen, und durch ein gewalt-
thätiges Verfahren diesen so leicht zu lenkenden Fürsten auf's
Aeußerste zu bringen. Oder war eben dieses die Absicht des
Tilly? War es ihm darum zu thun, einen zweydeutigen
Freund in einen offenbaren Feind zu verwandeln, um da-
durch der Schonung überhoben zu seyn, welche der geheime
Befehl des Kaisers ihm bisher gegen die Länder dieses Für-
sten aufgelegt hatte? War es vielleicht gar die Absicht des
Kaisers, den Churfürsten zu einem feindseligen Schritte zu
reizen, um seiner Verbindlichkeit dadurch quitt zu seyn, und
eine beschwerliche Rechnung mit guter Art zerreißen zu kön-
nen? So müßte man nicht weniger über den verwegenen
Uebermuth des Tilly erstaunen, der kein Bedenken trug,
im Angesichte eines furchtbaren Feindes sich einen neuen zu
machen, und über die Sorglosigkeit eben dieses Feldherrn,
die Vereinigung beyder ohne Widerstand zu gestatten.

Johann Georg, durch den Eintritt des Tilly in
seine Staaten zur Verzweiflung gebracht, warf sich, ohne
großes Widerstreben, dem Könige von Schweden in die Arme.

Truppen verſtärkt, welche ihm Fürſtenberg zuführte, und voll Zuverſicht auf ſeine Macht, glaubte er, den Churfürſten entweder durch das bloße Schrecken ſeiner Ankunft entwaffnen, oder doch ohne Mühe überwinden zu können. Ehe er aber ſein Lager bey Wolmirſtädt verließ, forderte er ihn durch eine eigene Geſandtſchaft auf, ſein Land den kaiſerlichen Truppen zu öffnen, ſeine eigenen zu entlaſſen, oder mit der kaiſerlichen Armee zu vereinigen, und in Gemeinſchaft mit ihr den König von Schweden aus Deutſchland zu verjagen. Er brachte ihm in Erinnerung, daß Churſachſen bisher unter allen deutſchen Ländern am meiſten geſchont worden ſey, und bedrohte ihn im Weigerungsfalle mit der ſchrecklichſten Verheerung.

Tilly hatte zu dieſem gebietheriſchen Antrage den ungünſtigſten Zeitpunct gewählt. Die Mißhandlung ſeiner Religions- und Bundesverwandten, Magdeburgs Zerſtörung, die Ausſchweifungen der Kaiſerlichen in der Lauſitz, alles kam zuſammen, den Churfürſten gegen den Kaiſer zu entrüſten. Guſtav Adolphs Nähe, wie wenig Recht er auch an den Schutz dieſes Fürſten haben mochte, belebte ihn mit Muth. Er verbath ſich die kaiſerlichen Einquartierungen, und erklärte ſeinen ſtandhaften Entſchluß, in Rüſtung zu bleiben. „So ſehr es ihm auch auffallen müſſe (ſetzte er hinzu), die kaiſerliche Armee zu einer Zeit gegen ſeine Lande in Anmarſch zu ſehen, wo dieſe Armee genug zu thun hätte, den König von Schweden zu verfolgen, ſo erwarte er dennoch nicht, anſtatt der verſprochenen und wohlverdienten Belohnungen, mit Undank und mit dem Ruin ſeines Landes bezahlt zu werden.“ Den Abgeſandten des Tilly, welche prächtig bewirthet wurden, gab er eine noch verſtändlichere Antwort auf den Weg. „Meine Herren,“ ſagte er, „ich ſehe wohl, daß man geſonnen iſt, das lange geſparte ſächſiſche Confect endlich auch auf die Tafel zu ſetzen. Aber

man pflegt dabey allerley Nüsse und Schaussen aufzutragen, die hart zu beissen sind, und sehen Sie sich wohl vor, daß Sie sich die Zähne nicht daran ausbeissen.“

Jetzt brach Tilly aus seinem Lager auf, rückte vor bis nach Halle unter fürchterlichen Verheerungen, und liess von hier aus seinen Antrag an den Churfürsten in noch dringenderm und drohenderm Tone erneuern. Erinnert man sich der ganzen bisherigen Denkungsart dieses Fürsten, der durch eigene Neigung und durch die Eingebungen seiner bestochenen Minister dem Interesse des Kaisers, selbst auf Unkosten seiner heiligsten Pflichten, ergeben war, den man bisher mit so geringem Aufwande von Kunst in Unthätigkeit erhalten, so muß man über die Verblendung des Kaisers oder seiner Minister erstaunen, ihrer bisherigen Politik gerade in dem bedenklichsten Zeitpuncte zu entsagen, und durch ein gewaltthätiges Verfahren diesen so leicht zu lenkenden Fürsten auf's Aeußerste zu bringen. Oder war eben dieses die Absicht des Tilly? War es ihm darum zu thun, einen zweydeutigen Freund in einen offenbaren Feind zu verwandeln, um dadurch der Schonung überhoben zu seyn, welche der geheime Befehl des Kaisers ihm bisher gegen die Länder dieses Fürsten aufgelegt hatte? War es vielleicht gar die Absicht des Kaisers, den Churfürsten zu einem feindseligen Schritte zu reizen, um seiner Verbindlichkeit dadurch quitt zu seyn, und eine beschwerliche Rechnung mit guter Art zerreissen zu können? So müßte man nicht weniger über den verwegenen Uebermuth des Tilly erstaunen, der kein Bedenken trug, im Angesichte eines furchtbaren Feindes sich einen neuen zu machen, und über die Sorglosigkeit eben dieses Feldherrn, die Vereinigung beyder ohne Widerstand zu gestatten.

Johann Georg, durch den Eintritt des Tilly in seine Staaten zur Verzweiflung gebracht, warf sich, ohne grosses Widerstreben, dem Könige von Schweden in die Arme.

Gleich nach Abfertigung der erſten Geſandtſchaft des Tilly hatte er ſeinen Feldmarſchall von Axenheim auf's Eilfertigſte in Guſtavs Lager geſendet, dieſen lange vernachläſſigten Monarchen um ſchleunige Hülfe anzugehen. Der König verbarg die innere Zufriedenheit, welche ihm dieſe ſehnlich gewünſchte Entwickelung gewährte. „Mir thut es leid um den Churfürſten, gab er dem Abgeſandten zur Antwort. Hätte er meine wiederholten Vorſtellungen geachtet, ſo würde ſein Land keinen Feind geſehen haben, und auch Magdeburg würde noch ſtehen. Jetzt, da die höchſte Noth ihm keinen andern Ausweg mehr übrig läßt, jetzt wendet man ſich an den König von Schweden. Aber melden Sie ihm, daß ich weit entfernt ſey, um des Churfürſten von Sachſen willen mich und meine Bundesgenoſſen ins Verderben zu ſtürzen. Und wer leiſtet mir für die Treue eines Prinzen Gewähr, deſſen Miniſter in öſterreichiſchem Solde ſtehen, und der mich verlaſſen wird, ſobald ihm der Kaiſer ſchmeichelt, und ſeine Armee von den Grenzen zurück zieht? Tilly hat ſeitdem durch eine anſehnliche Verſtärkung ſein Heer vergrößert, welches mich aber nicht hindern ſoll, ihm herzhaft entgegen zu gehen, ſobald ich nur meinen Rücken gedeckt weiß.“

Der ſächſiſche Miniſter wußte auf dieſe Vorwürfe nichts zu antworten, als daß es am beſten gethan ſey, geſchehene Dinge in Vergeſſenheit zu begraben. Er drang in den König, ſich über die Bedingungen zu erklären, unter welchen er Sachſen zu Hülfe kommen wollte, und verbürgte ſich im voraus für die Gewährung derſelben. „Ich verlange,“ erwiederte Guſtav, „daß mir der Churfürſt die Feſtung Wittenberg einräume, mir ſeinen älteſten Prinzen als Geiſel übergebe, meinen Truppen einen dreymonathlichen Sold auszahle, und mir die Berather in ſeinem Miniſterium

auszuliefern. Unter diesen Bedingungen bin ich bereit, ihm Beystand zu leisten.“

„Nicht nur Wittenberg,“ rief der Churfürst, als ihm diese Antwort hinterbracht wurde, und trieb seinen Minister in das schwedische Lager zurück, „Nicht bloß Wittenberg, auch Torgau, ganz Sachsen soll ihm offen stehen; meine ganze Familie will ich ihm als Geißel übergeben; und, wenn ihm das noch nicht genug ist, so will ich mich selbst ihm darbiethen. Eilen Sie zurück und sagen ihm, daß ich bereit sey, ihm die Vorräthe, die er mir nennen wird, auszuliefern, seiner Armee den verlangten Sold zu bezahlen, und Leben und Vermögen an die gute Sache zu setzen.“

Der König hatte die neuen Gesinnungen Johann Georgs nur auf die Probe stellen wollen; von dieser Aufrichtigkeit gerührt, nahm er seine harten Forderungen zurück. „Das Mißtrauen,“ sagte er, „welches man in mich setzte, als ich Magdeburg zu Hülfe kommen wollte, hat das meinige erweckt; das jetzige Vertrauen des Churfürsten verdient, daß ich es erwiedere. Ich bin zufrieden, wenn er meiner Armee einen monathlichen Sold entrichtet, und ich hoffe, ihm auch für diese Ausgabe schadlos zu halten.“

Gleich nach geschlossener Allianz ging der König über die Elbe, und vereinigte sich schon am folgenden Tage mit den Sachsen. Anstatt diese Vereinigung zu hindern, war Tilly gegen Leipzig vorgerückt, welches er aufforderte, kaiserliche Besatzung einzunehmen. In Hoffnung eines schleunigen Entsatzes machte der Commandant Hans von der Pforta, Anstalt, sich zu vertheidigen, und ließ zu dem Ende die halliſche Vorstadt in die Asche legen. Aber der schlechte Zustand der Festungswerke machte den Widerstand vergeblich, und schon am zweyten Tage wurden die Thore geöffnet. Im Hause eines Todtengräbers, dem einzigen, welches in der halliſchen Vorstadt stehen geblieben war, hatte Tilly sein

Quartier genommen; hier unterzeichnete er die Capitulation, und hier wurde auch der Angriff des Königs von Schweden beſchloſſen. Beym Anblicke der abgemahlten Schädel und Gebeine, mit denen der Beſitzer ſein Haus geſchmückt hatte, entfärbte ſich Tilly. Leipzig erfuhr eine über alle Erwartung gnädige Behandlung.

Unterdeſſen wurde zu Torgau von dem Könige von Schweden und dem Churfürſten von Sachſen, im Beyſeyn des Churfürſten von Brandenburg, groſſer Kriegsrath gehalten. Eine Entſchlieſſung ſollte jetzt gefaßt werden, welche das Schickſal Deutſchlands und der evangeliſchen Religion, das Glück vieler Völker und das Loos ihrer Fürſten unwiderruflich beſtimmte. Die Bangigkeit der Erwartung, die auch die Bruſt des Helden vor jeder groſſen Entſchlieſſung beklemmt, ſchien jetzt die Seele Guſtav Adolphs in einem Augenblicke zu umwölken. „Wenn wir uns jetzt zu einer Schlacht entſchlieſſen, ſagte er; ſo ſteht nicht weniger als eine Krone und zwey Churhüte auf dem Spiele. Das Glück iſt wandelbar, und der unerforſchliche Rathſchluß des Himmels, Sünde, unſerer Sünden wegen, dem Feinde den Sieg verleihen. Zwar möchte meine Krone, wenn ſie meine Armee und mich auch ſelbſt verlöre, noch eine Schanze zum Beſten haben. Weit entlegen, durch eine anſehnliche Flotte beſchützt, in ihren Gränzen wohl verwahrt, und durch ein kriegbares Volk vertheidigt, würde ſie wenigſtens vor dem Aergſten geſichert ſeyn. Wo aber Rettung für euch, denen der Feind auf dem Nacken liegt, wenn das Treffen verunglücken ſollte?“

Guſtav Adolph zeigte das beſcheidene Mißtrauen eines Helden, den das Bewußtſeyn ſeiner Stärke gegen die Größe der Gefahr nicht verblendet; Johann Georg die Zuverſicht eines Schwachen, der einen Helden an ſeiner Seite weiß. Voll Ungeduld, feige Kunde von zwey unſchwer-

lichen Armeen bald möglichst befreyt zu sehen, brannte er nach einer Schlacht, in welcher keine alten Lorbern für ihn zu verlieren waren. Er wollte mit seinen Sachsen allein gegen Leipzig vorrücken, und sich mit Tilly schlagen. Endlich trat Gustav Adolph seiner Meinung bey, und beschlossen warf es, ohne Aufschub den Feind anzugreifen, ehe er die Verstärkungen, welche die Generale Altringer und Tiefenbach ihm zuführten, an sich gezogen hätte. Die vereinigte schwedisch-sächsische Armee setzte über die Mulda; der Churfürst von Brandenburg reiste wieder in sein Land.

Früh Morgens am 7. September 1631 bekamen die feindlichen Armeen einander zu Gesichte. Tilly, entschlossen, die herbey eilenden Hülfstruppen zu erwarten, nachdem er versäumt hatte, die sächsische Armee vor ihrer Vereinigung mit den Schweden niederzuwerfen, hatte unweit Leipzig ein festes Lager bezogen, wo er hoffen konnte, zu keiner Schlacht gezwungen zu werden. Das ungestüme Anhalten Pappenheims vermochte ihn endlich doch, sobald die feindlichen Armeen im Anzuge begriffen waren, seine Stellung zu verändern, und sich linker Hand gegen die Hügel hin zu ziehen, welche sich vom Dorfe Wahren bis nach Lindenthal erheben. Am Fuße dieser Anhöhen war seine Armee in einer einzigen Linie ausgebreitet; seine Artillerie, auf den Hügeln vertheilt, konnte die ganze große Ebene von Breitenfeld bestreichen. Von daher näherte sich in zwey Colonnen die schwedisch-sächsische Armee, und hatte bey Podelwitz, einem vor der Tilly'schen Fronte liegenden Dorfe, die Lober zu passiren. Um ihr den Uebergang über diesen Bach zu erschweren, wurde Pappenheim mit 2000 Kürassieren gegen sie beordert; doch erst nach langem Widerstreben des Tilly, und mit dem ausdrücklichen Befehle, ja keine Schlacht anzufangen. Dieses Verboths ungeachtet wurde Pappenheim mit dem schwedischen Vortrabe handgemein, aber nach einem

kurzen Widerstande zum Rückzuge genöthigt. Um den Feind aufzuhalten, steckte er Podelwitz in Brand, welches jedoch die beyden Armeen nicht hinderte, vorzurücken, und ihre Schlachtordnung zu machen.

Zur Rechten stellten sich die Schweden, in zwey Treffen eingetheilt, das Fußvolk in der Mitte, in kleine Bataillons zerstückelt, welche leicht zu bewegen, und, ohne die Ordnung zu stören, der schnellsten Wendungen fähig waren; die Reiterey auf den Flügeln, auf ähnliche Art in kleine Schwadronen abgesondert, und durch mehrere Haufen Musketiers unterbrochen, welche ihre schwache Anzahl verbargen, und die feindlichen Reiter herunterschießen sollten. In der Mitte commandirte der Oberste Teufel, auf dem linken Flügel Gustav Horn, der König selbst auf dem rechten, dem Grafen Pappenheim gegenüber.

Die Sachsen standen durch einen breiten Zwischenraum von den Schweden getrennt; eine Veranstaltung Gustavs, welche der Ausgang rechtfertigte. Den Plan der Schlachtordnung hatte der Churfürst selbst mit seinem Feldmarschall entworfen, und der König sich bloß begnügt, ihn zu genehmigen. Sorgfältig, schien es, wollte er die schwedische Tapferkeit von der sächsischen absondern, und das Glück verwandte sie nicht.

Unter den Anhöhen gegen Abend breitete sich der Feind aus in einer langen unübersehbaren Linie, welche weit genug reichte, das schwedische Heer zu überflügeln; das Fußvolk in große Bataillons abgetheilt, die Reiterey in eben so große unbehülfliche Schwadronen. Sein Geschütz hatte er hinter sich auf den Anhöhen, und so stand er mitten in dem Gebiethe seiner eigenen Unterthanen, die ihm hinweg ihren Wagen machten. Auf dieser Stellung des Geschützes, wenn anders dieser ganzen Nachricht zu trauen ist, sollte man beynahe schließen, daß Tilly's Absicht vielmehr gewesen sey, den

Feind zu erwarten als anzugreifen, da diese Anordnung es ihm unmöglich machte, in die feindlichen Glieder einzubrechen, ohne sich in das Feuer seiner eigenen Kanonen zu stürzen. Tilly selbst befehligte das Mittel, Pappenheim den linken Flügel, den rechten der Graf von Fürstenberg. Sämmtliche Truppen des Kaisers und der Ligue betrugen an diesem Tage nicht über 34 bis 35,000 Mann; von gleicher Stärke war die vereinigte Armee der Schweden und Sachsen.

Aber wäre auch eine Million der andern gegenüber gestanden — es hätte diesen Tag blutiger, nicht wichtiger, nicht entscheidender machen können. Dieser Tag war es, um den seinen Gustav das baltische Meer durchschiffte, auf entlegener Erde der Gefahr nachjagte, Ruhe und Leben dem untreuen Glücke anvertraute. Die zwey größten Heerführer ihrer Zeit, beyde bisher unüberwunden, sollten jetzt in einem lange vermiedenen Kampfe mit einander ihre letzte Probe bestehen; einer von beyden muß seinen Ruhm auf dem Schlachtfelde zurücklassen. Beyde Hälften von Deutschland haben mit Furcht und Zittern diesen Tag herannahen sehen; bang erwartete die ganze Mitwelt den Ausschlag desselben; und die späte Nachwelt wird ihn segnen oder verwünschen.

Die Entschlossenheit, welche den Grafen Tilly sonst nie verließ, fehlte ihm an diesem Tage. Kein fester Vorsatz, mit dem Könige zu schlagen, eben so wenig Standhaftigkeit es zu vermeiden. Wider seinen Willen riß ihn Pappenheim dahin. Die gefühlte Zweifel kämpften in seiner Brust, schwarze Ahnungen umwölkten seine immer freye Stirn. Der Geist von Magdeburg schien über ihm zu schweben.

Ein zweystündiges Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht. Der Wind wehte von Abend, und trieb aus dem feuchten bearbeiteten, ausgedorrten Gefilde dicke Wolken von Staub und Pulverrauch den Schweden entgegen. Dieß bewog den König, sich unvermerkt gegen Norden zu schwenken, und die

Schnelligkeit, mit der solches ausgeführt war, noch dem Feinde nicht Zeit, es zu verhindern.

Endlich verließ Tilly seine Flügel, und machte den ersten Angriff auf die Schweden; aber von der Heftigkeit ihres Feuers weichend, wandte er sich zur Rechten, und fiel in die Wachsen mit solchem Ungestüm, daß ihre Glieder sich trennten, und Verwirrung das ganze Heer ergriff. Der Churfürst selbst besann sich erst in Eilenberg wieder; wenige Regimenter hielten noch eine Zeit lang auf dem Schlachtfelde Stand, und retteten durch ihren männlichen Widerstand die Ehre den Sachsen. Kaum sah man diese in Unordnung gerathen, so fingen die Croaten zur Plünderung, und Eilenburg wurden schon angefangen, die Zeitung des Sieges zu München und Wien zu verkündigen.

Auf den rechten Flügel der Schweden stürzte sich Graf Pappenheim mit der ganzen Stärke seiner Reiterey, neben ihn zum Wanken zu bringen. Hier commandirte der König selbst, und unter ihm der General Brahe. Sieben Mahl erneuerte Pappenheim seinen Angriff, und sieben Mahl schlug man ihn zurück. Er entfloh mit einem großen Verluste, und überließ das Schlachtfeld dem Sieger.

Unterdessen hatte Tilly den Uebermuth der Sachsen niedergeworfen, und brach nunmehr in dem linken Flügel der Schweden mit seinen siegenden Truppen. Diesem Flügel hatte der König, sobald sich die Verwirrung unter dem sächsischen Heere entdeckte, mit schneller Wegsamkeit drey Regimenter zur Verstärkung gesendet, und die Flanke zu decken, welche die Flucht der Sachsen entblößte. Gustav Horn, der hier das Commando führte, leistete den feindlichen Cuirassieren einen herzhaften Widerstand, den die Vertheilung des Fußvolks zwischen den Schwadronen nicht wenig unterstützte. Schon fing der Feind an, zu ermatten, als Gustav Adolph erschien, dem Treffen den Ausschlag zu geben. Der linke

Flügel des Kaiserlichen war geschlagen, und seine Truppen, die jetzt keinen Feind mehr hatten, konnten anderswo besser gebraucht werden. Er schwenkte sich also mit seinem rechten Flügel und dem Hauptcorps zur Linken, und griff die Hügel an, auf welchen das feindliche Geschütz gepflanzt war. In kurzer Zeit war es in seinen Händen, und der Feind mußte jetzt das Feuer seiner eigenen Kanonen erfahren.

Auf seiner Flanke das Feuer des Geschützes, von vorne den fürchterlichen Andrang der Schweden, trennte sich das nie überwundene Heer. Schneller Rückzug war Alles, was dem Tilly nun übrig blieb; aber der Rückzug selbst mußte mitten durch den Feind genommen werden. Verwirrung ergriff jetzt die ganze Armee, vier Regimenter ausgenommen grauer, versuchter Soldaten, welche nie von einem Schlachtfelde geflohen waren, und es auch jetzt nicht wollten. In geschlossenen Gliedern drangen sie mitten durch die siegende Armee, und erreichten fechtend ein kleines Gehölz, wo sie auf 3 Seite Fronte gegen die Schweden machten, und bis zu einbrechender Nacht, bis sie auf 600 Mann geschmolzen waren, Widerstand leisteten. Mit ihnen entfloh der ganze Ueberrest des Tilly'schen Heeres, und die Schlacht war entschieden.

Mitten unter Verwundeten und Todten warf Gustav Adolph sich nieder, und die erste feurigsten Siegesfreuden ergoß sich in einem glühenden Gebethe. Den flüchtigen Feind ließ er, so weit das tiefe Dunkel der Nacht es verstattete, durch seine Reiterey verfolgen. Das Geläute der Sturmglocken brachte in allen umliegenden Dörfern das Landvolk in Bewegung, und verloren war der Unglückliche, der dem ergrimmten Bauer in die Hände fiel. Mit dem übrigen Heere lagerte sich der König zwischen dem Schlachtfelde und Leipzig, da es nicht möglich war, die Stadt noch in derselben Nacht anzugreifen. Sieben tausend waren von den Feinden

auf dem Platze geblieben, über fünf tausend theils gefangen, theils verwundet. Ihre ganze Artillerie, ihr ganzes Lager war erobert, über hundert Fahnen und Standarten erbeutet. Von den Sachsen wurden zwey tausend, von den Schweden nicht über sieben hundert vermißt. Die Niederlage der Kaiserlichen war so groß, daß Tilly auf seiner Flucht nach Halle und Halberstadt nicht über 600 Mann; Pappenheim nicht über 1400 zusammen bringen konnte. So schnell war dieses furchtbare Heer zergangen, welches noch kürzlich ganz Italien und Deutschland in Schrecken gesetzt hatte.

Tilly selbst dankte seine Rettung nur dem Ungefähr. Obgleich von vielen Wunden ermattet, wollte er sich einem schwedischen Rittmeister, der ihn einholte, nicht gefangen geben, und schon war dieser im Begriffe, ihn zu tödten, als ein Pistolenschuß ihn noch zu rechter Zeit zu Boden streckte. Aber schrecklicher als Todesgefahr und Wunden war ihm der Schmerz, seinen Ruhm zu überleben, und an einem einzigen Tage die Arbeit eines ganzen langen Lebens zu verlieren. Nichts waren jetzt alle seine vergangenen Siege, da ihm der einzige entging, der jenen allen erst die Krone aufsetzen sollte. Nichts blieb ihm übrig von seinen glänzenden Kriegsthaten, als die Flüche der Menschheit, von denen sie begleitet waren. Von diesem Tage an gewann Tilly seine Heiterkeit nicht wieder, und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Selbst, seinen letzten Trost, die Rache, entzog ihm das ausdrückliche Verbot seines Herrn, kein entscheidendes Treffen mehr zu wagen. — Drey Fehler sind es vorzüglich, denen das Unglück dieses Tages beygemessen wird: daß er sein Geschütz hinter die Armee auf die Hügel pflanzte, daß er sich nachher von diesen Hügeln entfernte, und daß er den Feind ungehindert sich in Schlachtordnung stellen ließ. Aber wie bald würden diese Fehler, ohne die kaltblütige Besonnenheit, ohne das überlegte Genie seines Gegners verbessert! Tilly

entfloh eilig von Halle nach Halberstadt, wo er sich kaum Zeit nahm, die Heilung von seinen Wunden abzuwarten, und gegen die Weser eilte, sich mit den kaiserlichen Besatzungen in Niedersachsen zu verstärken.

Der Churfürst von Sachsen hatte nicht gesäumt, sogleich nach überstandener Gefahr im Lager des Königs zu erscheinen. Der König dankte ihm, daß er zur Schlacht gerathen hätte, und Johann Georg, überrascht von diesem gütigen Empfang, versprach ihm in der ersten Freude — die römische Königskrone. Gleich den folgenden Tag rückte Gustav gegen Merseburg, nachdem er es dem Churfürsten überlassen hatte, Leipzig wieder zu erobern. Fünftausend Kaiserliche, welche sich wieder zusammengezogen hatten, und ihm unter Weges in die Hände fielen, wurden theils niedergehauen, theils gefangen, und die meisten von diesen traten in seinen Dienst. Merseburg ergab sich sogleich; bald darauf wurde Halle erobert, wo sich der Churfürst von Sachsen nach der Einnahme von Leipzig bey dem Könige einfand, um über den künftigen Operationsplan das Weitere zu berathschlagen.

Erfochten war der Sieg, aber nur eine weise Benutzung konnte ihn entscheidend machen. Die kaiserliche Armee war aufgerieben, Sachsen sah keinen Feind mehr, und der flüchtige Tilly hatte sich nach Braunschweig gezogen. Ihn bis dahin zu verfolgen, hätte den Krieg in Niedersachsen erneuert, welches von den Drangsalen des vorhergehenden Krieges kaum erstanden war. Es wurde also beschlossen, den Krieg in die feindlichen Lande zu wälzen, welche unvertheidigt und offen bis nach Wien den Sieger einluden. Man konnte zur Rechten in die Länder der katholischen Fürsten fallen, man konnte zur Linken in die kaiserlichen Erbstaaten dringen, und den Kaiser selbst in seiner Residenz zittern machen. Beydes wurde erwählt, und jetzt war die Frage, wie die Rollen vertheilt werden sollten. Gustav Adolph, an der Spitze ei-

ner siegenden Armee, hätte von Leipzig bis Prag, Wien und Preßburg wenig Widerstand gefunden. Böhmen, Mähren, Oesterreich, Ungarn waren von Vertheidigern entblößt, die unterdrückten Protestanten dieser Länder nach einer Veränderung lüstern. Der Kaiser selbst nicht mehr sicher in seiner Burg; in dem Schrecken des ersten Ueberfalls hätte Wien seine Thore geöffnet. Mit den Staaten, die er dem Feinde entzog, vertrockneten diesem auch die Quellen, aus denen der Krieg bestritten werden sollte, und bereitwillig hätte sich Ferdinand zu einem Frieden verstanden, der einen furchtbaren Feind aus dem Herzen seiner Staaten entfernte. Einem Eroberer hätte dieser kühne Kriegsplan geschmeichelt, und vielleicht auch ein glücklicher Erfolg ihn gerechtfertigt. Gustav Adolph, eben so vorsichtig als kühn, und mehr Staatsmann als Eroberer, verwarf ihn; weil er einen höhern Zweck zu verfolgen fand, weil er dem Glücke und der Tapferkeit allein den Ausschlag nicht anvertrauen wollte.

Erwählte Gustav den Weg nach Böhmen, so mußte Franken und der Oberrhein dem Churfürsten von Sachsen überlassen werden. Aber schon fing Tilly an, aus den Trümmern seiner geschlagenen Armee, aus den Besatzungen in Niedersachsen und den Verstärkungen, die ihm zugeführt wurden, ein neues Heer an der Weser zusammen zu ziehen, an dessen Spitze er wohl schwerlich lange säumen konnte, den Feind aufzusuchen. Einem so erfahrnen General durfte kein Arnheim entgegen gestellt werden, von dessen Fähigkeiten die Leipziger Schlacht ein sehr zweydeutiges Zeugniß ablegte. Was halfen aber dem Könige noch so rasche und glänzende Fortschritte in Böhmen und Oesterreich, wenn Tilly in den Reichslanden wieder mächtig wurde, wenn er den Muth der Katholischen durch neue Siege belebte, und die Bundesgenossen des Königs entwaffnete? Wozu diente es ihm, den Kaiser aus seinen Erbstaaten vertrieben zu haben, wenn

Tilly eben diesem Kaiser Deutschland eroberte? Konnte er hoffen, den Kaiser mehr zu bedrängen, als vor zwölf Jahren der böhmische Aufruhr gethan hatte, der doch die Standhaftigkeit dieses Prinzen nicht erschütterte, der seine Hülfsquellen nicht erschöpfte, aus dem er nur desto furchtbarer erstand?

Weniger glänzend, aber weit gründlicher, waren die Vortheile, welche er von einem persönlichen Einfalle in die ligistischen Länder zu erwarten hatte. Entscheidend war hier seine gewaffnete Ankunft. Eben waren die Fürsten, des Restitutionsedictes wegen, auf einem Reichstage zu Frankfurt versammelt, wo Ferdinand alle Künste seiner arglistigen Politik in Bewegung setzte, die in Furcht gesetzten Protestanten zu einem schnellen und nachtheiligen Vergleiche zu bereden. Nur die Annäherung ihres Beschützers konnte sie zu einem standhaften Widerstande ermuntern und die Anschläge des Kaisers zernichten. Gustav Adolph konnte hoffen, alle diese mißvergnügten Fürsten durch seine siegreiche Gegenwart zu vereinigen, die übrigen durch das Schrecken seiner Waffen von dem Kaiser zu trennen. Hier im Mittelpuncte Deutschlands zerschnitt er die Nerven der kaiserlichen Macht, die sich ohne den Beystand der Ligue nicht behaupten konnte. Hier konnte er Frankreich, einen zweydeutigen Bundesgenossen, in der Nähe bewachen; und wenn ihm zu Erreichung eines geheimen Wunsches die Freundschaft der katholischen Churfürsten wichtig war, so mußte er sich vor allen Dingen zum Herrn ihres Schicksals machen, um durch eine großmüthige Schonung sich einen Anspruch auf ihre Dankbarkeit zu erwerben.

Er erwählte also für sich selbst den Weg nach Franken und dem Rhein, und überließ den Churfürsten von Sachsen die Eroberung Böhmens.

kriegerische Muth seiner Bewohner, die Wachsamkeit seiner zahlreichen Fürsten, der künstliche Zusammenhang seiner Staaten, die Menge seiner festen Schlösser, der Lauf seiner vielen Ströme, hatten schon seit undenklichen Zeiten die Ländersucht der Nachbarn in Schranken gehalten; und so oft es auch an den Grenzen dieses weitläuftigen Staatskörpers gestürmt hatte, so war doch sein Inneres von jedem fremden Einbruche verschont geblieben. Von jeher genoß dieses Reich das zweydeutige Vorrecht, nur sein eigener Feind zu seyn, und von außen unüberwunden zu bleiben. Auch jetzt war es bloß die Uneinigkeit seiner Glieder und ein unduldsamer Glaubenseifer, was dem schwedischen Eroberer die Brücke in seine innersten Staaten baute. Aufgelöst war längst schon das Band unter den Ständen, wodurch allein das Reich unbezwinglich war, und von Deutschland selbst entlehnte Gustav Adolph die Kräfte, womit er Deutschland sich unterwürfig machte. Mit so viel Klugheit und Muth benutzte er, was ihm die Gunst des Augenblickes darbot, und gleich geschickt im Cabinette, wie im Felde, zerriß er die Fallstricke einer hinterlistigen Staatskunst, wie er die Mauern der Städte mit dem Donner seines Geschützes zu Boden stürzte. Unaufgehalten verfolgte er seine Siege von einer Grenze Deutschlands zur andern, ohne den Ariadnischen Faden zu verlieren, der ihn sicher zurückleiten konnte, und an dem Ufern des Rheins, wie an der Mündung des Lechs hörte er niemahls auf, seinen Erbländern nahe zu bleiben.

Die Bestürzung des Kaisers und der katholischen Ligue über die Niederlage des Tilly bey Leipzig konnte kaum größer seyn, als das Erstaunen und die Verlegenheit der schwedischen Bundesgenossen über das unerwartete Glück des Königs. Es war größer, als man berechnet, größer, als man gewünscht hatte. Vernichtet war auf ein Mahl das furchtbare Heer, das seine Fortschritte gehemmt, seinem Ehrgeize

Friedrich von Schillers

sämmtliche Werke.

Sechs und zwanzigster Theil.

Geschichte des 30jährigen Krieges, II. Theil.

Erschien 1791 — 1793.

Grätz, 1834.
Bey Joh. Andreas Kienreich.

kriegerische Muth seiner Bewohner, die Wachsamkeit seiner zahlreichen Fürsten, der künstliche Zusammenhang seiner Staaten, die Menge seiner festen Schlösser, der Lauf seiner vielen Ströme, hatten schon seit undenklichen Zeiten die Länderſucht der Nachbarn in Schranken gehalten; und so oft es auch an den Grenzen dieses weitläufigen Staatskörpers gestürmt hatte, so war doch sein Inneres von jedem fremden Einbruche verschont geblieben. Von jeher genoß dieses Reich das zweydeutige Vorrecht, nur sein eigener Feind zu seyn, und von außen unüberwunden zu bleiben. Auch jetzt war es bloß die Uneinigkeit seiner Glieder und ein unduldsamer Glaubenseifer, was dem schwedischen Eroberer die Brücke in seine innersten Staaten baute. Aufgelöst war längst schon das Band unter den Ständen, wodurch allein das Reich unbezwinglich war, und von Deutschland selbst entlehnte Gustav Adolph die Kräfte, womit er Deutschland sich unterwürfig machte. Mit so viel Klugheit und Muth benutzte er, was ihm die Gunst des Augenblickes darbot, und gleich geschickt im Cabinette, wie im Felde, zerriß er die Fallstricke einer hinterlistigen Staatskunst, wie er die Mauern der Städte mit dem Donner seines Geschützes zu Boden stürzte. Unaufgehalten verfolgte er seine Siege von einer Grenze Deutschlands zur andern, ohne den Ariadnischen Faden zu verlieren, der ihn sicher zurückleiten konnte, und ist dem Ufer des Rheins, wie an der Mündung des Lechs hörte er niemahls auf, seinen Erbländern nahe zu bleiben.

Die Bestürzung des Kaisers und der katholischen Ligue über die Niederlage des Tilly bey Leipzig konnte kaum größer seyn, als das Erstaunen und die Verlegenheit der schwedischen Bundesgenossen über das unerwartete Glück des Königs. Es war größer, als man berechnet, größer, als man gewünscht hatte. Vernichtet war auf ein Mahl das furchtbare Heer, das seine Fortschritte gehemmt, seinem Ehrgeize

Schranken gesetzt, ihn von ihrem guten Willen abhängig gemacht hatte. Einzig, ohne Nebenbuhler, ohne einen ihm gewachsenen Gegner, stand er jetzt da in der Mitte von Deutschland; nichts konnte seinen Lauf aufhalten, nichts seine Anmaßungen beschränken, wenn die Trunkenheit des Glücks ihn zum Mißbrauche versuchen sollte. Hatte man Anfangs vor der Uebermacht des Kaisers gezittert, so war jetzt nicht viel weniger Grund vorhanden, von dem Ungestüm eines fremden Eroberers Alles für die Reichsverfassung, von dem Religionseifer eines protestantischen Königs, Alles für die katholische Kirche Deutschlands zu fürchten. Das Mißtrauen und die Eifersucht einiger von den verbundenen Mächten, durch die größere Furcht vor dem Kaiser auf eine Zeit lang eingeschläfert, erwachte bald wieder, und kaum hatte Gustav Adolph durch seinen Muth und sein Glück ihr Vertrauen gerechtfertigt, so wurde von ferne schon an dem Umsturze seiner Entwürfe gearbeitet. In beständigem Kampfe mit der Hinterlist der Feinde und dem Mißtrauen seiner eigenen Bundesverwandten mußte er seine Siege erringen; aber sein entschlossener Muth, seine tief dringende Klugkeit machte sich durch alle diese Hindernisse Bahn. Indem der glückliche Erfolg seiner Waffen seine mächtigern Alliirten, Frankreich und Sachsen, besorglich machte, belobte er den Muth der Schwächern, die sich jetzt erst erdreisteten, mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht zu treten, und öffentlich seine Partey zu ergreifen. Sie, welche weder mit Gustav Adolphs Größe wetteiferten, noch durch seine Ehrbegier leiden konnten, erwarteten desto mehr von der Großmuth dieses mächtigen Freundes, der sie mit dem Raube ihrer Feinde bereicherte, und gegen die Unterdrückung der Mächtigen in Schutz nahm. Seine Stärke verbarg ihre Unmacht, und unbedeutend für sich selbst, erlangten sie ein Gewicht durch ihre Vereinigung mit dem schwedischen Helden. Dieß war der Fall

mit den meiſten Reichsſtädten, und überhaupt mit dem ſchwächern proteſtantiſchen Ständen. Sie waren es, die den König in das Innere von Deutſchland führten, und die ihm den Rücken deckten, die ſeine Heere verſorgten, ſeine Truppen in ihre Feſtungen aufnahmen, in ſeinen Schlachten ihr Blut für ihn verſpritzten. Seine ſtaatskluge Schonung des deutſchen Stolzes, ſein leutſeliges Betragen, einige glänzende Handlungen der Gerechtigkeit, ſeine Achtung für die Geſetze, waren eben ſo viele Feſſeln, die er dem beſorglichen Geiſte der deutſchen Proteſtanten anlegte, und die ſchreyenden Barbareyen der Kaiſerlichen, der Spanier und der Lothringer wirkten kräftig mit, ſeiner und ſeiner Truppen Mäßigung in das günſtigſte Licht zu ſetzen.

Wenn Guſtav Adolph ſeinem eigenen Genie das Meiſte zu verdanken hatte, ſo darf man doch nicht in Abrede ſeyn, daß das Glück und die Lage der Umſtände ihn nicht wenig begünſtigten. Er hatte zwey große Vortheile auf ſeiner Seite, die ihm ein entſcheidendes Uebergewicht über den Feind verſchafften. Indem er den Schauplatz des Krieges in die liguiſtiſchen Länder verſetzte, die junge Mannſchaft derſelben an ſich zog, ſich mit Beute bereicherte, und über die Einkünfte der geflüchteten Fürſten als über ſein Eigenthum ſchaltete, entzog er dem Feinde alle Hülfsmittel, ihm mit Nachdruck zu widerſtehen, und ſich ſelbſt machte er es dadurch möglich, einen koſtbaren Krieg mit wenigem Aufwande zu unterhalten. Wenn ferner ſeine Gegner, die Fürſten der Ligue, unter ſich ſelbſt getheilt, von ganz verſchiedenem, oft ſtreitendem Intereſſe geleitet, ohne Einſtimmigkeit und eben darum auch ohne Nachdruck handelten; wenn es ihren Feldherren an Vollmacht, ihren Truppen an Gehorſam, ihren zerſtreuten Heeren an Zuſammenhang fehlte; wenn der Heerführer von dem Geſetzgeber und Staatsmanne getrennt war: ſo war hingegen in Guſtav Adolph beydes vereinigt, er

die einzige Quelle, aus welcher alle Authorität floß, das einzige Ziel, auf welches der handelnde Krieger die Augen richtete, er allein die Seele seiner ganzen Partey, der Schöpfer des Kriegsplans und zugleich der Vollſtrecker desſelben. In ihm erhielt alſo die Sache der Proteſtanten eine Einheit und Harmonie, welche durchaus der Gegenpartey mangelte. Kein Wunder, daß von ſolchen Vortheilen begünſtigt, an der Spitze einer ſolchen Armee, mit einem ſolchen Genie begabt, ſie zu gebrauchen, und von einer ſolchen politiſchen Klugheit geleitet, Guſtav Adolph unwiderſtehlich war.

In der einen Hand das Schwert, in der andern die Gnade, ſieht man ihn jetzt Deutſchland von einem Ende zum andern als Eroberer, Geſetzgeber und Richter durchſchreiten, in nicht viel mehr Zeit durchſchritten, als ein Anderer gebraucht hätte, es auf einer Luſtreiſe zu beſehen; gleich dem gebornen Landesherrn werden ihm von Städten und Feſtungen die Schlüſſel entgegen getragen. Kein Schloß iſt ihm unerſteiglich, kein Strom hemmt ſeine ſiegreiche Bahn, oft ſiegt er ſchon durch ſeinen gefürchteten Nahmen. Längs dem ganzen Mainſtrom ſieht man die ſchwediſchen Fahnen aufgepflanzt, die untere Pfalz iſt frey, die Spanier und Lothringer ſind über den Rhein und die Moſel gewichen. Ueber die churmainziſchen, würzburgiſchen und bambergiſchen Lande haben ſich Schweden und Heſſen wie eine reißende Fluth ergoſſen, und drey flüchtige Biſchöfe büßen, ferne von ihren Sitzen, ihre unglückliche Ergebenheit gegen den Kaiſer. Die Reihe trifft endlich auch den Anführer der Ligue, Maximilian, auf ſeinem eigenen Boden das Elend zu erfahren, das er Andern bereitet hatte. Weder das abſchreckende Schickſal ſeiner Bundesgenoſſen, noch die gütlichen Anerbiethungen Guſtavs, der mitten im Laufe ſeiner Eroberungen die Hände zum Frieden bot, hatten die Hartnäckigkeit dieſes Prinzen beſiegen können. Ueber den Leichnam des Tilly, der ſich wie ein

bewachender Cherub vor den Eingang derselben stellt, wälzt sich der Krieg in die baierischen Lande. Gleich den Ufern des Rheins wimmeln jetzt die Ufer des Lech und der Donau von schwedischen Kriegern; in seine festen Schlösser verkrochen, überläßt der geschlagene Churfürst seine entblößten Staaten dem Feinde, den die gesegneten, von keinem Kriege noch verheerten Fluren zum Raube, und die Religionswuth des baierischen Landmanns zu gleichen Gewaltthaten einladen. München selbst öffnete seine Thore dem unüberwindlichen Könige, und der flüchtige Pfalzgraf Friedrich V. tröstete sich einige Augenblicke in der verlassenen Residenz seines Nebenbuhlers über den Verlust seiner Länder.

Indem Gustav Adolph in den südlichen Grenzen des Reichs seine Eroberungen ausbreitet, und mit unaufhaltsamer Gewalt jeden Feind vor sich niederwirft, werden von seinen Bundesgenossen und Feldherrn ähnliche Triumphe in den übrigen Provinzen erfochten. Niedersachsen entzieht sich dem kaiserlichen Joche; die Feinde verlassen Mecklenburg; von allen Ufern der Weser und Elbe weichen die österreichischen Garnisonen. In Westphalen und am obern Rhein macht sich Landgraf Wilhelm von Hessen, in Thüringen die Herzoge von Weimar, in Chur-Trier die Franzosen furchtbar; ostwärts wird beynahe das ganze Königreich Böhmen von den Sachsen bezwungen. Schon rüsten sich die Türken zu einem Angriffe auf Ungarn, und in dem Mittelpuncte der österreichischen Lande will sich ein gefährlicher Aufruhr entzünden. Trostlos blickt Kaiser Ferdinand an allen Höfen Europens umher, sich gegen so zahlreiche Feinde durch fremden Beystand zu stärken. Umsonst ruft er die Waffen der Spanier herbey, welche die niederländische Tapferkeit jenseits des Rheins beschäftiget; umsonst strebt er, den römischen Hof und die ganze katholische Kirche zu seiner Rettung aufzubiethen. Der beleidigte Papst spottet mit geprängvollen Pro-

erschöpften, und bittern Anathemen der Verlegenheit Ferdinands, und statt des geforderten Geldes zeigt man ihm Mantuas verwüstete Fluren.

Von allen Enden seiner weitläufigen Monarchie umfangen ihn feindliche Waffen; mit den voran liegenden liguistischen Staaten, welche der Feind überschwemmt hat, sind alle Brustwehren eingestürzt, hinter welchen sich die österreichische Macht so lange Zeit sicher wußte, und das Kriegsfeuer lodert schon nahe an den unvertheidigten Grenzen. Entwaffnet sind seine eifrigsten Bundesgenossen; Maximilian von Baiern, seine mächtigste Stütze, kaum noch fähig, sich selbst zu vertheidigen. Seine Armeen, durch Desertion und wiederholte Niederlagen geschwächt, und durch ein langes Mißgeschick muthlos, haben unter geschlagenen Generalen jenes kriegerische Ungestüm verlernt, das, eine Frucht des Sieges, den Sieg versichert. Die Gefahr ist die höchste, und ein außerordentliches Mittel kann die kaiserliche Macht aus ihrer tiefen Erniedrigung reißen. Das dringendste Bedürfniß ist ein Feldherr, und den Einzigen, von dem die Wiederherstellung des vorigen Ruhms zu erwarten steht, hat die Cabale des Neides von der Spitze der Armee hinweg gerissen. So tief sank der so furchtbare Kaiser herab, daß er mit seinem beleidigten Diener und Unterthan beschämende Verträge errichtet, und dem hochmüthigen Friedland eine Gewalt, die er ihm schimpflich raubte, schimpflicher jetzt aufdringen muß. Ein neuer Geist fängt jetzt an, den halb erstorbenen Körper der österreichischen Macht zu beseelen, und die schnelle Umwandlung der Dinge verräth die feste Hand, die sie leitet. Dem unumschränkten König von Schweden steht jetzt ein gleich unumschränkter Feldherr gegenüber, ein sieggewohnter Held dem siegreichen Helden. Beyde Kräfte ringen wieder im zweifelhaften Streit, und der Preis des Krieges, zur Hälfte schon von Gustav Adolph erfochten, wird

einem neuen und schwereren Kampfe unterworfen. Im Angesichte Würzburgs lagern sich zwey Gewitter tragende Wolken, beyde kämpfende Armeen, drohend gegen einander, beyde sich mit fürchtender Achtung betrachtend, beyde nach dem Augenblicke dürstend, beyde vor dem Augenblicke zagend, der sie im Sturme mit einander vermengen wird. Europens Augen heften sich mit Furcht und Neugier auf diesen wichtigen Schauplatz, und das gedrängteste Nürnberg erwartet schon, einer noch entscheidendern Feldschlacht, als sie bey Leipzig geliefert ward, den Nahmen zu geben. Auf ein Mahl bricht sich das Gewölke, das Kriegsgewitter verschwindet aus Franken, um sich in Sachsens Ebenen zu entladen. Unweit Lützen fällt der Donner nieder, der Nürnberg bedrohte, und die schon halb verlorne Schlacht wird durch den Königlichen Leichnam gewonnen. Das Glück, das ihn auf seinem ganzen Laufe nie verlassen hatte, begnadigte den König auch im Tode noch mit der seltenen Gunst, in der Fülle seines Ruhms, und in der Reinigkeit seines Nahmens zu sterben. Durch einen zeitigen Tod flüchtete ihn sein schützender Genius vor dem unvermeidlichen Schicksale der Menschheit, auf der Höhe des Glücks die Bescheidenheit, in der Fülle der Macht die Gerechtigkeit zu verlernen. Es ist nicht unklug, zu zweifeln, ob er den Ungarn Leben die Thränen verdient hätte, welche Deutschland um seinen Grabe weinte, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem ersten und einzigen gerechten Eroberer zollt. Bey dem frühen Falle ihres geliebten Führers fürchtet man den Untergang der gantzen Parthey — aber der weltregierenden Macht ist kein einzelner Mann unentbehrlich. Zwey große Staatsmänner, Graf Oxenstierna in Deutschland, und in Frankreich Richelieu, übernehmen das Steuer des Krieges, das dem sterbenden Helden entfällt, über ihn hinweg wandelt das unempfindliche

Schicksal, und noch sechzehn volle Jahre lodert die Kriegsflamme über dem Staube des längst Vergessenen.

Man erlaube mir, in einer kurzen Uebersicht den siegreichen Marsch Gustav Adolphs zu verfolgen, den ganzen Schauplatz, auf welchem er allein handelnden Held ist, mit schnellen Blicken zu durcheilen, und dann erst, wenn, durch das Glück der Schweden auf's Aeusserste gebracht, und durch eine Reihe von Unglücksfällen gebeugt, Oesterreich von der Höhe seines Stolzes zu erniedrigenden und verzweifelten Hülfsmitteln herabsteigt, den Faden der Geschichte zu dem Kaiser zurückzuführen.

Nicht so bald war der Kriegsplan zwischen dem Könige von Schweden und dem Churfürsten von Sachsen zu Halle entworfen, und für den Letztern der Angriff auf Böhmen, für Gustav Adolph der Einfall in die liguistischen Länder bestimmt, nicht so bald die Allianzen mit den benachbarten Fürsten von Weimar und von Anhalt geschlossen, und zur Wiedereroberung des Magdeburgischen Stiftes die Vorkehrungen gemacht, als sich der König zu seinem Einmarsch in das Reich in Bewegung setzte. Seinem verächtlichen Feinde ging er jetzt entgegen. Der Kaiser war noch mächtig im Reiche; durch ganz Franken, Schwaben und die Pfalz waren kaiserliche Besatzungen ausgebreitet, denen jeder bedeutende Ort erst mit dem Schwerte in der Hand entrissen werden musste. Am Rheine erwarteten ihn die Spanier, welche alle Lande des vertriebenen Pfalzgrafen überschwemmt hatten, alle festen Plätze besetzt hielten, ihm jeden Uebergang über diesen Strom streitig machten. Hinter seinem Rücken war Tilly, der schon neue Kräfte sammelte; bald füllte auch ein lothringisches Hülfsheer zu dessen Fahnen stoßen. In der Brust jedes Papisten setzte sich ihm ein erbitterter Feind, Religionshaß, entgegen; und doch ließen ihn seine Verhältnisse mit Frankreich nur mit halber Freyheit gegen die Katholi-

einem neuen und schwereren Kampfe unterworfen
sichte Nürnbergs lagern sich zwey Gewitter
ken, beyde kämpfende Armeen, drohend ge
de sich mit fürchtender Achtung betrachte
Augenblicke dürstend, beyde vor dem
sie im Sturme mit einander verw
Augen heften sich mit Furcht und
gen Schauplatz, und das ge
schon, einer noch entscheidender
zig geliefert ward, den N
bricht sich das Gewölke, d
Franken, um sich in Su
Lützen fällt der Donne
die schon halb verlo
Leichnam gewonne
Laufe nie verlass
noch mit der sel
in der Rei wi
zeitigen Tod
vermeidlich
Glücks
rechtigk
ob er
Der
die
[illegible]

[illegible] ge
[illegible] en
[illegible] ihm
[illegible] die
[illegible] egen;
[illegible] d von
[illegible] ätigen
[illegible] en und
[illegible] n nachdrück
[illegible] der mißhandelte
[illegible] freyer, und manchem
[illegible] och umzutauschen. Einige
[illegible] schickt worden, die wichtigern
[illegible] urnberg und Frankfurt, auf schwe
[illegible] Erfurt war der erste Platz, an
[illegible] König gelegen war, und den er nicht un
[illegible] dem Rücken lassen durfte. Ein gütlicher Ver
[illegible] protestantisch gesinnten Bürgerschaft öffnete ihm
[illegible] wertstreich die Thore der Stadt und der Festung.
[illegible] wie in jedem wichtigen Platze, der nachher in seine
[illegible] ließ er sich von den Einwohnern Treue schwören,
[illegible] versicherte sich derselben durch eine hinlängliche Besatzung.
[illegible] einem Alliirten, dem Herzog Wilhelm von Weimar, war
[illegible] das Commando eines Heeres übergeben, das in Thürin
gen geworben werden sollte. Der Stadt Erfurt wollte er
auch seine Gemahlinn anvertrauen, und versprach, ihre Frey
heiten zu vermehren. In zwey Collonnen durchzog nun die
schwedische Armee über Gotha und Arnstadt den Thüringer
Wald, entriß im Vorübergehen die Grafschaft Henneberg den
Händen der Kaiserlichen, und vereinigte sich am dritten Tage
vor Königshofen, an der Grenze von Franken.

Franz, Bischof von Würzburg, der erbittertste

Protestanten, und das eifrigste Mitglied der Ka-
, war auch der erste, der die schwere Hand
s fühlte. Einige Drohworte waren genug,
önigshofen, und mit ihr den Schlüssel
den Schweden in die Hände zu lie-
uf die Nachricht dieser schnellen
ände des Kurfest; die Bischöfe
ten in ihrer Burg. Schon
, ihre Kirchen entweihet, ihre
osheit seiner Feinde halb von dem
er Kriegsmanier des schwedischen Kö-
uppen die schrecklichste Schilderung ver-
zu widersagen, weder die wiederhohltesten Ver-
des Königs, noch die glänzendsten Beyspiele der
lichkeit und Duldung nie ganz vermögend gewesen sind.
an fürchtete, von einem Andern zu leiden, was man in
ähnlichem Falle selbst auszuüben sich bewußt war. Viele der
reichsten Katholiken eilten schon jetzt, ihre Güter, ihre Ge-
wissen und Personen vor dem blutdürstigen Fanatismus der
Schweden in Sicherheit zu bringen. Der Bischof selbst gab
seinen Unterthanen das Beyspiel. Mitten in dem Feuerbrau-
de, den sein bigotter Eifer entzündet hatte, ließ er seine Un-
terthanen im Stiche, und flüchtete nach Paris, um von daher das
französische Ministerium gegen den gemeinschaftlichen Reli-
gionsfeind zu empören.

Die Fortschritte, welche Gustav Adolph in dem Hochstifte machte, waren ganz dem glücklichen Anfange gleich. Von der kaiserlichen Besatzung verlassen, ergab sich ihm Schweinfurt, und bald darauf Würzburg, der Marienberg mußte mit Sturm erobert werden. In diesen unüberwindlich geachteten Veste fand man einen großen Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsmunition, welches Alles dem Feinde die Hände füllte. Hierauf zog

schen handeln. Gustav Adolph übersah alle diese Hindernisse, aber auch die Mittel, sie zu besiegen. Die kaiserliche Kriegsmacht lag in Besatzungen zerstreut, und er hatte den Vortheil, sie mit vereinigter Macht anzugreifen. War ihm der Religionsfanatismus der Römischkatholischen und die Furcht der kleinern Reichsstände vor dem Kaiser entgegen; so konnte er von der Freundschaft der Protestanten und von ihrem Hasse gegen die österreichische Unterdrückung thätigen Beystand erwarten. Die Ausschweifungen der kaiserlichen und spanischen Truppen hatten ihm in diesen Gegenden nachdrücklich vorgearbeitet; längst schon schmachteten der mißhandelte Landmann und Bürger nach einem Befreyer, und manchem schien es schon Erleichterung, das Joch umzutauschen. Einige Agenten waren bereits vorangeschickt worden, die wichtigern Reichsstädte, vorzüglich Nürnberg und Frankfurt, auf schwedische Seite zu neigen. Erfurt war der erste Platz, an dessen Besitze dem König gelegen war, und den er nicht unbesetzt hinter dem Rücken lassen durfte. Ein gütlicher Vertrag mit der protestantisch gesinnten Bürgerschaft öffnete ihm ohne Schwertstreich die Thore der Stadt und der Festung. Hier, wie in jedem wichtigen Platze, der nachher in seine Hände fiel, ließ er sich von den Einwohnern Treue schwören, und versicherte sich derselben durch eine hinlängliche Besatzung. Seinem Alliirten, dem Herzog Wilhelm von Weimar, wurde das Commando eines Heeres übergeben, das in Thüringen geworben werden sollte. Der Stadt Erfurt wollte er auch seine Gemahlinn anvertrauen, und versprach, ihre Freyheiten zu vermehren. In zwey Collonnen durchzog nun die schwedische Armee über Gotha und Arnstadt den Thüringer Wald, entriß im Vorübergehen die Grafschaft Henneberg den Händen der Kaiserlichen, und vereinigte sich am dritten Tage vor Königshofen, an der Grenze von Franken.

Franz, Bischof von Würzburg, der erbittertste

Feind der Protestanten, und das eifrigste Mitglied der katholischen Ligue, war auch der erste, der die schwere Hand Gustav Adolphs fühlte. Einige Drohworte waren genug, seine Grenzfestung Königshofen, und mit ihr den Schlüssel zu der ganzen Provinz, den Schweden in die Hände zu liefern. Bestürzung ergriff auf die Nachricht dieser schnellen Eroberung alle katholischen Stände des Kreises; die Bischöfe von Würzburg und Bamberg zagten in ihrer Burg. Schon sahen sie ihre Stühle wanken, ihre Kirchen entweihet, ihre Religion im Staube. Die Bosheit seiner Feinde hatte von dem Verfolgungsgeist und der Kriegsmanier des schwedischen Königs und seiner Truppen die schrecklichste Schilderung verbreitet, welche zu widerlegen weder die wiederhohltesten Versicherungen des Königs, noch die glänzendsten Beyspiele der Menschlichkeit und Duldung nie ganz vermögend gewesen sind. Man fürchtete, von einem Andern zu leiden, was man in ähnlichem Falle selbst auszuüben sich bewußt war. Viele der reichsten Katholiken eilten schon jetzt, ihre Güter, ihre Gewissen und Personen vor dem blutdürstigen Fanatismus der Schweden in Sicherheit zu bringen. Der Bischof selbst gab seinen Unterthanen das Beyspiel. Mitten in dem Feuerbrande, den sein bigotter Eifer entzündet hatte, ließ er seine Länder im Stiche, und flüchtete nach Paris, um wo möglich das französische Ministerium gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu empören.

Die Fortschritte, welche Gustav Adolph unterdessen in dem Hochstifte machte, waren ganz dem glücklichen Anfange gleich. Von der kaiserlichen Besatzung verlassen, ergab sich ihm Schweinfurt, und bald darauf Würzburg; der Marienberg mußte mit Sturm erobert werden. In diesen unüberwindlich geglaubten Ort hatte man einen großen Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsmunition geflüchtet, welches Alles dem Feinde in die Hände fiel. Ein sehr ange-

nehmer Fund war für den König die Bücherſammlung der Jeſuiten, die er nach Upſal bringen ließ; ein noch weit angenehmerer für ſeine Soldaten der reichlich gefüllte Weinkeller des Prälaten. Seine Schätze hatte der Biſchof noch zu rechter Zeit geflüchtet. Dem Beyſpiele der Hauptſtadt folgte bald das ganze Bisthum; Alles unterwarf ſich den Schweden. Der König ließ ſich von allen Unterthanen des Biſchofs die Huldigung leiſten, und ſtellte wegen Abweſenheit des rechtmäßigen Regenten eine Landesregierung auf, welche zur Hälfte mit Proteſtanten beſetzt wurde. An jedem katholiſchen Orte, den Guſtav Adolph unter ſeine Bothmäßigkeit brachte, ſchloß er der proteſtantiſchen Religion die Kirchen auf; doch ohne den Papiſten den Druck zu vergelten, unter welchem ſie ſeine Glaubensbrüder ſo lange gehalten hatten. Nur an denen, die ſich ihm mit dem Degen in der Hand widerſetzten, wurde das ſchreckliche Recht des Krieges ausgeübt; für einzelne Gräuelthaten, welche ſich eine geſetzloſe Soldateſca in der blinden Wuth des erſten Angriffs erlaubt, kann man den menſchenfreundlichen Führer nicht verantwortlich machen. Dem Friedfertigen und Wehrloſen widerfuhr eine gnädige Behandlung. Es war Guſtav Adolphs heiligſtes Geſetz, das Blut der Feinde wie der Seinigen zu ſparen.

Gleich auf die erſte Nachricht des ſchwediſchen Einbruchs hatte der Biſchof von Würzburg, ungeachtet der Tractaten, die er, um Zeit zu gewinnen, mit dem Könige von Schweden anknüpfte, den Feldherrn der Ligue flehentlich aufgefordert, dem bedrängten Hochſtifte zu Hülfe zu eilen. Dieſer geſchlagene General hatte unterdeſſen die Trümmer ſeiner zerſtreuten Armee an der Weſer zuſammengezogen, durch die kaiſerlichen Garniſonen in Niederſachſen verſtärkt, und ſich in Heſſen mit ſeinen beyden Untergenerälen Altringer und Fugger vereinigt. An der Spitze dieſer anſehnlichen Kriegsmacht brannte Graf Tilly vor Ungeduld, die Schande ſei-

ner ersten Niederlage durch einen glänzenden Sieg wieder auszulöschen. In seinem Lager bey Fulda, wohin er mit dem Heere gerückt war, harrte er sehnsuchtsvoll auf Erlaubniß von dem Herzog von Baiern, mit Gustav Adolph zu schlagen. Aber die Ligue hatte außer der Armee des Tilly keine zweyte mehr zu verlieren, und Maximilian war viel zu behuthsam, das ganze Schicksal seiner Partey auf den Glückswurf eines neuen Treffens zu setzen. Mit Thränen in den Augen empfing Tilly die Befehle seines Herrn, welche ihn zur Unthätigkeit zwangen. So wurde der Marsch dieses Generals nach Franken verzögert, und Gustav Adolph gewann Zeit das ganze Hochstift zu überschwemmen. Umsonst, daß sich Tilly nachher zu Aschaffenburg durch zwölf tausend Lothringer verstärkte, und mit einer überlegenen Macht zum Entsatze der Stadt Würzburg herbeyeilte. Stadt und Citadelle waren bereits in der Schweden Gewalt, und Maximilian von Baiern wurde, vielleicht nicht ganz unverdienter Weise, durch die allgemeine Stimme beschuldigt, den Ruin des Hochstifts durch seine Bedenklichkeiten beschleunigt zu haben. Gezwungen, eine Schlacht zu vermeiden, begnügte sich Tilly, den Feind am fernern Vorrücken zu verhindern; aber nur sehr wenig Plätze konnte er dem Ungestüm der Schweden entreißen. Nach einem vergeblichen Versuche, eine Truppenverstärkung in die, von den Kaiserlichen schwach besetzte, Stadt Hanau zu werfen, deren Besitz dem König einen zu großen Vortheil gab, ging er bey Seligenstadt über den Main, und richtete seinen Lauf nach der Bergstraße, um die pfälzischen Lande gegen den Andrang des Siegers zu schützen.

Graf Tilly war nicht der einzige Feind, den Gustav Adolph in Franken auf seinem Wege fand, und vor sich hertrieb. Auch Herzog Carl von Lothringen, durch den Unbestand seines Charakters, seine eiteln Entwürfe und sein schlechtes Glück in den Jahrbüchern des damahligen Euro-

pens berüchtigt, hatte seinen kleinen Arm gegen den schwedischen Helden aufgehoben, um sich bey Kaiser Ferdinand II. den Churhut zu verdienen. Taub gegen die Vorschriften einer vernünftigen Staatskunst, folgte er bloß den Eingebungen einer stürmischen Ehrbegierde, reizte durch Unterstützung des Kaisers Frankreich, seinen furchtbaren Nachbar, und entblößte, um auf fernem Boden ein schimmerndes Phantom, das ihn doch immer floh, zu verfolgen, seine Erblande, welche ein französisches Kriegsheer gleich einer reißenden Fluth überschwemmte. Gern gönnte man ihm in Oesterreich die Ehre, sich, gleich den übrigen Fürsten der Ligue, für das Wohl des Erzhauses zu Grunde zu richten. Von eiteln Hoffnungen trunken, brachte dieser Prinz ein Heer von siebzehn tausend Mann zusammen, das er in eigener Person gegen die Schweden in's Feld führen wollte. Wenn es gleich diesen Truppen an Mannszucht und Tapferkeit gebrach, so reizten sie doch durch einen glänzenden Aufputz die Augen; und so sehr sie im Angesichte des Feindes ihre Bravour verbargen, so freygebig ließen sie solche an dem wehrlosen Bürger und Landmanne aus, zu deren Vertheidigung sie gerufen waren. Gegen den kühnen Muth und die furchtbare Disciplin der Schweden konnte diese zierlich geputzte Armee nicht lange Stand halten. Ein panischer Schrecken ergriff sie, als die schwedische Reiterey gegen sie ansprengte, und mit leichter Mühe waren sie aus ihren Quartieren im Würzburgischen verscheucht. Das Unglück einiger Regimenter verursachte ein allgemeines Ausreißen unter den Truppen, und der schwache Ueberrest eilte, sich in einigen Städten jenseits des Rheins vor der nordischen Tapferkeit zu verbergen. Ein Spott der Deutschen und mit Schande bedeckt, sprengte ihr Anführer über Straßburg nach Hause, mehr als zu glücklich, den Zorn seines Ueberwinders, der ihn vorher aus dem Felde schlug, und dann erst wegen seiner Feindseligkeiten zur Rechenschaft

sogte, durch einen demüthigen Entschuldigungsbrief zu besänftigen. Ein Bauer aus einem rheinischen Dorfe, sagt man, erdreistete sich, dem Pferde des Herzogs, als er auf seiner Flucht vorbey geritten kam, einen Schlag zu versetzen. »Frisch zu, Herr,« schrie der Bauer, »ihr müßt schneller laufen, wenn ihr vor dem großen Schweden-König ausreißt.«

Das unglückliche Beyspiel seines Nachbars hatte dem Bischof von Bamberg klügere Maßregeln eingegeben. Um die Plünderung seiner Lande zu verhüthen, kam er dem Könige mit Anerbiethungen des Friedens entgegen, welche aber bloß dazu dienen sollten, den Lauf seiner Waffen so lange, bis Hülfe herbey käme, zu verzögern. Gustav Adolph, selbst viel zu redlich, um bey einem Andern Argliſt zu befürchten, nahm bereitwillig die Erbiethungen des Bischofs an, und nannte schon die Bedingungen, unter welchen er das Hochstift mit jeder feindlichen Behandlung verschonen wollte. Er zeigte sich um so mehr dazu geneigt, da ohnehin seine Absicht nicht war, mit Bambergs Eroberung die Zeit zu verlieren, und seine übrigen Entwürfe ihn nach den Rheinländern riefen. Die Eilfertigkeit, mit der er die Ausführung dieser Entwürfe verfolgte, brachte ihm um die Geldsummen, welche er durch ein längeres Verweilen in Franken dem ohnmächtigen Bischof leicht hätte abängstigen können; denn dieser schlaue Prälat ließ die Unterhandlung fallen, sobald sich das Kriegsgewitter von seinen Grenzen entfernte. Kaum hatte ihm Gustav Adolph den Rücken zugewendet, so warf er sich dem Grafen Tilly in die Arme, und nahm die Truppen des Kaisers in die nähmlichen Städte und Festungen auf, welche er kurz zuvor dem König zu öffnen sich bereitwillig gezeigt hatte. Aber er hatte den Ruin seines Bisthums durch diesen Kunstgriff nur auf kurze Zeit verzögert; ein schwedischer Feldherr, der in Franken zurück gelassen ward, übernahm es, den Bischof dieser Treulosigkeit wegen zu

züchtigen, und das Bisthum wurde eben dadurch zu einem unglücklichen Schauplatz des Krieges, welchen Freund und Feind auf gleiche Weise verwüsteten.

Die Flucht der Kaiserlichen, deren drohende Gegenwart den Entschließungen der fränkischen Stände bisher Zwang angethan hatte, und das menschenfreundliche Betragen des Königs machten dem Adel sowohl, als den Bürgern dieses Kreises Muth, sich den Schweden günstig zu bezeigen. Nürnberg übergab sich feyerlich dem Schutze des Königs; die fränkische Ritterschaft wurde von ihm durch schmeichelhafte Manifeste gewonnen, in denen er sich herabließ, sich wegen seiner feindlichen Erscheinung in ihrem Lande zu entschuldigen. Der Wohlstand Frankens und die Gewissenhaftigkeit, welche der schwedische Krieger bey seinem Verkehr mit Eingebornen zu beobachten pflegte, brachte den Ueberfluß in das königliche Lager. Die Gunst, in welche sich Gustav Adolph bey dem Adel des ganzen Kreises zu setzen gewußt hatte, die Bewunderung und Ehrfurcht, welche ihm seine glänzenden Thaten selbst bey dem Feind erweckten, die reiche Beute, die man sich im Dienste eines stets siegreichen Königs versprach, kamen ihm bey der Truppenwerbung sehr zu Statten, die der Abgang so vieler Besatzungen von dem Hauptheere nothwendig machte. Aus allen Gegenden des Frankenlandes eilte man haufenweise herbey, sobald nur die Trommel gerührt wurde.

Der König hatte auf die Einnahme Frankens nicht viel mehr Zeit verwenden können, als es überhaupt gebraucht hatte, es zu durcheilen; die Unterwerfung des ganzen Kreises zu vollenden, und das Eroberte zu behaupten, wurde Gustav Horn, einer seiner tüchtigsten Generale, mit einem achttausend Mann starken Kriegsheere zurück gelassen. Er selbst eilte mit der Hauptarmee, die durch die Werbungen in Franken verstärkt war, gegen den Rhein, um sich

dieser Grenze des Reichs gegen die Spanier zu versichern, die geistlichen Churfürsten zu entwaffnen, und in diesen wohlhabenden Ländern neue Hülfsquellen zur Fortsetzung des Krieges zu eröffnen. Es folgte dem Laufe des Mainstroms; Eltvillgenstadt, Aschaffenburg, Steinheim, alles Land an beyden Ufern des Flusses ward auf diesem Zuge zur Unterwerfung gebracht; selten erwarteten die kaiserlichen Besatzungen seine Ankunft, niemahls behaupteten sie sich. Schon einige Zeit vorher war es einem seiner Obersten geglückt, die Stadt und Citadelle Hanau, auf deren Erhaltung Graf Tilly so bedacht gewesen war, den Kaiserlichen durch einen Ueberfall zu entreißen; froh, von dem unerträglichen Drucke dieser Soldatesca befreyt zu seyn, unterwarf sich der Graf bereitwillig dem gelindern Joche des schwedischen Königs.

Auf die Stadt Frankfurt war jetzt das vorzüglichste Augenmerk Gustav Adolphs gerichtet, dessen Maxime es überhaupt auf deutschem Boden war, sich durch die Freundschaft und den Besitz der wichtigern Städte den Rücken zu decken. Frankfurt war eine von den ersten Reichsstädten gewesen, die er schon von Sachsen aus zu seinem Empfange hatte vorbereiten lassen; und nun ließ er es von Offenbach aus durch neue Abgeordnete abermahls auffordern, ihm den Durchzug zu gestatten, und Besatzung einzunehmen. Seyn wäre diese Reichsstadt mit der bedenklichen Wahl zwischen dem König von Schweden und dem Kaiser verschont geblieben; denn welche Partey sie auch ergriff, so hatte sie für ihre Privilegien und ihren Handel zu fürchten. Schwer konnte der Zorn des Kaisers auf sie fallen, wenn sie sich voreilig dem König von Schweden unterwarf, und dieser nicht mächtig genug bleiben sollte, seine Anhänger in Deutschland zu schützen. Aber noch weit verderblicher für sie war der Unwille eines unwiderstehlichen Siegers, der mit

einer furchtbaren Armee schon gleichsam vor ihren Thoren stand, und sie auf Unkosten ihres ganzen Handels und Wohlstandes für ihre Widersetzlichkeit züchtigen konnte. Umsonst führte sie durch ihre Abgeordneten zu ihrer Entschuldigung die Gefahren an, welche ihre Messen, ihre Privilegien, vielleicht ihre Reichsfreyheit selbst bedrohten, wenn sie durch Ergreifung der schwedischen Parthey den Zorn des Kaisers auf sich laden sollte. Gustav Adolph stellte sich verwundert, daß die Stadt Frankfurt in einer so äußerst wichtigen Sache, als die Freyheit des ganzen Deutschlands und das Schicksal der protestantischen Kirche sey, von ihren Jahrmärkten spreche, und für zeitliche Vortheile die große Angelegenheit des Vaterlandes und ihres Gewissens hintan setze. Er habe, setzte er drohend hinzu, von der Insel Rügen an bis zu allen Festungen und Städten am Main den Schlüssel gefunden, und werde ihn auch zu der Stadt Frankfurt zu finden wissen. Das Beste Deutschlands und die Freyheit der protestantischen Kirche seyen allein der Zweck seiner gewaffneten Ankunft, und bey dem Bewußtseyn einer so gerechten Sache sey er schlechterdings nicht gesonnen, sich durch irgend ein Hinderniß in seinem Laufe aufhalten zu lassen. Er sehe wohl, daß ihm die Frankfurter nichts als die Finger reichen wollten; aber die ganze Hand müsse er haben, um sich daran halten zu können. Den Deputirten der Stadt, welche diese Antwort zurück brachten, folgte er mit seiner ganzen Armee auf dem Fuße nach, und erwartete in völliger Schlachtordnung vor Sachsenhausen die letzte Erklärung des Raths.

Wenn die Stadt Frankfurt Bedenken getragen hatte, sich den Schweden zu unterwerfen, so war es bloß aus Furcht vor dem Kaiser geschehen; ihre eigene Neigung ließ die Bürger keinen Augenblick zweifelhaft zwischen dem Unterdrücker der deutschen Freyheit und dem Beschützer derselben. Die drohenden Zurüstungen, unter welchen Gustav Adolph

ihre Erklärung jetzt forderte, konnte die Strafbarkeit ihres Abfalls in den Augen des Kaisers vermindern, und den Schritt, den sie gern thaten, durch den Schein einer erzwungenen Handlung beschönigen. Jetzt also öffnete man dem Könige von Schweden die Thore, der seine Armee in prachtvollem Zuge und bewundernswürdiger Ordnung mitten durch die Kaiserstadt führte. Sechs hundert Mann blieben in Sachsenhausen zur Besatzung zurück; der König selbst rückte mit der übrigen Armee noch an demselben Abend gegen die mainzische Stadt Höchst an, welche vor einbrechender Nacht schon erobert war.

Während daß Gustav Adolph längs dem Mainstrome Eroberungen machte, krönte das Glück die Unternehmungen seiner Generale und Bundesverwandten auch im nördlichen Deutschland. Rostock, Wismar und Dömitz, die einzigen noch übrigen festen Oerter im Herzogthum Mecklenburg, welche noch unter dem Joche kaiserlicher Besatzungen seufzten, wurden von dem rechtmäßigen Besitzer, Herzog Johann Albrecht, unter der Leitung des schwedischen Feldherrn Achatius Tott, bezwungen. Umsonst versuchte es der kaiserliche General Wolf, Graf von Mannsfeld, den Schweden das Stift Halberstadt, von welchem sie sogleich nach dem Leipziger Siege Besitz genommen, wieder zu entreißen; er mußte bald darauf auch das Stift Magdeburg in ihren Händen lassen. Ein schwedischer General Banner, der mit einem acht tausend Mann starken Heere an der Elbe zurück geblieben war, hielt die Stadt Magdeburg auf das Engste eingeschlossen, und hatte schon mehrere kaiserliche Regimenter niedergeworfen, welche zum Entsatze dieser Stadt herbeygeschickt worden. Der Graf von Mannsfeld vertheidigte sie zwar in Person mit sehr vieler Herzhaftigkeit; aber zu schwach an Mannschaft, um dem zahlreichen Heere der Belagerer langen Widerstand leisten zu kön-

nen, dachte er schon auf die Bedingungen, unter welchen er die Stadt übergeben wollte, als der General Pappenheim zu seinem Entsatz herbey kam, und die feindlichen Waffen anderswo beschäftigte. Dennoch wurde Magdeburg, oder vielmehr die schlechten Hütten, die aus den Ruinen dieser großen Stadt kläglich hervorblickten, in der Folge von den Kaiserlichen freywillig geräumt, und gleich darauf von den Schweden in Besitz genommen.

Auch die Stände des Niedersächsischen Kreises wagten es, nach den glücklichen Unternehmungen des Königs, ihr Haupt wieder von dem Schlage zu erheben, den sie in dem unglücklichen dänischen Kriege durch Wallenstein und Tilly erlitten hatten. Sie hielten zu Hamburg eine Zusammenkunft, auf welcher die Errichtung von drey Regimentern verabredet wurde, mit deren Hülfe sie sich der äußerst drückenden kaiserlichen Besatzungen zu entledigen hofften. Dabey ließ es der Bischof von Bremen, ein Verwandter des Königs von Schweden, noch nicht bewenden; er brachte auch für sich besonders Truppen zusammen, und ängstigte mit denselben wehrlose Pfaffen und Mönche, hatte aber das Unglück, durch den kaiserlichen General, Grafen von Grousfeld, bald entwaffnet zu werden. Auch Georg, Herzog von Lüneburg, vormahls Oberster in Ferdinands Diensten, ergriff jetzt Gust. Adolphs Parthey, und warb einige Regimenter für diesen Monarchen, wodurch die kaiserlichen Truppen in Niedersachsen zu nicht geringem Vortheile des Königs beschäftigt wurden.

Noch weit wichtigere Dienste aber leistete dem König Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel, dessen siegreiche Waffen einen großen Theil von Westphalen und Niedersachsen, das Stift Fulda, und selbst das Churfürstenthum Cölln zittern machten. Man erinnert sich, daß unmittelbar nach dem Bündnisse, welches der Landgraf im Lager zu

Werben mit Guſtav Adolph geſchloſſen hätte, zwey Kaiſerliche Generale, von Fugger und Altringer, von dem Grafen Tilly nach Heſſen beordert wurden, den Landgrafen wegen ſeines Abfalls vom Kaiſer zu züchtigen. Aber mit männlichem Muthe hatte dieſer Fürſt den Waffen des Feindes, ſo wie ſeine Landſtände den Aufruhr predigenden Manifeſten des Grafen Tilly, widerſtanden, und bald befreyte ihn die Leipziger Schlacht von dieſen verwüſtenden Scharen. Er benutzte ihre Entfernung mit eben ſo viel Muth als Entſchloſſenheit, eroberte in kurzer Zeit Bach, Münden und Höxter, und ängſtigte durch ſeine ſchleunigen Fortſchritte das Stift Fulda, Paderborn und alle an Heſſen gränzende Stifter. Die in Furcht geſetzten Staaten eilten, durch eine zeitige Unterwerfung ſeinen Fortſchritten Gränzen zu ſetzen, und entgingen der Plünderung durch beträchtliche Geldſummen, die ſie ihm freywillig entrichteten. Nach dieſen glücklichen Unternehmungen vereinigte der Landgraf ſein ſiegreiches Heer mit der Hauptarmee Guſtav Adolphs, und er ſelbſt fand ſich zu Frankfurt bey dieſem Monarchen ein, um den fernern Operationsplan mit ihm zu verabreden.

Mehrere Prinzen und auswärtige Geſandten waren mit ihm in dieſer Stadt erſchienen, um der Größe Guſtav Adolphs zu huldigen, ſeine Gunſt anzuflehen, oder ſeinen Zorn zu beſänftigen. Unter dieſen war der merkwürdigſte der vertriebene König von Böhmen und Pfalzgraf, Friedrich V., den aus Holland dahin geeilt war, ſich ſeinem Rächer und Beſchützer in die Arme zu werfen. Guſtav Adolph erwies ihm die unfruchtbare Ehre, ihn als ein gekröntes Haupt zu begrüßen, und bemühte ſich, ihm durch eine edle Theilnahme ſein Unglück zu erleichtern. Aber ſo viel ſich auch Friedrich von der Macht und dem Glücke ſeines Beſchützers verſprach, ſo viel er auf die Gerechtigkeit und Großmuth deſſelben baute, ſo weit entfernt war dennoch die Hoffnung

TAYLOR INST. OXFORD

zur Wiederherſtellung dieſes Unglücklichen in ſeinen verlornen Ländern. Die Unthätigkeit und die widerſinnige Politik des engliſchen Hofes hatte den Eifer Guſtav Adolphs erkältet, und eine Empfindlichkeit, über die er nicht ganz Meiſter werden konnte, ließ ihn hier den glorreichen Beruf eines Beſchützers der Unterdrückten vergeſſen, den er bey ſeiner Erſcheinung im deutſchen Reiche ſo laut angekündigt hatte. Auch den Landgrafen Georg von Heſſen-Darmſtadt hatte die Furcht vor der unwiderſtehlichen Macht und der nahen Rache des Königs herbey gelockt, und zu einer ewigen Unterwerfung bewogen. Die Verbindungen, in welchen dieſer Fürſt mit dem Kaiſer ſtand, und ſein geringer Eifer für die proteſtantiſche Sache waren dem Könige kein Geheimniß; aber er begnügte ſich, einen ſo ohnmächtigen Feind zu verſpotten. Da der Landgraf ſich ſelbſt, und die politiſche Lage Deutſchlands wenig genug kannte, um ſich eben ſo unwiſſend als dreiſt, zum Mittler zwiſchen beyden Partheyen aufzuwerfen; ſo pflegte ihn Guſtav Adolph ſpottweiſe nur den Friedensſtifter zu nennen. Oft hörte man ihn ſagen, wenn er mit dem Landgrafen ſpielte, und ihm Geld abgewann: „Er freue ſich doppelt des gewonnenen Geldes, weil es kaiſerliche Münze ſey.“ Landgraf Georg dankte es ihm ſeiner Verwandtſchaft mit dem Churfürſten von Sachſen, den Guſtav Adolph zu ſchonen Urſache hatte, daß ſich dieſer Monarch mit Uebergabe ſeiner Feſtung Rüſſelsheim, und mit der Zuſage begnügte, eine ſtrenge Neutralität in dieſem Kriege zu beobachten. Auch die Grafen des Weſterwaldes und der Wetterau waren in Frankfurt bey dem Könige erſchienen, um ein Bündniß mit ihm zu errichten, und ihm gegen die Spanier ihren Beyſtand anzubiethen, der ihm in der Folge ſehr nützlich war. Die Stadt Frankfurt ſelbſt hatte alle Urſache, ſich der Gegenwart des Monarchen zu rühmen, der durch ſeine königliche Authorität ihren Handel in Schutz nahm.

und die Sicherheit der Wege, die der Krieg sehr gestört hatte, durch die nachdrücklichsten Vorkehrungen wieder herstellte.

Die schwedische Armee war jetzt durch zehn tausend Hessen verstärkt, welche Landgraf Wilhelm von Cassel dem Könige zugeführt hatte. Schon hatte Gustav Adolph Königstein angegriffen lassen, Kostheim und Elsterhain ergaben sich ihm nach einer kurzen Belagerung. Er beherrschte den ganzen Mainstrom, und zu Höchst wurden in aller Eile Fahrzeuge gezimmert, um die Truppen über den Rhein zu setzen. Diese Anstalten erfüllten den Churfürsten von Mainz, Anselm Kasimir, mit Furcht, und er zweifelte keinen Augenblick mehr, daß er der Nächste sey, den der Sturm des Krieges bedrohte. Als ein Anhänger des Kaisers und eines der thätigsten Mitglieder der Catholischen Ligue, hatte er kein besseres Loos zu hoffen, als seine beyden Amtsbrüder, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, bereits betroffen hatte. Die Lage seiner Länder am Rheinstrom machte es dem Feinde zur Nothwendigkeit, sich ihrer zu versichern, und überdem war dieser gesegnete Strich Landes für das bedürftige Heer eine unüberwindliche Reitzung. Aber zu wenig mit seinen Kräften und dem Gegner bekannt, den er vor hatte, schmeichelte sich der Churfürst, Gewalt durch Gewalt abzutreiben, und durch die Festigkeit seiner Wälle die schwedische Tapferkeit zu ermüden. Er ließ in aller Eile die Festungswerke seiner Residenz ausbessern, versah sie mit Allem, was sie fähig machte, eine lange Belagerung auszuhalten, und nahm noch überdieß zwey tausend Spanier in seine Mauern auf, welche ein spanischer General, Don Philipp von Sylva, commandirte. Um den schwedischen Fahrzeugen die Annäherung unmöglich zu machen, ließ er die Mündung des Mains durch viele eingeschlagene Pfähle verrammeln, auch große Steinmassen und ganze Schiffe in dieser Gegend versenken. Er selbst flüchtete sich, in Begleitung des Bischofs von Worms,

mit ſeinen beſten Schützen nach Tilly, und ihrer Stadt und Land der Raubgier einer tyranniſchen Beſatzung. Alle dieſe Vorkehrungen, welche weniger wahren Muth, als ohnmächtigen Trotz verriethen, hielten die ſchwediſche Armee nicht ab, gegen Mainz vorzurücken, und die ernſtlichſten Anſtalten zum Angriff der Stadt zu machen. Während dieß ſich ein Theil der Truppen in dem Rheingau verbreitete, Alles, was ſich von Spaniern dort fand, niedermachte, und übermäßige Contributionen erpreßte, ein anderer die katholiſchen Oerter des Weſterwaldes und der Wetterau brandſchatzte, hatte ſich die Hauptarmee ſchon bey Caſſel, Mainz gegenüber, gelagert, und Herzog Bernhard von Weimar ſogar am jenſeitigen Rheinufer den Mäuſethurm und das Schloß Ehrenfels erobert. Schon beſchäftigte ſich Guſtav Adolph ernſtlich damit, den Rhein zu paſſiren, und die Stadt von der Landſeite einzuſchließen, als ihn die Fortſchritte des Grafen Tilly in Franken eifrig von dieſer Belagerung abriefen, und dem Churfürſten eine, obgleich nur kurze, Ruhe verſchafften.

Die Gefahr der Stadt Nürnberg, welche Graf Tilly während der Abweſenheit Guſtav Adolphs am Rheinſtrom, Wiege machte, zu belagern, und im Falle eines Widerſtandes mit dem ſchrecklichen Schickſale Magdeburgs bedrohte, hatte den König von Schweden zu dieſem ſchnellen Aufbruche von Mainz bewogen. Um ſich nicht zum zweyten Mahle vor ganz Deutſchland den Vorwürfen und der Schande auszuſetzen, eine bundesverwandte Stadt der Willkühr eines grauſamen Feindes geopfert zu haben, machte er ſich in beſchleunigten Märſchen auf, dieſe wichtige Reichsſtadt zu entſetzen. Aber ſchon zu Frankfurt erfuhr er den herzhaften Widerſtand der Nürnberger, und den Abzug des Tilly, und ſäumte jetzt keinen Augenblick, ſeine Abſichten auf Mainz zu verfolgen. Da es ihm bey Caſſel mißlungen war, unter den

Kanonen den Belagerten den Uebergang über den Rhein zu gewinnen, ſo richtete er jetzt, um von einer andern Seite der Stadt beizukommen, ſeinen Lauf nach der Bergſtraße, bemächtigte ſich auf dieſem Wege jedes wichtigen Platzes, und erſchien zum zweyten Mahle an den Ufern des Rheins bey Stockſtadt zwiſchen Gernsheim und Oppenheim. Die ganze Bergſtraße hatten die Spanier verlaſſen; aber das jenſeitige Rheinufer ſuchten ſie noch mit vieler Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Sie hatten zu dieſem Ende alle Fahrzeuge aus der Nachbarſchaft zum Theile verbrannt, zum Theile in die Tiefe verſenkt, und ſtanden jenſeits der Stromes zum furchtbarſten Angriffe gerüſtet, wenn etwa der König an dieſem Orte den Uebergang wagen würde.

Der Muth des Königs ſetzte ihn bey dieſer Gelegenheit einer ſehr großen Gefahr aus, in feindliche Hände zu gerathen. Um das jenſeitige Ufer zu beſichtigen, hatte er ſich in einem kleinen Nachen über den Fluß gewagt; kaum aber war er gelandet, ſo überfiel ihn ein Haufen ſpaniſcher Reiter, aus deren Händen ihn nur die eilfertigſte Rückkehr befreyte. Endlich gelang es ihm, durch Vorſchub etlicher benachbarten Schiffer ſich mehrere Fahrzeuge zu bemächtigen, auf denen zweyen er den Grafen von Bruche mit dreyhundert Schweden überſetzen ließ. Nicht ſo bald hatte dieſer Zeit gewonnen, ſich am jenſeitigen Ufer zu verſchanzen, als er von vierzehn Compagnien ſpaniſcher Dragoner und Kuraſſiere überfallen wurde. So groß die Ueberlegenheit des Feindes war, ſo tapfer wehrte ſich Bruche mit ſeiner kleinen Schar; und ſein heldenmüthiger Widerſtand verſchaffte dem Könige Zeit, ihm in eigener Perſon mit friſchen Truppen zu unterſtützen. Nun entſiſſen die Spanier, nach einem Verluſte von ſechshundert Todten, die Flucht; einige eilten, die feſte Stadt Oppenheim, andere Mainz zu gewinnen. Ein marmorner Löwe auf einer hohen Säule, in der rechten

Klaue ein bloßes Schwert, auf dem Kopfe eine Sturmhaube tragend, zeigte noch siebenzig Jahre nachher dem Wanderer die Stelle wo der unsterbliche König den Hauptstrom Germaniens passirte.

Gleich nach dieser glücklichen Action setzte Gustav Adolph das Geschütz und den größten Theil der Truppen über den Fluß, und belagerte Oppenheim, welches nach einer verzweifelten Gegenwehr am achten December 1631 mit stürmender Hand erstiegen ward. Fünfhundert Spanier, welche diesen Ort so herzhaft vertheidigt hatten, wurden insgesammt ein Opfer der schwedischen Furie. Die Nachricht von Gustavs Uebergang über den Rheinstrom erschreckte alle Spanier und Lothringer, welche das jenseitige Land besetzt, und sich hinter diesem Flusse vor der Rache der Schweden geborgen geglaubt hatten. Schnelle Flucht war jetzt ihre einzige Sicherheit; jeder nicht ganz haltbare Ort ward auf's Eilfertigste verlassen. Nach einer langen Reihe von Gewaltthätigkeiten gegen den wehrlosen Bürger räumten die Lothringer die Stadt Worms, welche sie noch vor ihrem Abzuge mit muthwilliger Grausamkeit mißhandelten. Die Spanier eilten, sich in Frankenthal einzuschließen, in welcher Stadt sie sich Hoffnung machten, den siegreichen Waffen Gustav Adolphs zu trotzen.

Der König verlor nunmehr keine Zeit, seine Absichten auf die Stadt Mainz auszuführen, in welche sich der Kern der spanischen Truppen geworfen hatte. Indem er jenseits des Rheinstroms gegen diese Stadt anrückte, hatte sich der Landgraf von Hessen-Cassel diesseits des Flusses derselben genähert, und auf dem Wege dahin mehrere feste Plätze unter seine Bothmäßigkeit gebracht. Die belagerten Spanier, obgleich von beyden Seiten eingeschlossen, zeigten anfänglich viel Muth und Entschlossenheit, das Aeußerste zu erwarten, und ein ununterbrochenes heftiges Bombenfeuer regnete meh-

rere Lage lag in das schwedische Lager, welches den König manchen braven Soldaten kostete. Ihr, dieses muthvollen Widerstandes ungeachtet, gewannen die Schweden immer mehr Boden, und waren dem Stadtgraben so nahe gerückt, daß sie sich ernstlich zum Sturme anschickten. Jetzt sank den Belagerten der Muth. Mit Recht zitterten sie vor dem wilden Ungestüme des schwedischen Soldaten, wovon der Marienberg bey Würzburg ein schreckhaftes Zeugniß ablegte. Ein fürchterliches Loos erwartete die Stadt Mainz, wenn sie im Sturme erstiegen werden sollte, und leicht konnte der Feind sich versucht fühlen, Magdeburgs schauderhaftes Schicksal an dieser reichen und prachtvollen Residenz eines katholischen Fürsten zu rächen. Mehr um die Stadt als um ihr eigenes Leben zu schonen, capitulirte am vierten Tage die spanische Besatzung, und erhielt von der Großmuth des Königs ein sicheres Geleite bis nach Luxemburg. Doch stellte sich der größte Theil derselben, wie bisher schon von mehreren geschehen war, unter schwedische Fahnen.

Am dreyzehnten December 1631 hielt der König von Schweden seinen Einzug in die eroberte Stadt, und nahm im Pallaste des Churfürsten seine Wohnung. Achtzig Kanonen fielen als Beute in seine Hände, und mit achtzig tausend Gulden mußte die Bürgerschaft die Plünderung abkaufen. Vom dieser Schatzung waren die Juden und die Geistlichkeit ausgeschlossen, welche noch für sich besondere große Summen zu entrichten hatten. Die Bibliothek des Churfürsten nahm der König als sein Eigenthum zu sich, und schenkte sie seinem Reichskanzler Oxenstierna, der sie dem Gymnasium zu Westerähs abtrat; aber das Schiff, das sie nach Schweden bringen sollte, scheiterte, und die Ostsee verschlang diesen unersetzlichen Schatz.

Nach dem Verluste der Stadt Mainz hörte das Unglück nicht auf, die Spanier in den Gegenden des Rheins zu ver-

folgen. Kurz vor Eroberung jener Stadt hatte der Landgraf von Hessen-Cassel Falkenstein und Reifenberg eingenommen; die Festung Königstein ergab sich den Hessen; der Rheingraf Otto Ludwig, einer von den Generalen des Königs, hatte das Glück, neun spanische Schwadronen zu schlagen, die gegen Frankenthal im Anzuge waren, und sich der wichtigsten Städte am Rheinstrome von Poppart bis Bacharach zu bemächtigen. Nach Einnahme der Festung Braunfels, welche die Wetterauischen Grafen mit schwedischer Hülfe zu Stande brachten, verloren die Spanier jeden Platz in der Wetterau, und in der ganzen Pfalz konnten sie, außer Frankenthal, nur sehr wenige Städte retten. Landau und Kronweißenburg erklärten sich laut für die Schweden. Speyer both sich an, Truppen zum Dienste des Königs zu werben. Mannheim ging durch die Besonnenheit des jungen Herzogs Bernhard von Weimar, und durch die Nachlässigkeit des dortigen Commandanten verloren, der auch dieses Angriffs wegen zu Heidelberg vor das Kriegsgericht gefordert und enthauptet ward.

Der König hatte den Feldzug bis tief in den Winter verlängert, und wahrscheinlich war selbst die Rauhigkeit der Jahrszeit mit eine Ursache der Ueberlegenheit gewesen, welche der schwedische Soldat über den Feind behauptete. Jetzt aber bedurften die erschöpften Truppen der Erholung in den Winterquartieren, welche ihnen Gustav Adolph auch bald nach Eroberung der Stadt Mainz in der umliegenden Gegend bewilligte. Er selbst benutzte die Ruhe, welche die Jahrszeit seinen kriegerischen Operationen auflegte, dazu, die Geschäfte des Cabinets mit seinem Reichskanzler abzuthun, der Neutralität wegen mit dem Feinde Unterhandlungen zu pflegen, und einige politische Streitigkeiten mit einer verbündeten Macht zu beendigen, zu denen sein bisheriges Betragen den Grund gelegt hatte. Zu seinem Winteraufenthalte und zum Mittelpuncte dieser Staatsgeschäfte

erwählte er die Stadt Mainz, gegen die er überhaupt eine größere Neigung blicken ließ, als sich mit dem Interesse der deutschen Fürsten, und mit dem kurzen Besuche vertrug, den er dem Reiche hatte abstatten wollen. Nicht zufrieden, die Stadt auf das Stärkste befestigt zu haben, ließ er auch ihr gegenüber, in dem Winkel, den der Main mit dem Rheine macht, eine neue Citadelle anlegen, die nach ihrem Stifter Gustavsburg genannt, aber unter dem Nahmen Pfaffenraub, Pfaffenzwang bekannter geworden ist.

Indem Gustav Adolph sich Meister vom Rhein machte, und die drey angrenzenden Churfürstenthümer mit seinen siegreichen Waffen bedrohete, wurde in Paris und Saint Germain von seinen wachsamen Feinden jeder Kunstgriff der Politik in Bewegung gesetzt, ihm den Beystand Frankreichs zu entziehen, und ihn, wo möglich, mit dieser Macht in Krieg zu verwickeln. Er selbst hatte durch die unerwartete und zweydeutige Wendung seiner Waffen gegen den Rheinstrom seine Freunde stutzen gemacht, und seinen Gegnern die Mittel dargereicht, ein gefährliches Mißtrauen in seine Absichten zu erregen. Nachdem er das Hochstift Würzburg und den größten Theil Frankens seiner Macht unterworfen hatte, stand es bey ihm, durch das Hochstift Bamberg und durch die obere Pfalz in Baiern und Oesterreich einzubrechen; und die Erwartung war so allgemein als natürlich, daß er nicht säumen würde, den Kaiser und den Herzog von Baiern im Mittelpuncte ihrer Macht anzugreifen, und durch Ueberwältigung dieser beyden Hauptfeinde den Krieg auf das Schnellste zu endigen. Aber zu nicht geringem Erstaunen beyder streitenden Theile verließ Gustav Adolph die von der allgemeinen Meinung ihm vorgezeichnete Bahn, und anstatt seine Waffen zur Rechten zu kehren, wendete er sie zur Linken, um die minder schuldigen und minder zu fürchtenden Fürsten des Churrheins seine Macht empfinden zu lassen; indem er seinen zwey mäch-

tigsten Gegnern Frist gab, neue Kräfte zu sammeln. Nichts als die Absicht, durch Vertreibung der Spanier vor allen Dingen den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich V. wieder in den Besitz seiner Länder zu setzen, konnte diesen überraschenden Schritt erklärlich machen, und der Glaube an die nahe Wiederherstellung Friedrichs brachte Anfangs auch wirklich den Argwohn seiner Freunde, und die Verleumdungen seiner Gegner zum Schweigen. Jetzt aber war die untere Pfalz fast durchgängig von Feinden gereinigt, und Gustav Adolph fuhr fort, neue Eroberungspläne am Rheine zu entwerfen; er fuhr fort, die eroberte Pfalz dem rechtmäßigen Besitzer zurück zu halten. Vergebens erinnerte der Abgesandte des Königs von England den Eroberer an das, was die Gerechtigkeit von ihm forderte, und sein eigenes feyerlich ausgestelltes Versprechen ihm zur Ehrenpflicht machte. Gustav Adolph beantwortete diese Aufforderung mit bittern Klagen über die Unthätigkeit des englischen Hofes, und rüstete sich lebhaft, seine siegreichen Fahnen mit Nachstem in Elsaß und selbst in Lothringen auszubreiten.

Jetzt wurde das Mistrauen gegen den schwedischen Monarchen laut, und der Haß seiner Gegner zeigte sich äußerst geschäftig, die nachtheiligsten Gerüchte von seinen Absichten zu verbreiten. Schon längst hatte der Minister Ludwigs XIII., Richelieu, der Annäherung des Königs gegen die französischen Grenzen mit Unruhe zugesehen, und das mistrauische Gemüth seines Herrn öffnete sich nur allzu leicht den schlimmen Muthmaßungen, welche darüber angestellt wurden. Frankreich war um eben diese Zeit in einen bürgerlichen Krieg mit dem protestantischen Theile seiner Bürger verwickelt, und die Furcht war in der That nicht ganz grundlos, daß die Annäherung eines siegreichen Königs von ihrer Parthey ihren gesunkenen Muth neu beleben, und sie zu dem gewaltsamen Widerstande aufmuntern möchte. Dieß konnte

geſchehen, auch wenn Guſtav Adolph auf das Weiteſte davon entfernt war, ihnen Hoffnung zu machen, und an ſeinem Bundesgenoſſen, dem Könige von Frankreich, eine wirkliche Untreue zu begehen. Aber der rachgierige Sinn des Biſchofs von Würzburg, der den Verluſt ſeiner Länder am franzöſiſchen Hofe zu verſchmerzen ſuchte, die giftvolle Beredſamkeit der Jeſuiten, und der geſchäftige Eifer des baieriſchen Miniſters ſtellten dieſes gefährliche Verſtändniß zwiſchen den Hugenotten und dem Könige von Schweden, als ganz erwieſen dar, und wußten den furchtſamen Geiſt Ludwigs, mit den ſchrecklichſten Beſorgniſſen zu beſtürmen. Nicht bloß thörichte Politiker, auch manche nicht unverſtändige Katholiken, glaubten in vollem Ernſte, der König werde mit nächſtem in das innerſte Frankreich eindringen, mit den Hugenotten gemeine Sache machen, und die katholiſche Religion in dem Königreiche umſtürzen. Fanatiſche Eiferer ſahen ihn ſchon mit einer Armee über die Alpen klimmen, und den Statthalter Chriſti ſelbſt in Italien entthronen. So leicht ſich Träumereyen dieſer Art von ſelbſt widerlegten, ſo war dennoch nicht zu läugnen, daß Guſtav durch ſeine Kriegsunternehmungen am Rhein dem Argwohne ſeiner Gegner eine gefährliche Blöße gab, und einiger Maßen den Verdacht rechtfertigte, als ob er ſeine Waffen weniger gegen den Kaiſer und den Herzog von Baiern, als gegen die katholiſche Religion überhaupt habe richten wollen.

Das allgemeine Geſchrey des Unwillens, welches die katholiſchen Höfe, von den Jeſuiten aufgereizt, gegen Frankreichs Verbindungen mit den Feinden der Kirche erhoben, bewog endlich den Cardinal von Richelieu, für die Sicherſtellung ſeiner Religion einen entſcheidenden Schritt zu thun, und die katholiſche Welt zugleich von dem ernſtlichen Religionseifer Frankreichs, und von der eigennützigen Politik der geiſtlichen Reichsſtände zu überführen. Ueberzeugt, daß die

Absichten des Königs von Schweden, so wie seine eigenen, nur auf die Demüthigung des Hauses Oesterreich gerichtet seyen, trug er kein Bedenken, den liguistischen Fürsten von Seiten Schwedens eine vollkommene Neutralität zu versprechen, sobald sie sich der Allianz mit dem Kaiser entschlagen und ihre Truppen zurückziehen würden. Welchen Entschluß nun die Fürsten fassten, so hatte Richelieu seinen Zweck erreicht. Durch ihre Trennung von der österreichischen Partey wurde Ferdinand den vereinigten Waffen Frankreichs und Schwedens wehrlos bloßgestellt, und Gustav Adolph, von allen seinen übrigen Feinden in Deutschland befreyt, konnte seine ungetheilte Macht gegen die kaiserlichen Erbländer kehren. Unvermeidlich war dann der Fall des österreichischen Hauses, und dieses letzte große Ziel aller Bestrebungen Richelieu's ohne Nachtheil der Kirche errungen. Ungleich mißlicher hingegen war der Erfolg, wenn die Fürsten der Ligue auf ihrer Weigerung beharren, und dem österreichischen Bündnisse noch fernerhin getreu bleiben sollten. Dann aber hatte Frankreich vor dem ganzen Europa seine katholische Gesinnung erwiesen, und seinen Pflichten als Glied der römischen Kirche ein Genüge gethan. Die Fürsten der Ligue erschienen dann allein als die Urheber alles Unglücks, welches die Fortdauer des Krieges über das katholische Deutschland unausbleiblich verhängen mußte; sie allein waren es, die durch ihre eigensinnige Anhänglichkeit an den Kaiser die Maßregeln ihres Beschützers vereitelten, die Kirche in die äußerste Gefahr und sich selbst in's Verderben stürzten.

Richelieu verfolgte diesen Plan um so lebhafter, je mehr er durch die wiederhohlten Aufforderungen des Churfürsten von Baiern um französische Hülfe in's Gedränge gebracht wurde. Man erinnert sich, daß dieser Fürst schon seit der Zeit, als er Ursache gehabt hatte, ein Mißtrauen in die Gesinnungen des Kaisers zu setzen, in ein geheimes Bündniß

mit Frankreich getreten war, wodurch er ſich den Beſitz der pfälziſchen Churwürde gegen eine künftige Sinnesänderung Ferdinands zu verſichern hoffte. So deutlich auch ſchon der Urſprung dieſes Tractats zu erkennen gab, gegen welchen Feind er errichtet worden, ſo dehnte ihn Maximilian jetzt, willkührlich genug, auch auf die Angriffe des Königs von Schweden aus, und trug kein Bedenken, dieſelbe Hülfleiſtung, welche man ihm bloß gegen Oeſterreich zugeſagt hatte, auch gegen Guſtav Adolph, den Alliirten der franzöſiſchen Krone, zu fordern. Durch dieſe widerſprechende Allianz mit zwey einander entgegengeſetzten Mächten in Verlegenheit geſetzt, wußte ſich Richelieu nur dadurch zu helfen, daß er den Feindſeligkeiten zwiſchen beyden ein ſchleuniges Ende machte; und eben ſo wenig geneigt, Baiern Preis zu geben, als durch ſeinen Vertrag mit Schweden außer Stand geſetzt, es zu ſchützen, verwendete er ſich mit ganzem Eifer für die Neutralität, als das einzige Mittel, ſeinen doppelten Verbindungen ein Genüge zu leiſten. Ein eigener Bevollmächtigter, Marquis von Bèze, wurde zu dieſem Ende an den König von Schweden nach Mainz abgeſchickt, ſeine Geſinnungen über dieſen Punct zu erforſchen, und für die alliirten Fürſten günſtige Bedingungen von ihm zu erhalten. Aber ſo wichtige Urſachen Ludwig XIII. hatte, dieſe Neutralität zu Stande gebracht zu ſehen, ſo triftige Gründe hatte Guſtav Adolph, das Gegentheil zu wünſchen. Durch zahlreiche Proben überzeugt, daß der Abſcheu der katholiſchen Fürſten vor der proteſtantiſchen Religion unüberwindlich, ihr Haß gegen die ausländiſche Macht der Schweden unauslöſchlich, ihre Anhänglichkeit an das Haus Oeſterreich unvertilgbar ſey, fürchtete er ihre offenbare Feindſchaft weit weniger, als er einer Neutralität mißtraute, die mit ihrer Neigung ſo ſehr im Widerſpruche ſtand. Da er ſich überdieß durch ſeine Lage auf deutſchem Boden genöthigt ſah, auf Koſten

der Feinde den Krieg fortzusetzen, so verlor er augenscheinlich, wenn er, ohne neue Freunde dadurch zu gewinnen, die Zahl seiner öffentlichen Feinde verminderte. Kein Wunder also, wenn Gustav Adolph wenig Neigung blicken ließ, die Neutralität der katholischen Fürsten, wodurch ihm so wenig geholfen war, durch Aufopferung seiner errungenen Vortheile zu erkaufen!

Die Bedingungen, unter welchen er dem Churfürsten von Baiern die Neutralität bewilligte, waren drückend und diesen Gesinnungen gemäß. Er forderte von der katholischen Ligue eine gänzliche Unthätigkeit, Zurückziehung ihrer Truppen von der kaiserlichen Armee, aus den eroberten Plätzen, aus allen protestantischen Ländern. Noch außer dem wollte er die liguistische Kriegsmacht auf eine geringe Anzahl herabgesetzt wissen. Alle ihre Länder sollten den kaiserlichen Armeen verschlossen seyn, und dem Hause Oestereich weder Mannschaft noch Lebensmittel und Munition aus denselben gestattet werden. So hart das Gesetz war, welches der Ueberwinder den Ueberwundenen auflegte, so schmeichelte sich der französische Mediateur noch immer, den Churfürsten von Baiern zur Annehmung desselben vermögen zu können. Dieses Geschäft zu erleichtern, hatte sich Gustav Adolph bewegen lassen, dem Letztern einen Waffenstillstand auf vierzehn Tage zu bewilligen. Aber zur nähmlichen Zeit, als dieser Monarch durch den französischen Agenten wiederhohlte Versicherungen von dem guten Fortgange dieser Unterhandlung erhielt, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief des Churfürsten an den General Aswenheim in Westphalen die Treulosigkeit dieses Prinzen, der bey der ganzen Negotiation nichts gesucht hatte, als Zeit zur Vertheidigung zu gewinnen. Weit davon entfernt, sich durch einen Vergleich mit Schweden in seinen Kriegsunternehmungen Fesseln anlegen zu lassen, beschleunigte vielmehr der hinterlistige Fürst seine Rüstung, und be-

nutzte die Muße, die ihm der Feind ließ, desto nachdrücklichere Anstalten zur Gegenwehr zu treffen. Diese ganze Neutralitätsunterhandlung zerriß also fruchtlos, und hatte zu nichts gedient, als die Feindseligkeit zwischen Baiern und Schweden mit desto größerer Erbitterung zu erneuern.

Tilly's vermehrte Macht, womit dieser Feldherr Franken zu überschwemmen drohte, forderte den König dringend nach diesem Kreise; zuvor aber mußten die Spanier von dem Rheinstrome vertrieben, und ihnen der Weg versperrt werden, von den Niederlanden aus die deutschen Provinzen zu bekriegen. In dieser Absicht hatte Gustav Adolph bereits dem Churfürsten von Trier, Philipp von Zeltern, die Neutralität unter der Bedingung angebothen, daß ihm die Trierische Festung Hermannstein eingeräumt und den schwedischen Truppen ein freyer Durchzug durch Coblenz bewilligt würde. Aber so ungern der Churfürst seine Länder in spanischen Händen sah, so viel weniger konnte er sich entschließen, sie dem verdächtigen Schutze eines Ketzers zu übergeben, und den schwedischen Eroberer zum Herrn seines Schicksals zu machen. Da er sich jedoch außer Stande sah, gegen zwey so furchtbare Mitbewerber seine Unabhängigkeit zu behaupten; so suchte er unter den mächtigen Flügeln Frankreichs Schutz gegen Beyde. Mit gewohnter Staatsklugheit hatte Richelieu die Verlegenheit dieses [redacted] benutzt, Frankreichs Macht zu vergrößern, und [redacted] wichtigen Alliirten an Deutschlands Grenze zu [redacted] Eine zahlreiche französische Armee sollte die Trierischen Lande decken, und die Festung Ehrenbreitstein französische Besatzung einnehmen. Aber die Absicht, welche den Churfürsten zu diesem gewagten Schritte vermocht hatte, wurde nicht ganz erfüllt; denn die gereizte Empfindlichkeit Gustav Adolphs ließ sich nicht eher besänftigen, als bis auch den schwedischen

Truppen ein freyer Durchzug durch die Trierischen Lande gestattet wurde.

Indem dieses mit Trier und Frankreich verhandelt wurde, hatten die Generale des Königs das ganze Erzstift Mainz von dem Uebergreste der spanischen Garnisonen gereinigt, und Gustav Adolph selbst durch die Einnahme von Kreuznach die Eroberung dieses Landstrichs vollendet. Das Eroberte zu beschützen, mußte der Reichskanzler Oxenstierna mit einem Theile der Armee an dem mittlern Rheinstrome zurückbleiben, und das Hauptheer setzte sich unter Anführung des Königs in Marsch, auf fränkischem Boden den Feind aufzusuchen.

Um den Besitz dieses Kreises hatten unterdessen der Graf Tilly und der schwedische General von Horn, den Gustav Adolph mit acht tausend Mann darin zurückließ, mit abwechselndem Kriegsglücke gestritten, und das Hochstift Bamberg besonders war zugleich der Preis und der Schauplatz ihrer Verwüstungen. Von seinen übrigen Entwürfen an den Rheinstrom gerufen, überließ der König seinem Feldherrn die Züchtigung des Bischofs, der durch sein treuloses Betragen seinen Zorn gereizt hatte, und die Thätigkeit des Generals rechtfertigte die Wahl des Monarchen. In kurzer Zeit unterwarf er einen großen Theil des Bisthums den schwedischen Waffen, und die Hauptstadt selbst, von der kaiserlichen Besatzung im Stiche gelassen, lieferte ihm ein stürmendes Heer in die Hände. Dringend forderte nun der vertriebene Bischof den Churfürsten von Baiern zum Beystande auf, der sich endlich bewegen ließ, Tilly's Unthätigkeit zu verkürzen. Durch den Befehl seines Herrn zur Wiedereinsetzung des Bischofs bevollmächtigt, zog dieser General seine durch die Oberpfalz zerstreuten Truppen zusammen, und näherte sich Bamberg mit einem zwanzig tausend Mann starken Heere. Gustav Horn fest entschlossen, seine Eroberung gegen diese überlegene Macht zu behaupten, erwartete

hinter den Wällen Bambergs den Feind, mußte sich aber durch den bloßen Vortrab des Tilly entreißen sehen, was er der ganzen versammelten Armee gehofft hatte streitig zu machen. Eine Verwirrung unter seinen Truppen, die keine Geistesgegenwart des Feldherrn zu verbessern vermochte, öffnete dem Feinde die Stadt, daß Truppen, Bagage und Geschütz nur mit Mühe gerettet werden konnten. Bambergs Wiedereroberung war die Frucht dieses Sieges; aber den schwedischen General, der sich in guter Ordnung über den Mainstrom zurückzog, konnte Graf Tilly, aller angewandten Geschwindigkeit ungeachtet, nicht mehr einhohlen. Die Erscheinung des Königs in Franken, welchem Gustav Horn den Rest seiner Truppen bey Kitzingen zuführte, setzte seinen Eroberungen ein schnelles Ziel, und zwang ihn, durch einen zeitigen Rückzug für seine eigene Rettung zu sorgen.

Zu Aschaffenburg hatte der König allgemeine Heerschau über seine Truppen gehalten, deren Anzahl nach der Vereinigung mit Gustav Horn, Banner und Herzog Wilhelm von Weimar auf beynahe vierzig tausend stieg. Nichts hemmte seinen Marsch nach Franken; denn Graf Tilly, viel zu schwach, einen so sehr überlegenen Feind zu erwarten, hatte sich in schnellen Märschen gegen die Donau gezogen. Böhmen und Baiern lagen jetzt dem Könige gleich nahe, und in der Ungewißheit, wohin dieser Eroberer seine Waffen richten würde, konnte Maximilian nicht sogleich [redacted] schließung fassen. Der Weg, welchen man Tilly jetzt [redacted] ließ, mußte die Wahl des Königs und das Schicksal beyder Provinzen entscheiden. Gefährlich war es, bey der Annäherung eines so furchtbaren Feindes Baiern unvertheidigt zu lassen, um Oesterreichs Grenzen zu schirmen; gefährlicher noch, durch Aufnahme des Tilly in Baiern zugleich auch den Feind in dieß Land zu rufen, und es zum Schauplatze eines verwüstenden Kampfes zu machen. Die Sorge des Lan-

desvaters siegte endlich über die Bedenklichkeiten des Staatsmannes, und Tilly erhielt Befehl, was auch daraus erfolgen möchte, Baierns Grenzen mit seiner Macht zu vertheidigen.

Mit triumphirender Freude empfing die Reichsstadt Nürnberg den Beschützer protestantischer Religion und deutscher Freyheit, und der schwärmerische Enthusiasmus der Bürger ergoß sich bey seinem Anblicke in rührende Aeußerungen des Jubels und der Bewunderung. Gustav selbst konnte sein Erstaunen nicht unterdrücken, sich hier in dieser Stadt, im Mittelpuncte Deutschlands, zu sehen, bis wohin er nie gehofft hatte, seine Fahnen auszubreiten. Der edle schöne Anstand seiner Person vollendete den Eindruck seiner glorreichen Thaten, und die Herablassung, womit er die Begrüßungen dieser Reichsstadt erwiederte, hatte ihm in wenig Augenblicken alle Herzen erobert. In Person bestätigte er jetzt das Bündniß, das er noch an den Ufern des Belts mit derselben errichtet hatte, und verband alle Bürger zu einem glühenden Thateneifer und brüderlicher Eintracht gegen den gemeinschaftlichen Feind. Nach einem kurzen Aufenthalte in Nürnbergs Mauern folgte er seiner Armee gegen die Donau, und stand vor der Grenzfestung Donauwerth, ehe man einen Feind da vermuthete. Eine zahlreiche baierische Besatzung vertheidigte diesen Platz, und der Anführer derselben, Rudolph Maximilian, Herzog von Sachsen-Lauenburg, zeigte Anfangs die [redacted]gste Entschlossenheit, sich bis zur Ankunft des Tilly [redacted] Bald aber zwang ihn der Ernst, mit welchem G[redacted] Adolph die Belagerung anfing, auf einen schnellen und sichern Abzug zu denken, den er auch unter dem heftigsten Feuer des schwedischen Geschützes glücklich in's Werk richtete.

Die Einnahme Donauwerths öffnete dem Könige das jenseitige Ufer der Donau, und nur der kleine Lechstrom trennte ihn noch von Baiern. Diese nahe Gefahr seiner Länder weckte

die ganze Thätigkeit Maximilians, und so leicht er es bis jetzt dem Feinde gemacht hatte, bis an die Schwelle seiner Staaten zu dringen, so entschlossen zeigte er sich nun, ihm den letzten Schritt zu erschweren. Jenseits des Lechs, bey der kleinen Stadt Rain, bezog Tilly ein wohlbefestigtes Lager, welches von drey Flüssen umgeben, jedem Angriffe Trotz both. Alle Brücken über den Lech hatte man abgeworfen, die ganze Länge des Stromes bis Augsburg durch starke Besatzungen vertheidigt, und sich dieser Reichsstadt selbst, welche längst schon ihre Ungeduld blicken ließ, dem Beyspiele Nürnbergs und Frankfurts zu folgen, durch Einführung einer baierischen Garnison und Entwaffnung der Bürger versichert. Der Churfürst selbst schloß sich mit allen Truppen, die er hatte aufbringen können, in das Tilly'sche Lager ein, gleich als ob an diesem einzigen Posten alle seine Hoffnungen hafteten, und das Glück der Schweden an dieser äußersten Grenzmauer scheitern sollte.

Bald erschien Gustav Adolph am Ufer, den baierischen Verschanzungen gegenüber, nachdem er sich das ganze Augsburgische Gebieth diesseits des Lechs unterworfen, und seinen Truppen eine reiche Zufuhr aus diesem Landstriche geöffnet hatte. Es war im Märzmonath, wo dieser Strom von häufigen Regengüssen und von dem Schnee der tyrolischen Gebirge zu einer ungewöhnlichen Höhe schwillt, und zwischen steilen Ufern mit reißender Schnelligkeit fluthet. Ein gewisses Grab öffnete sich dem waghälsigen Schwimmer in seinen Wellen, und am entgegenstehenden Ufer zeigten ihm die feindlichen Kanonen ihre mörderischen Schlünde. Ertrotzt er dennoch mitten durch die Wuth des Wassers und des Feuers den fast unmöglichen Uebergang, so erwartet die ermatteten Truppen ein frischer und muthiger Feind in einem unüberwindlichen Lager, und nach Erhohlung schmachtend finden sie eine Schlacht. Mit erschöpfter Kraft müssen sie die

feindlichen Schanzen erſteigen, deren Feſtigkeit jeden Angriff zu ſpotten ſcheint. Eine Niederlage, an dieſem Ufer erlitten, führte ſie unvermeidlich zum Untergange; denn derſelbe Strom, der ihnen die Bahn zum Siege erſchwert, verſperrt ihnen alle Wege zur Flucht, wenn das Glück ſie verlaſſen ſollte.

Der ſchwediſche Kriegsrath, den der Monarch jetzt verſammelte, machte das ganze Gewicht dieſer Gründe geltend, um die Ausführung eines ſo gefahrvollen Unternehmens zu hindern. Auch die Tapferſten zagten, und eine ehrwürdige Schar im Dienſte grau gewordener Krieger erröthete nicht ihre Beſorgniſſe zu geſtehen. Aber der Entſchluß des Königs war gefaßt. „Wie?“ ſagte er zu Guſtav Horn, der das Wort für die Uebrigen führte: „Ueber die Oſtſee, über ſo viele große Ströme Deutſchlands hätten wir geſetzt, und vor einem Bache, vor dieſem Lech hier, ſollten wir ein Unternehmen aufgeben?“ Er hatte bereits bey Beſichtigung der Gegend die er mit mancher Lebensgefahr anſtellte, die Entdeckung gemacht, daß das dießſeitige Ufer über das jenſeitige hervorrage, und die Wirkung des ſchwediſchen Geſchützes, vorzugsweiſe vor dem des Feindes, begünſtige. Mit ſchneller Beſonnenheit wußte er dieſen Umſtand zu nützen. Unverzüglich ließ er an der Stelle, wo ſich das linke Ufer des Lechs gegen das rechte zu krümmte, drey Batterien aufwerfen, von welchen zwey und ſiebenzig Feldſtücke ein kreuzweiſes Feuer gegen den Feind unterhielten. Während daß dieſe wüthende Kanonade die Baiern von dem jenſeitigen Ufer entfernte, ließ er in größter Eilfertigkeit über den Lech eine Brücke ſchlagen; ein dicker Dampf, aus angezündetem Holze und naſſem Strohe in Einem fort unterhalten, entzog das aufſteigende Werk lange Zeit den Augen der Feinde, indem zugleich der faſt ununterbrochene Donner des Geſchützes das Getöſe der Zimmeräxte unhörbar machte. Er ſelbſt ermunterte durch ſein eigenes Beyſpiel den Eifer der Truppen, und brannte mit eigener Hand

über sechzig Kanonen ab. Mit gleicher Lebhaftigkeit wurde die Kanonade zwey Stunden lang von den Baiern, wiewohl mit ungleichem Vortheile, erwiedert; da die hervorragenden Batterien der Schweden das jenseitige niedere Ufer beherrschten, und die Höhe des ihrigen ihnen gegen das feindliche Geschütz zur Brustwehr diente. Umsonst strebten die Baiern, die feindlichen Werke vom Ufer aus zu zerstören; das überlegene Geschütz der Schweden verscheuchte sie, und sie mußten die Brücke, fast unter ihren Augen, vollendet sehen. Tilly that an diesem schrecklichen Tage das Aeußerste, den Muth der Seinigen zu entflammen, und keine noch so drohende Gefahr konnte ihn vom Ufer abhalten. Endlich fand ihn der Tod, den er suchte. Eine Falkonetkugel zerschmetterte ihm das Bein, und bald nach ihm ward auch Altringer, sein gleich tapferer Streitgenosse, am Kopfe gefährlich verwundet. Von der begeisternden Gegenwart dieser beyden Führer verlassen, wankten endlich die Baiern, und wider seine Neigung wurde selbst Maximilian zu einem kleinmüthigen Entschlusse fortgerissen. Von den Vorstellungen des sterbenden Tilly besiegt, dessen gewohnte Festigkeit der annähernde Tod überwältigt hatte, gab er voreilig seinen unüberwindlichen Posten verloren, und eine von den Schweden entdeckte Furt, durch welche die Reiterey im Begriffe war, den Uebergang zu wagen, beschleunigte seinen muthlosen Abzug. Noch in derselben Nacht brach er, ehe noch ein feindlicher Soldat über den Lechstrom gesetzt hatte, sein Lager ab, und ohne dem Könige Zeit zu lassen, ihn auf seinem Marsche zu beunruhigen, hatte er sich in bester Ordnung nach Neuburg und Ingolstadt gezogen. Mit Befremdung sah Gustav Adolph, der am folgenden Tage den Uebergang vollführte, das feindliche Lager leer, und die Flucht des Churfürsten erregte seine Verwunderung noch mehr, als er die Festigkeit des verlassenen Lagers entdeckte. „Wär' ich der Baier gewesen," rief

er erstaunt aus, „nimmermehr — und hätte mir auch eine Stückkugel Bart und Kinn weggenommen — nimmer würde ich einen Posten, wie dieser da, verlassen und dem Feinde meine Staaten geöffnet haben.“

Jetzt also lag Baiern dem Sieger offen, und die Kriegsfluth, die bis jetzt nur an den Grenzen dieses Landes gestürmt hatte, wälzte sich zum ersten Mahle über seine lang verschonten gesegneten Fluren. Bevor sich aber der König an Eroberung dieses feindlich gesinnten Landes wagte, entriß er erst die Reichsstadt Augsburg dem baierischen Joche, nahm ihre Bürger in Pflichten, und versicherte sich ihrer Treue durch eine zurückgelassene Besatzung. Darauf rückte er in beschleunigten Märschen gegen Ingolstadt an, um durch Einnahme dieser wichtigen Festung, welche der Churfürst mit einem großen Theile seines Heeres deckte, seine Eroberungen in Baiern zu sichern, und festen Fuß an der Donau zu fassen.

Bald nach seiner Ankunft vor Ingolstadt beschloß der verwundete Tilly in den Mauern dieser Stadt seine Laufbahn, nachdem er alle Launen des untreuen Glücks erfahren hatte. Von der überlegenen Feldherrngröße Gustav Adolphs zermalmt, sah er am Abende seiner Tage alle Lorbern seiner frühern Siege dahin welken, und befriedigte durch eine Kette von Widerwärtigkeiten die Gerechtigkeit des Schicksals und Magdeburgs zürnende Manen. In ihm verlor die Armee des Kaisers und der Ligue einen unersetzlichen Führer, die katholische Religion den eifrigsten ihrer Vertheidiger, und Maximilian von Baiern den treuesten seiner Diener, der seine Treue durch den Tod versiegelte, und die Pflichten des Feldherrn auch noch sterbend erfüllte. Sein letztes Vermächtniß an den Churfürsten war die Ermahnung, die Stadt Regensburg zu besetzen, um Herr der Donau und mit Böhmen in Verbindung zu bleiben.

Mit der Zuversicht, welche die Frucht so vieler Siege zu seyn pflegt, unternahm Gustav Adolph die Belagerung der Stadt, und hoffte durch das Ungestüm des ersten Angriffs ihren Widerstand zu besiegen. Aber die Festigkeit ihrer Werke und die Tapferkeit der Besatzung setzten ihm Hindernisse entgegen, die er seit der Breitenfelder Schlacht nicht zu bekämpfen gehabt hatte, und wenig fehlte, daß die Wälle von Ingolstadt nicht das Ziel seiner Thaten wurden. Beym Recognosciren der Festung streckte ein Vierundzwanzigpfünder sein Pferd unter ihm in den Staub, daß er zu Boden stürzte, und kurz darauf ward sein Liebling, der junge Markgraf von Baden, durch eine Stückkugel von seiner Seite weggerissen. Mit schneller Fassung erhob sich der König wieder, und beruhigte sein erschrockenes Volk, indem er sogleich auf einem andern Pferde seinen Weg fortsetzte.

Die Besitznehmung der Baiern von Regensburg, welche Reichsstadt der Churfürst, dem Rathe des Tilly, gemäß, durch List überraschte, und durch eine starke Besatzung in seinen Fesseln hielt, änderte schnell den Kriegsplan des Königs. Er selbst hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, diese protestantisch gesinnte Reichsstadt in seine Gewalt zu bekommen, und an ihr eine nicht minder ergebene Bundesgenossinn als an Nürnberg, Augsburg und Frankfurt zu finden. Die Unterjochung derselben durch die Baiern entfernte auf lange Zeit die Erfüllung seines vornehmsten Wunsches, sich der Donau zu bemächtigen, und seinem Gegner alle Hülfe von Böhmen aus abzuschneiden. Schnell verließ er Ingolstadt, an dessen Wällen er Zeit und Volk fruchtlos verschwendete, und drang in das Innerste von Baiern, um den Churfürsten zur Beschützung seiner Staaten herbey zu locken, und so die Ufer der Donau von ihren Vertheidigern zu entblößen.

Das ganze Land bis München lag dem Eroberer offen. Mosburg, Landshuth, das ganze Stift Freysingen unterwar-

fen ſich ihm; nichts konnte ſeinen Waffen widerſtehen. Fand er aber gleich keine ordentliche Kriegsmacht auf ſeinem Wege, ſo hatte er in der Bruſt jedes Baiern einen deſto unverſöhnlichern Feind, den Religionsfanatismus, zu bekämpfen. Soldaten, die nicht an den Papſt glaubten, waren auf dieſem Boden eine neue, eine unerhörte Erſcheinung; der blinde Eifer der Pfaffen hatte ſie dem Landmanne als Ungeheuer, als Kinder der Hölle, und ihren Anführer als den Antichriſt abgeſchildert. Kein Wunder, wenn man ſich von allen Pflichten der Natur und der Menſchlichkeit gegen dieſe Satansbrut losſprach, und zu den ſchrecklichſten Gewaltthaten ſich berechtigt glaubte. Wehe dem ſchwediſchen Soldaten, der einem Haufen dieſer Wilden einzeln in die Hände fiel! Alle Martern, welche die erfinderiſche Wuth nur erdenken mag, wurden an dieſen unglücklichen Schlachtopfern ausgeübt, und der Anblick ihrer verſtümmelten Körper entflammte die Armee zu einer ſchrecklichen Wiedervergeltung. Nur Guſtav Adolph befleckte durch keine Handlung der Rache ſeinen Heldencharakter, und das ſchlechte Vertrauen der Baiern zu ſeinem Chriſtenthume, weit entfernt, ihn von den Vorſchriften der Menſchlichkeit gegen dieſes unglückliche Volk zu entbinden, machte es ihm vielmehr zu der heiligſten Pflicht, durch eine deſto ſtrengere Mäßigung ſeinen Glauben zu ehren.

Die Annäherung des Königs verbreitete Schrecken und Furcht in der Hauptſtadt, die von Vertheidigern entblößt, und von den vornehmſten Einwohnern verlaſſen, bey der Großmuth des Siegers allein ihre Rettung ſuchte. Durch eine unbedingte freywillige Unterwerfung hoffte ſie, ſeinen Zorn zu beſänftigen, und ſchickte ſchon bis Freyſingen Deputirte voraus, ihm ihre Thorſchlüſſel zu Füßen zu legen. Wie ſehr auch der König durch die Unmenſchlichkeit der Baiern und durch die feindſelige Geſinnung ihres Herrn zu einem grauſamen Gebrauche ſeiner Eroberungsrechte gereizt, wie

dringend er, ſelbſt von Deutſchen beſtürmt wurde, Magdeburgs Schickſal an der Reſidenz ihres Zerſtörers zu ahnden: ſo verachtete doch ſein großes Herz dieſe niedrige Rache, und die Wehrloſigkeit des Feindes entwaffnete ſeinen Grimm. Zufrieden mit dem edlern Triumphe, den Pfalzgrafen Friedrich mit ſiegreichem Pomp in die Reſidenz desſelben Fürſten zu führen, der das vornehmſte Werkzeug ſeines Falls, und der Räuber ſeiner Staaten war, erhöhte er die Pracht ſeines Einzuges durch den ſchönern Glanz der Mäßigung und der Milde.

Der König fand in München nur einen verlaſſenen Pallaſt; denn die Schätze des Churfürſten hatte man nach Werfen geflüchtet. Die Pracht des churfürſtlichen Schloſſes ſetzte ihn in Erſtaunen, und er fragte den Aufſeher, der ihm die Zimmer zeigte, nach dem Nahmen des Baumeiſters. „Es iſt kein anderer,“ verſetzte dieſer, „als der Churfürſt ſelbſt.“ — „Ich möchte ihn haben, dieſen Baumeiſter,“ erwiederte der König, „um ihn nach Stockholm zu ſchicken.“ — „Davor,“ antwortete jener, „wird ſich der Baumeiſter zu hüthen wiſſen.“ — Als man das Zeughaus durchſuchte, fanden ſich bloße Lavetten, zu denen die Kanonen fehlten. Die Letztern hatte man ſo künſtlich unter dem Fußboden eingeſcharrt, daß ſich keine Spur davon zeigte, und ohne die Verrätherey eines Arbeiters hätte man den Betrug nie erfahren. „Stehet auf von den Todten,“ rief der König, „und kommet zum Gerichte.“ — Der Boden ward aufgeriſſen, und man entdeckte gegen hundert und dreyzig Stücke, manche von außerordentlicher Größe, welche größten Theils aus der Pfalz und aus Böhmen erbeutet waren. Ein Schatz von dreyßig tauſend Ducaten in Gold, der in einem der größern verſteckt war, machte das Vergnügen vollkommen, womit dieſer koſtbare Fund den König überraſchte.

Aber eine weit willkommenere Erscheinung würde die baierische Armee selbst ihm gewesen seyn, welche aus ihren Verschanzungen hervorzulocken, er in's Herz von Baiern gedrungen war. In dieser Erwartung sah sich der König betrogen. Kein Feind erschien, keine noch so dringende Aufforderung seiner Unterthanen konnte den Churfürsten vermögen, den letzten Ueberrest seiner Macht in einer Feldschlacht auf's Spiel zu setzen. In Regensburg eingeschlossen, harrte er auf die Hülfe, welche ihm der Herzog von Friedland von Böhmen aus zuführen sollte, und versuchte einstweilen, bis der erwartete Beystand erschien, durch Erneuerung der Neutralitäts-Unterhandlungen seinen Feind außer Thätigkeit zu setzen. Aber das zu oft gereizte Mistrauen des Monarchen vereitelte diesen Zweck, und die vorsetzliche Zögerung Wallensteins ließ Baiern unterdessen den Schweden zum Raube werden.

So weit war Gustav Adolph von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung fortgeschritten, ohne auf seinem Wege einen Feind zu finden, der ihm gewachsen gewesen wäre. Ein Theil von Baiern und Schwaben, Frankens Bisthümer, die untere Pfalz, das Erzstift Mainz lagen bezwungen hinter ihm; bis an die Schwelle der österreichischen Monarchie hatte ein nie unterbrochenes Glück ihn begleitet, und ein glänzender Erfolg den Operationsplan gerechtfertigt, den er sich nach dem Breitenfelder Siege vorgezeichnet hatte. Wenn es ihm gleich nicht, wie er wünschte, gelungen war, die gehoffte Vereinigung unter den protestantischen Reichsfürsten durchzusetzen, so hatte er doch die Glieder der katholischen Ligue entwaffnet oder geschwächt, den Krieg größten Theils auf ihre Kosten bestritten, die Hülfsquellen des Kaisers vermindert, den Muth der schwächern Stände gestärkt, und durch die gebrandschatzten Länder der kaiserlichen Alliirten einen Weg nach den österreichischen Staaten gefunden. Wo er durch die Gewalt der Waffen keinen Gehorsam er-

pressen konnte, da leistete ihm die Freundschaft der Reichsstädte, die er durch die vereinigten Bande der Politik und Religion an sich zu fesseln gewußt hatte, die wichtigsten Dienste; und er konnte, so lange er die Ueberlegenheit im Felde behielt, Alles von ihrem Eifer erwarten. Durch seine Eroberungen am Rhein waren die Spanier von der Unterpfalz abgeschnitten, wenn ihnen der niederländische Krieg auch noch Kräfte ließ, Theil an dem deutschen zu nehmen; auch der Herzog von Lothringen hatte nach seinem verunglückten Feldzuge die Neutralität vorgezogen. Noch so viele längs seines Zuges durch Deutschland zurückgelassene Besatzungen, hatten sein Heer nicht vermindert, und noch eben so frisch, als es diesen Zug angetreten hatte, stand es jetzt mitten in Baiern, entschlossen und gerüstet, den Krieg in das Innerste von Oesterreich zu wälzen.

Während daß Gustav Adolph den Krieg im Reiche mit solcher Ueberlegenheit führte, hatte das Glück seinen Bundesgenossen, den Churfürsten von Sachsen, auf einem andern Schauplatze nicht weniger begünstigt. Man erinnert sich, daß bey der Berathschlagung, welche nach der Leipziger Schlacht zwischen beyden Fürsten zu Halle angestellt worden, die Eroberung Böhmens dem Churfürsten von Sachsen zum Antheile fiel, indem der König für sich selbst den Weg nach den ligustischen Ländern erwählte. Die erste Frucht, welche der Churfürst von dem Siege bey Breitenfeld erntete, war die Wiedereroberung von Leipzig, worauf in kurzer Zeit die Befreyung des ganzen Kreises von den kaiserlichen Besatzungen folgte. Durch die Mannschaft verstärkt, welche von der feindlichen Garnison zu ihm übertrat, richtete der sächsische General von Arnheim seinen Marsch nach der Lausitz, welche Provinz ein kaiserlicher General, Rudolph von Tiefenbach, mit einer Armee überschwemmt hatte, dem Churfürsten von Sachsen wegen seines Uebertritts zu der Partey

des Feindes zu züchtigen. Schon hatte er in dieser schlecht vertheidigten Provinz die gewöhnlichen Verwüstungen angefangen, mehrere Städte erobert, und Dresden selbst durch seine drohende Annäherung erschreckt. Aber diese reißenden Fortschritte hemmte plötzlich ein ausdrücklicher wiederhohlter Befehl des Kaisers, alle sächsischen Besitzungen mit Krieg zu verschonen.

Zu spät erkannte Ferdinand die fehlerhafte Politik, die ihm verleitet hatte, den Churfürsten von Sachsen auf's Aeußerste zu bringen, und dem König von Schweden diesen wichtigen Bundesgenossen gleichsam mit Gewalt zuzuführen. Was er durch einen unzeitigen Trotz verdarb, wollte er jetzt durch eine eben so übel angebrachte Mäßigung wieder gut machen, und er beging einen zweyten Fehler, indem er den ersten verbessern wollte. Seinem Feinde einen so mächtigen Alliirten zu rauben, erneuerte er durch Vermittelung der Spanier die Unterhandlungen mit dem Churfürsten, und, den Fortgang derselben zu erleichtern, mußte Tiefenbach sogleich alle sächsischen Länder verlassen. Aber diese Demüthigung des Kaisers, weit entfernt, die gehoffte Wirkung hervorzubringen, entdeckte dem Churfürsten nur die Verlegenheit seines Feindes und seine eigene Wichtigkeit, und ermunterte ihn vielmehr, die errungenen Vortheile desto lebhafter zu verfolgen. Wie konnte er auch, ohne sich durch den schändlichsten Undank verächtlich zu machen, einem Alliirten entsagen, dem er die heiligsten Versicherungen seiner Treue gegeben, dem er für die Rettung seiner Staaten, ja selbst seines Churhuts verpflichtet war?

Die sächsische Armee, des Zugs nach der Lausitz überhoben, nahm also ihren Weg nach Böhmen, wo ein Zusammenfluß günstiger Ereignisse ihr im voraus den Sieg zu versichern schien. Noch immer glimmte in diesem Königreiche, dem ersten Schauplatz dieses verderblichen Krieges, das

Feuer der Zwietracht unter der Asche, und durch den fortgesetzten Druck der Tyranney wurde dem Unwillen der Nation mit jedem Tage neue Nahrung gegeben. Wohin man die Augen richtete, zeigte dieses unglückliche Land Spuren der traurigsten Veränderung. Ganze Ländereyen hatten ihre Besitzer gewechselt, und seufzten unten dem verhaßten Joche katholischer Herren, welche die Gunst des Kaisers und der Jesuiten mit dem Raube der vertriebenen Protestanten bekleidet hatte. Andere hatten das öffentliche Elend benutzt, die eingezogenen Güter der Verwiesenen um geringe Preise an sich zu kaufen. Das Blut der vornehmsten Freyheitsverfechter war auf Henkersbühnen verspritzt worden, und welche durch eine zeitige Flucht dem Verderben entrannen, irrten ferne von ihrer Heimath im Elende umher, während daß die geschmeidigen Sclaven des Despotismus ihr Erbe verschwelgten. Unerträglicher, als der Druck dieser kleinen Tyrannen war der Gewissenszwang, welcher die ganze protestantische Partey dieses Königreichs ohne Unterschied belastete. Keine Gefahr von außen, keine noch so ernstliche Widersetzung der Nation, keine noch so abschreckende Erfahrung hatte dem Bekehrungseifer der Jesuiten ein Ziel setzen können: wo der Weg der Güte nichts fruchtete, bediente man sich soldatischer Hülfe, die Verirrten in den Schafstall der Kirche zurück zu ängstigen. Am härtesten traf dieses Schicksal die Bewohner des Joachimsthals, im Grenzgebirge zwischen Böhmen und Meißen. Zwey kaiserliche Commissarien, durch eben so viel Jesuiten und fünfzehn Musketiere unterstützt, zeigten sich in diesem friedlichen Thale, das Evangelium den Ketzern zu predigen. Wo die Beredsamkeit der Erstern nicht zulangte, suchte man durch gewaltsame Einquartierung der Letztern in die Häuser, durch angedrohte Verbannung, durch Geldstrafen seinen Zweck durchzusetzen. Aber für dieß Mahl siegte die gute Sache, und der herzhafte Widerstand dieses kleinen

Volks nöthigte den Kaiſer, ſein Bekehrungsmandat ſchimpflich zurückzunehmen. Das Beyſpiel des Hofes diente den Katholiken des Königreichs zur Richtſchnur ihres Betragens, und rechtfertigte alle Arten der Unterdrückung, welche ihr Uebermuth gegen die Proteſtanten auszuüben verſucht war. Kein Wunder, wenn dieſe ſchwer verfolgte Partey einer Veränderung günſtig wurde, und ihrem Befreyer, der ſich jetzt an der Grenze zeigte, mit Sehnſucht entgegen ſah.

Schon war die ſächſiſche Armee im Anzuge gegen Prag. Aus allen Plätzen, vor denen ſie erſchien, waren die kaiſerlichen Beſatzungen gewichen. Schlbckenau, Tetſchen, Außig, Leutmeritz fielen ſchnell nach einander in Feindes Hand; jeder katholiſche Ort wurde der Plünderung Preis gegeben. Schrecken ergriff alle Papiſten des Königreichs, und eingedenk der Mißhandlung, welche ſie an den Evangeliſchen ausgeübt hatten, wagten ſie es nicht, die rächende Ankunft eines proteſtantiſchen Heeres zu erwarten. Alles, was katholiſch war, und etwas zu verlieren hatte, eilte vom Lande nach der Hauptſtadt, um auch die Hauptſtadt eben ſo ſchnell wieder zu verlaſſen. Prag ſelbſt war auf keinen Angriff bereitet, und an Mannſchaft zu arm, um eine lange Belagerung aushalten zu können. Zu ſpät hatte man ſich am Hofe des Kaiſers entſchloſſen, den Feldmarſchall Tiefenbach zur Vertheidigung dieſer Hauptſtadt herbey zu rufen. Ehe der kaiſerliche Befehl die Standquartiere dieſes Generals in Schleſien erreichte, waren die Sachſen nicht ferne mehr von Prag; die halb proteſtantiſche Bürgerſchaft verſprach wenig Eifer, und die ſchwache Garniſon ließ keinen langen Widerſtand hoffen. In dieſer ſchrecklichen Bedrängniß erwarteten die katholiſchen Einwohner ihre Rettung von Wallenſtein, der in den Mauern dieſer Stadt als Privatmann lebte. Aber weit entfernt, ſeine Kriegserfahrung und das Gewicht ſeines Anſehens zur Erhaltung der Stadt anzuwen-

den, ergriff er vielmehr den willkommenen Augenblick, seine Rache zu befriedigen. Wenn er es auch nicht war, der die Sachsen nach Prag lockte; so war es doch gewiß sein Betragen, was ihnen die Einnahme dieser Stadt erleichterte. Wie wenig diese auch zu einem langen Widerstande geschickt war, so fehlte es ihr dennoch nicht an Mitteln, sich bis zur Ankunft eines Entsatzes zu behaupten; und ein kaiserlicher Oberster, Graf Maradas, bezeigte wirklich Lust, ihre Vertheidigung zu übernehmen. Aber ohne Commando, und durch nichts als seinen Eifer und seine Tapferkeit zu diesem Wagestück aufgefordert, unterstand er sich nicht, es auf eigene Gefahr, ohne die Beystimmung eines Höhern, ins Werk zu setzen. Er suchte also Rath bey dem Herzog von Friedland, dessen Bewilligung den Mangel einer kaiserlichen Vollmacht ersetzte, und an den die böhmische Generalität durch einen ausdrücklichen Befehl vom Hofe in dieser Extremität angewiesen war. Aber arglistig hüllte sich dieser in seine Dienstlosigkeit, und seine gänzliche Zurückziehung von der politischen Bühne, und schlug die Entschlossenheit des Subalternen durch die Bedenklichkeiten darnieder, die er, als der Mächtige, blicken ließ. Die Muthlosigkeit allgemein und vollkommen zu machen, verließ er endlich gar mit seinem ganzen Hofe die Stadt, so wenig er auch bey der Einnahme derselben zu befürchten hatte; und sie ging eben dadurch verloren, daß er sie durch seinen Abzug verloren gab. Seinem Beyspiele folgte der ganze katholische Adel, die Generalität mit den Truppen, die Geistlichkeit, alle Beamten der Krone; die ganze Nacht brachte man damit zu, seine Personen, seine Güter zu flüchten. Alle Straßen bis Wien waren mit Fliehenden angefüllt, die sich nicht eher als in der Kaiserstadt von ihrem Schrecken erhohlten. Maradas selbst, an Prags Errettung verzweifelnd, folgte den Uebrigen;

und führte seine kleine Mannschaft bis Tabor, wo er den Ausgang erwarten wollte.

Tiefe Stille herrschte in Prag, als die Sachsen am andern Morgen davor erschienen; keine Anstalt zur Vertheidigung; nicht ein einziger Schuß von den Wällen, der eine Gegenwehr der Bewohner verkündigte. Vielmehr sammelte sich eine Menge von Zuschauern um sie her, welche die Neugier aus der Stadt gelockt hatte, das feindliche Heer zu betrachten; und die friedliche Vertraulichkeit, womit sie sich näherten, glich vielmehr einer freundschaftlichen Begrüßung, als einem feindlichen Empfange. Aus dem übereinstimmenden Berichte dieser Leute erfuhr man, daß die Stadt leer an Soldaten und die Regierung nach Budweis geflüchtet sey. Dieser unerwartete, unerklärbare Mangel an Widerstand erregte Arnheims Mißtrauen um so mehr; da ihm die eilfertige Annäherung des Entsatzes aus Schlesien kein Geheimniß, und die sächsische Armee mit Belagerungswerkzeugen zu wenig versehen, auch an Anzahl bey weitem zu schwach war, um eine so große Stadt zu bestürmen. Vor einem Hinterhalt bange, verdoppelte er seine Wachsamkeit; und er schwebte in dieser Furcht, bis ihm der Haushofmeister des Herzogs von Friedland, den er unter dem Haufen entdeckte, diese unglaubliche Nachricht bekräftigte. „Die Stadt ist ohne Schwertstreich unser," rief er jetzt voll Verwunderung seinen Obersten zu, und ließ sie unverzüglich durch einen Trompeter auffordern.

Die Bürgerschaft von Prag, von ihren Vertheidigern schimpflich im Stich gelassen, hatte ihren Entschluß längst gefaßt, und es kam bloß darauf an, Freyheit und Eigenthum durch eine vortheilhafte Capitulation in Sicherheit zu setzen. So bald diese von dem sächsischen General im Nahmen seines Herrn unterzeichnet war, öffnete man ihm ohne Widersetzung die Thore, und die Armee hielt am 11. November

des Jahrs 1631 ihren triumphirenden Einzug. Bald folgte der Churfürst selbst nach; um die Huldigung seiner neuen Schutzbefohlnen in Person zu empfangen; denn nur unter diesem Nahmen hatten sich ihm die drey Prager Städte ergeben; ihre Verbindung mit der österreichischen Monarchie sollte durch diesen Schritt nicht zerrissen seyn. So übertrieben groß die Furcht der Papisten vor den Repressalien der Sachsen gewesen war, so angenehm überraschte sie die Mäßigung des Churfürsten und die gute Mannszucht der Truppen. Besonders legte der Feldmarschall von Arnheim seine Ergebung gegen den Herzog von Friedland bey dieser Gelegenheit an den Tag. Nicht zufrieden, alle Ländereyen desselben auf seinem Hermarsche verschont zu haben, stellte er jetzt noch Wachen an seinen Pallast, damit ja nichts daraus entwendet würde. Die Katholiken der Stadt erfreuten sich der vollkommensten Gewissensfreyheit, und von allen Kirchen, welche sie den Protestanten entrissen hatten, wurden diesen nur vier zurückgegeben. Die Jesuiten allein, welchen die allgemeine Stimme alle bisherigen Bedrückungen Schuld gab, waren von dieser Duldung ausgeschlossen, und mußten das Königreich meiden.

Johann George verläugnete selbst als Sieger die Demuth und Unterwürfigkeit nicht, die ihm der kaiserliche Nahme einflößte; und was sich ein kaiserlicher General, wie Tilly und Wallenstein, zu Dresden gegen ihn unfehlbar würde herausgenommen haben, erlaubte er sich zu Prag nicht gegen den Kaiser. Sobryklig unterschied er den Feind, mit dem er Krieg führte, von dem Reichsoberhaupte, dem er Ehrfurcht schuldig war. Er unterstand sich nicht, das Hausgeräthe des Letztern zu berühren, indem er sich ohne Bedenken die Kanonen des Erstern als gute Beute zueignete, und sie nach Dresden bringen ließ. Nicht im kaiserlichen Pallaste, sondern im Lichtensteinischen Hause nahm er

seine Wohnung zu bescheiden, die Zimmer desjenigen zu beziehen, dem er ein Königreich entriß. Würde uns dieser Zug von einem großen Manne und einem Helden berichtet, er würde uns mit Recht zur Bewunderung hinreißen. Der Charakter des Fürsten, bey dem er gefunden wird, berechtigt uns zu dem Zweifel, ob wir in dieser Enthaltung mehr den schönen Sieg der Bescheidenheit ehren, oder die kleinliche Gesinnung des schwachen Geistes bemitleiden sollen, den das Glück selbst nie kühn macht, und die Freyheit selbst nie der gewohnten Fesseln entledigt.

Die Einnahme von Prag, auf welche in kurzer Zeit die Unterwerfung der mehresten Städte folgte, bewirkte eine schnelle und große Veränderung in dem Königreiche. Viele von dem protestantischen Adel, welche bisher im Elende herumgeirrt waren, fanden sich wieder in ihrem Vaterlande ein, und der Graf von Thurn, der berüchtigte Urheber des böhmischen Aufruhrs, erlebte die Herrlichkeit, auf dem ehemahligen Schauplatze seines Verbrechens und seiner Verurtheilung sich als Sieger zu zeigen. Ueber dieselbe Brücke, wo ihm die aufgespießten Köpfe seiner Anhänger das ihn selbst erwartende Schicksal furchtbar vor Augen mahlten, hielt er jetzt seinen triumphirenden Einzug, und sein erstes Geschäft war, diese Schreckbilder zu entfernen. Die Verwiesenen setzten sich sogleich in Besitz ihrer Güter, deren jetziges Eigenthümer die Flucht ergriffen hatten. Unbekümmert, wen diesen die aufgewandten Summen erstatten würde, rissen sie Alles, was ihres gewesen war, an sich, auch wenn sie selbst den Kaufpreis dafür gezogen hatten, und Mancher unter ihnen fand Ursache, die gute Wirthschaft der bisherigen Verwalter zu rühmen. Felder und Heerden hatten unterdessen in der zweyten Hand vortrefflich gewuchert. Mit dem kostbarsten Hausrath waren die Zimmer geschmückt, die Keller, welche sie leer verlassen hatten, reichlich gefüllt, die

Städte bevölkert, die Magazine beladen; aber mißtrauisch gegen ein Glück, das so unverhofft auf sie hereinstürmte, eilten sie, diese unsichern Besitzungen wieder loszuschlagen, und den unbeweglichen Segen in bewegliche Güter zu verwandeln.

Die Gegenwart der Sachsen belebte den Muth aller Protestantischgesinnten des Königreichs, und auf dem Lande wie in der Hauptstadt sah man ganze Scharen zu den neu eröffneten evangelischen Kirchen eilen. Viele, welche nur die Furcht im Gehorsam gegen das Papstthum erhalten hatte, wandten sich jetzt öffentlich zu der neuen Lehre, und manche der neubekehrten Katholiken schworen freudig ein erzwungenes Bekenntniß ab, um ihren frühern Ueberzeugungen zu folgen. Alle bewiesene Duldsamkeit der neuen Regierung konnte den Ausbruch des gerechten Unwillens nicht verhindern, den dieses mißhandelte Volk die Unterdrücker seiner heiligsten Freyheit empfinden ließ. Fürchterlich bediente es sich seiner wieder erlangten Rechte, und seinen Haß gegen die aufgedrungene Religion stillte an manchen Orten nur das Blut ihrer Verkündiger.

Unterdessen war der Succurs, den die kaiserlichen Generale, von Götz und von Tiefenbach, aus Schlesien herbeyführten, in Böhmen angelangt, wo einige Regimenter des Grafen Tilly aus der obern Pfalz zu ihm stießen. Ihn zu zerstreuen, ehe sich seine Macht vermehrte, rückte Arnheim mit einem Theile der Armee aus Prag ihm entgegen, und that bey Lymburg an der Elbe einen muthigen Angriff auf seine Verschanzungen. Nach einem hitzigen Gefechte, schlug er endlich — nicht ohne großen Verlust, die Feinde aus ihrem befestigten Lager, und zwang sie durch die Heftigkeit seines Feuers, den Rückweg über die Elbe zu nehmen, und die Brücke abzubrechen, die sie herüber gebracht hatte. Doch konnte er nicht verhindern, daß ihm die

Kaiſerlichen nicht in mehreren kleinen Gefechten Abbruch thaten, und die Croaten ſelbſt bis an die Thore von Prag ihre Streifereyen erſtreckten. Wie glänzend und vielverſprechend auch die Sachſen den böhmiſchen Feldzug eröffnet hatten, ſo rechtfertigte der Erfolg doch keineswegs Guſtav Adolphs Erwartungen. Anſtatt mit unaufhaltſamer Gewalt die errungenen Vortheile zu verfolgen, durch das bezwungene Böhmen ſich zu der ſchwediſchen Armee durchzuſchlagen, und in Vereinigung mit ihr den Mittelpunct der kaiſerlichen Macht anzugreifen, ſchwächten ſie ſich in einem anhaltenden kleinen Kriege mit dem Feinde; wobey der Vortheil nicht immer auf ihrer Seite war, und die Zeit für eine größere Unternehmung fruchtlos verſchwendet wurde. Aber Johann Georgs nachfolgendes Betragen deckte die Triebfedern auf, welche ihn abgehalten hatten, ſich ſeines Vortheils über den Kaiſer zu bedienen, und die Entwürfe des Königs von Schweden durch eine zweckmäßige Wirkſamkeit zu befördern.

Der größte Theil von Böhmen war jetzt für den Kaiſer verloren, und die Sachſen von dieſer Seite her gegen Oeſterreich im Anzuge, während daß der ſchwediſche Monarch durch Franken, Schwaben und Baiern nach den kaiſerlichen Erbſtaaten einen Weg ſich bahnte. Ein langer Krieg hatte die Kräfte der öſterreichiſchen Monarchie verzehrt, die Länder erſchöpft, die Armeen vermindert. Dahin war der Ruhm ihrer Siege, das Vertrauen auf Unüberwindlichkeit, der Gehorſam, die gute Mannszucht der Truppen, welche dem ſchwediſchen Heerführer eine ſo entſchiedene Ueberlegenheit im Felde verſchaffte. Entwaffnet waren die Bundesgenoſſen des Kaiſers, oder die auf ſie ſelbſt hereinſtürmende Gefahr hatte ihre Treue erſchüttert. Selbſt Maximilian von Baiern, Oeſterreichs mächtigſte Stütze, ſchien den verführeriſchen Einladungen zur Neutralität nachzugeben; die verdächtige Allianz dieſes Fürſten mit Frankreich hatte den Kaiſer längſt ſchon

mit Besorgnissen erfüllt. Die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, der Churfürst von Mainz, der Herzog von Lothringen, waren aus ihren Ländern vertrieben, oder doch gefährlich bedroht; Trier stand im Begriffe, sich unter französischen Schutz zu begeben. Spaniens Waffen beschäftigte die Tapferkeit der Holländer in den Niederlanden, während daß Gustav Adolph sie vom Rheinstrome zurückschlug. Pohlen fesselte noch der Stillstand mit diesem Fürsten. Die ungarischen Grenzen bedrohte der siebenbürgische Fürst, Ragotzy, ein Nachfolger Bethlen Gabors und der Erbe seines unruhigen Geistes; die Pforte selbst machte bedenkliche Zurüstungen, den günstigen Zeitpunct zu nutzen. Die mehresten protestantischen Reichsstände, kühn gemacht durch das Waffenglück ihres Beschützers, hatten öffentlich und thätlich gegen den Kaiser Partey ergriffen. Alle Hülfsquellen, welche sich die Freyheit eines Tilly und Wallenstein durch gewaltsame Erpressungen in diesen Ländern geöffnet hatte, waren nunmehr vertrocknet, alle diese Werbeplätze, diese Magazine, diese Zufluchtsörter für den Kaiser verloren, und der Krieg konnte nicht mehr wie vormahls auf fremde Kosten bestritten werden. Seine Bedrängnisse vollkommen zu machen, entzündet sich im Lande ob der Enns ein gefährlicher Aufruhr; den unzeitigen Bekehrungseifer der Regierung bewaffnet das protestantische Landvolk, und der Fanatismus schwingt seine Fackel, indem der Feind schon an den Pforten des Reiches stürmt. Nach einem so langen Glücke, nach einer so glänzenden Reihe von Siegen, nach so herrlichen Eroberungen, nach so viel unnütz verspritztem Blute, sieht sich der österreichische Monarch zum zweyten Mahle an denselben Abgrund geführt, in den er beym Antritte seiner Regierung zu stürzen drohte. Ergriff Baiern die Neutralität, widerstand Churſachsen der Verführung, und entschloß sich Frankreich, die spanische Macht zugleich in den Niederlanden, in Italien und Ca-

talonien anzufallen: so stürzte der stolze Bau von Oesterreichs Größe zusammen, die alliirten Kronen theilten sich in seinen Raub, und der deutsche Staatskörper sah einer gänzlichen Verwandlung entgegen.

Die ganze Reihe dieser Unglücksfälle begann mit der Breitenfelder Schlacht, deren unglücklicher Ausgang den längst schon entschiedenen Verfall der österreichischen Macht, den bloß der täuschende Schimmer eines großen Nahmens versteckt hatte, sichtbar machte. Ging man zu den Ursachen zurück, welche den Schweden eine furchtbare Ueberlegenheit im Felde verschafften; so fand man sie größten Theils in der unumschränkten Gewalt ihres Anführers, der alle Kräfte seiner Pursuy in einem einzigen Puncte vereinigte, durch keine höhere Authorität in seinen Unternehmungen gefesselt, vollkommener Herr jedes günstigen Augenblicks, alle Mittel zu seinem Zwecke beherrschte, und von Niemand als sich selbst Gesetze empfing. Aber seit Wallenstein's Abdankung und Tilly's Niederlage zeigte sich auf Seiten des Kaisers und der Ligue von diesem Allen gerade das Widerspiel. Den Generälen gebrach es an Ansehen bey den Truppen und an der so nöthigen Freyheit zu handeln, den Soldaten an Gehorsam und Mannszucht, den zerstreuten Corps an übereinstimmender Wirksamkeit, den Ständen an gutem Willen, den Oberhäuptern an Eintracht, an Schnelligkeit des Entschlusses, und an Festigkeit bey Vollstreckung desselben. Nicht ihre größere Macht, nur der bessere Gebrauch, den sie von ihren Kräften zu machen wußten, war es, was den Feinden des Kaisers ein so entschiedenes Uebergewicht gab. Nicht an Mitteln, nur an einem Geiste, der, sie anzuwenden, Fähigkeit und Vollmacht besaß, fehlte es der Ligue und dem Kaiser. Hätte Graf Tilly auch nie seinen Ruhm verloren, so ließ das Mißtrauen gegen Baiern doch nicht zu, das Schicksal der Monarchie in die Hände eines Mannes zu geben, der

seine Anhänglichkeit an das baierische Haus nie verläugnete. Ferdinands dringendstes Bedürfniß war also ein Feldherr, der gleich viel Erfahrenheit besaß, eine Armee zu bilden und anzuführen, und der seine Dienste dem österreichischen Hause mit blinder Ergebenheit widmete.

Die Wahl eines solchen war es, was nunmehr den geheimen Rath, das Kaisers beschäftigte, und die Mitglieder desselben unter einander entzweyte. Einen König dem andern gegenüber zu stellen, und durch die Gegenwart ihres Herrn den Muth der Truppen zu entflammen, stellte sich Ferdinand im ersten Feuer des Affects selbst als den Führer seiner Armee dar; aber es kostete wenig Mühe, einen Entschluß umzustoßen, dem nur Verzweiflung winkte, und das erste ruhige Nachdenken widersagte. Doch was dem Kaiser seine Würde, und die Last des Regentenamts verboth, erlaubten die Umstände seinem Sohne, einem Jünglinge voll Fähigkeit und Muth, auf den die österreichischen Unterthanen mit frohen Hoffnungen blickten. Schon durch seine Geburt zur Vertheidigung einer Monarchie aufgefordert, von deren Krone er zwey schon auf seinem Haupte trug, verband Ferdinand III., König von Böhmen und Ungarn, mit der natürlichen Würde des Thronfolgers, die Achtung der Armeen und die volle Liebe der Völker, deren Beystand ihm zur Führung des Krieges so unentbehrlich war. Der geliebte Thronfolger allein durfte es wagen, dem hart beschwerten Unterthane neue Lasten aufzulegen; nur seiner persönlichen Gegenwart bey der Armee schien es aufbehalten zu seyn, die verderbliche Eifersucht der Häupter zu ersticken, und die erschlaffte Mannszucht der Truppen durch die Kraft seines Nahmens zu der vorigen Strenge zurück zu führen. Gebrach es auch dem Jünglinge noch an der nöthigen Reife des Urtheils, Klugheit und Kriegserfahrung, welche nur durch Uebung erworben wird; so konnte man diesen Mangel durch eine glückliche Wahl von Rathge-

dern und Gehülfen erſetzen, die man unter der Hülle ſeines Nahmens mit der höchſten Authorität bekleidete.

So ſchwindar die Gründe waren, womit ein Theil der Miniſter dieſen Vorſchlag unterſtützte, ſo große Schwierigkeiten ſetzte ihm das Mißtrauen, vielleicht auch die Eiferſucht des Kaiſers, und die verzweifelte Lage der Dinge entgegen. Wie gefährlich war es, das ganze Schickſal der Monarchie einem Jünglinge anzuvertrauen, der fremder Führung ſelbſt ſo bedürftig war! Wie gewagt, dem größten Feldherrn ſeines Jahrhunderts einen Anfänger entgegen zu ſtellen, deſſen Fähigkeit zu dieſem wichtigen Poſten noch durch keine Unternehmung geprüft, deſſen Nahme, von dem Neuhne, noch nie genannt, viel zu kraftlos war, um der muthloſen Armee im voraus den Sieg zu verbürgen! Welche neue Laſt zugleich für den Unterthan, der koſtbaren Staat zu beſtreiten, der einem königlichen Herrführer zukam, und den der Wahn des Zeitalters mit ſeiner Gegenwart beym Heere unzertrennlich verknüpfte! Wie bedenklich endlich für den Prinzen ſelbſt, ſeine politiſche Laufbahn mit einem Amte zu eröffnen, das ihn zur Geißel ſeines Volks, und zum Unterdrücker der Länder machte, die er künftig beherrſchen ſollte!

Und dann war es noch nicht damit gethan, den Feldherrn für die Armee aufzuſuchen; man mußte auch die Armee für den Feldherrn finden. Seit Wallenſteins gewaltſamer Entfernung hatte ſich der Kaiſer mehr mit ligiſtiſcher und bayeriſcher Hülfe, als durch eigene Armeen vertheidigt, und eben dieſe Abhängigkeit von zweydeutigen Freunden war es ja, der man durch Aufſtellung eines eigenen Heeres zu entfliehen ſuchte. Welche Möglichkeit aber, ohne die alles zwingende Macht des Goldes, und ohne den begeiſternden Nahmen eines ſiegreichen Feldherrn eine Armee aus dem Nichts hervorzurufen — und eine Armee, die es an Mannszucht, an kriegeriſchem Geiſt und an Fertigkeit mit dem ge-

Völker Scharen des nordiſchen Eroberers aufnehmen konnte? In ganz Europa war nur ein einziger Mann, der ſolch eine That gethan, und dieſem Einzigen hatte man eine tödtliche Kränkung bewieſen.

Jetzt endlich war der Zeitpunct herbey gerückt, der dem beleidigten Stolze des Herzogs von Friedland eine Genugthuung ohne Gleichen verſchaffte. Das Schickſal ſelbſt hatte ſich zu ſeinem Rächer aufgeſtellt, und eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen, die ſeit dem Tage ſeiner Abdankung über Oeſterreich hereinſtürmte, dem Kaiſer ſelbſt das Geſtändniß entriſſen, daß mit dieſem Feldherrn ſein rechter Arm ihm abgehauen worden ſey. Jede Niederlage ſeiner Truppen erneuerte dieſe Wunde, jeder verlorne Platz warf dem betrogenen Monarchen ſeine Schwäche und ſeinen Undank vor. Glücklich genug, hätte er in dem beleidigten General nur einen Anführer ſeiner Heere, nur einen Vertheidiger ſeiner Staaten verloren — aber er fand in ihm einen Feind, und den gefährlichſten von allen, weil er gegen den Streich des Verräthers am wenigſten vertheidigt war.

Entfernt von der Kriegsbühne, und zu einer folternden Unthätigkeit verurtheilt, während daß ſeine Nebenbuhler auf dem Felde des Ruhmes ſich Lorbern ſammelten, hatte der ſtolze Herzog dem Wechſel des Glücks mit verſtellter Gelaſſenheit zugeſehen, und im ſchimmernden Gepränge eines Theaterheiden die düſtern Entwürfe ſeines arbeitenden Geiſtes verborgen. Von einer glühenden Leidenſchaft aufgerieben, während daß eine fröhliche Außenſeite Ruhe und Mäßigung log, brütete er ſtill die ſchreckliche Geburt der Rachbegierde und Ehrſucht zur Reife, und näherte ſich langſam, aber ſicher dem Ziele. Erloſchen war alles in ſeiner Erinnerung, was er durch den Kaiſer geworden war; nur was er für den Kaiſer gethan hatte, ſtand mit glühenden Zügen in ſein Gedächtniß geſchrieben. Seinem unerſättlichen Durſte nach Größe und

Macht war der Undank des Kaiſers willkommen, der ſeinen Schuldbrief zu zerreißen, und ihn jeder Pflicht gegen den Urheber ſeines Glücks zu entbinden ſchien. Entſündigt und gerechtfertigt erſchienen ihm jetzt die Entwürfe ſeiner Ehrſucht im Gewande einer rechtmäßigen Wiedervergeltung. In eben dem Maße, als ſein äußerer Wirkungskreis ſich verengte, erweiterte ſich die Welt ſeiner Hoffnungen, und ſeine ſchwärmende Einbildungskraft verlor ſich in unbegrenzten Entwürfen, die in jedem andern Kopfe als dem ſeinigen nur der Wahnſinn erzeugen kann. So hoch, als der Menſch nur immer durch eigene Kraft ſich zu erheben vermag, hatte ſein Verdienſt ihn emporgetragen; nichts von allen dem, was dem Privatmanne und Bürger innerhalb ſeiner Pflichten erreichbar bleibt, hatte das Glück ihm verweigert. Bis auf den Augenblick ſeiner Entlaſſung hatten ſeine Anſprüche keinen Widerſtand, ſein Ehrgeiz keine Grenzen erfahren; der Schlag, der ihn auf dem Regensburger Reichstage zu Boden ſtreckte, zeigte ihm den Unterſchied zwiſchen urſprünglicher und übertragener Gewalt, und den Abſtand des Unterthans von dem Gebiether. Aus dem bisherigen Taumel ſeiner Herrſchergröße durch dieſen überraſchenden Glückswechſel aufgeſchreckt, verglich er die Macht, die er beſeſſen, mit derjenigen, durch welche ſie ihm entriſſen wurde, und ſein Ehrgeiz bemerkte die Stufe, die auf der Leiter des Glücks noch für ihn zu erſteigen war. Erſt nachdem er das Gewicht der höchſten Gewalt mit ſchmerzhafter Wahrheit erfahren, ſtreckte er lüſtern die Hände darnach aus; der Raub, der an ihm ſelbſt verübt wurde, machte ihn zum Räuber. Durch keine Beleidigung gereizt, hätte er folgſam ſeine Bahn um die Majeſtät des Thrones beſchrieben, zufrieden mit dem Ruhme, der glänzendſte ſeiner Trabanten zu ſeyn; erſt nachdem man ihn gewaltſam aus ſeinem Kreiſe ſtieß, verwirrte

er das System, dem er angehörte, und ſtürzte ſich zermalmend auf ſeine Sonne.

Guſtav Adolph durchwanderte den deutſchen Norden mit ſiegendem Schritte; ein Platz nach dem andern ging an ihn verloren, und bey Leipzig fiel der Kern der kaiſerlichen Macht. Das Gerücht dieſer Niederlage drang bald auch zu Wallenſtein's Ohren, der, zu Prag in die Dunkelheit des Privatſtandes zurückgeſchwunden, aus ruhiger Ferne den tobenden Kriegsſturm betrachtete. Was die Bruſt aller Katholiken mit Unruhe erfüllte, verkündigte ihm Größe und Glück; nur für ihn arbeitete Guſtav Adolph. Kaum hatte der Letztere angefangen, ſich durch ſeine Kriegsthaten in Achtung zu ſetzen, ſo verlor der Herzog von Friedland keinen Augenblick, ſeine Freundſchaft zu ſuchen, und mit dieſem glücklichen Feinde Oeſterreichs gemeine Sache zu machen. Der vertriebene Graf von Thurn, der dem Könige von Schweden ſchon längſt ſeine Dienſte gewidmet, übernahm es dem Monarchen Wallenſtein's Glückwünſche zu überbringen, und ihn zu einem engern Bündniſſe mit dem Herzoge einzuladen. Fünfzehn tauſend Mann begehrte Wallenſtein von dem Könige, um mit Hülfe derſelben und mit den Truppen, die er ſelbſt zu werben ſich anheiſchig machte, Böhmen und Mähren zu erobern, Wien zu überfallen, und den Kaiſer, ſeinen Herrn, bis nach Italien zu verjagen. So ſehr das Unerwartete dieſes Antrags und das Uebertriebene der gemachten Verſprechungen das Mißtrauen Guſtav Adolphs erregte, ſo war er doch ein zu guter Kenner des Verdienſtes, um einen ſo wichtigen Freund mit Kaltſinn zurückzuweiſen. Nachdem aber Wallenſtein, durch die günſtige Aufnahme dieſes erſten Verſuches ermuntert, nach der Breitenfelder Schlacht ſeinen Antrag erneuerte, und auf eine beſtimmte Erklärung drang, trug der vorſichtige Monarch Bedenken, an die ſchimäriſchen Entwürfe dieſes verwegenen Kopfes ſeinen Ruhm zu wagen,

und der Redlichkeit eines Mannes, der sich ihm als Verräther ankündigte, eine so zahlreiche Mannschaft anzuvertrauen. Er entschuldigte sich mit der Schwäche seiner Armee, die auf ihrem Zuge in das Reich durch eine so starke Verminderung leiden würde, und verscherzte aus übergroßer Vorsicht vielleicht die Gelegenheit, den Krieg auf das Schnellste zu endigen. Zu spät versuchte er in der Folge die zerrissenen Unterhandlungen zu erneuern; der günstige Moment war vorüber, und Wallenstein's beleidigter Stolz vergab ihm diese Geringschätzung nie.

Aber diese Weigerung des Königs beschleunigte wahrscheinlich nur den Bruch, den die Form dieser beyden Charaktere ganz unvermeidlich machte. Beyde geboren, Gesetze zu geben, nicht sie zu empfangen, konnten nimmermehr in einer Unternehmung vereinigt bleiben, die mehr als jede andere Nachgiebigkeit und gegenseitige Opfer nothwendig macht. Wallenstein war Nichts, wo er nicht Alles war; er mußte entweder gar nicht, oder mit vollkommenster Freyheit handeln. Eben so herzlich haßte Gustav Adolph jede Abhängigkeit, und wenig fehlte, daß er selbst die so vortheilhafte Verbindung mit dem französischen Hofe nicht zerrissen hätte; weil die Anmaßungen desselben seinem selbstthätigen Geiste Fesseln anlegten. Jener war für die Partey verloren, die er nicht lenken durfte; dieser noch weit weniger dazu gemacht, dem Gängelbande zu folgen. Waren die gebietherischen Anmaßungen dieses Bundesgenossen dem Herzoge von Friedland bey ihren gemeinschaftlichen Operationen schon so lästig, so mußten sie ihm unerträglich seyn, wenn es dazu kam, sich in die Beute zu theilen. Der stolze Monarch konnte sich herablassen, den Beystand eines rebellischen Unterhans gegen den Kaiser anzunehmen, und diesen wichtigen Dienst mit königlicher Großmuth belohnen; aber nie konnte er seine eigene und aller Könige Majestät so sehr aus den Augen

setzen, um den Preis zu bestätigen, den die ausschweifende Ehrsucht des Herzogs darauf zu setzen wagte; nie eine nützliche Verrätherey mit einer Krone bezahlen. Von ihm also war, auch wenn ganz Europa schwieg, ein furchtbarer Widerspruch zu fürchten, sobald Wallenstein nach dem böhmischen Zepter die Hand ausstreckte — und er war auch in ganz Europa der Mann, der einem solchen Veto Kraft geben konnte. Durch den eigenen Arm Wallenstein's zum Dictator von Deutschland gemacht, konnte er gegen diesen selbst seine Waffen kehren, und sich von jeder Pflicht der Erkenntlichkeit gegen einen Verräther für losgezählt halten. Neben einem solchen Alliirten hatte also kein Wallenstein Raum; und wahrscheinlich war es dieß, nicht seine vermeintliche Absicht auf den Kaiserthron, worauf er anspielte, wenn er nach dem Tode des Königs in die Worte ausbrach: „Ein Glück für mich und ihn, daß er dahin ist! das deutsche Reich konnte nicht zwey solche Häupter brauchen.“

Der erste Versuch zur Rache an dem Hause Oesterreich war fehlgeschlagen; aber fest stand der Vorsatz, und nur die Wahl der Mittel erlitt eine Veränderung. Was ihm bey dem Könige von Schweden mißlungen war, hoffte er mit minder Schwierigkeit und mehr Vortheil bey dem Churfürsten von Sachsen zu erreichen, den er eben so gewiß war, nach seinem Willen zu lenken, als er bey Gustav Adolph daran verzweifelte. In fortdauerndem Einverständnisse mit Arnheim, seinem alten Freunde, arbeitete er nun jetzt an, an einer Verbindung mit Sachsen, wodurch er dem Kaiser und dem Könige von Schweden gleich fürchterlich zu werden hoffte. Er konnte sich von einem Entwurfe, der, wenn er einschlug, den schwedischen Monarchen um seinen Einfluß in Deutschland brachte, desto leichter Eingang bey Johann Georg versprechen, jemehr die eifersüchtige Gemüthsart

dieſes Prinzen durch die Macht Guſtav Adolphs gereizt, und ſeine ohnehin ſchwache Neigung zu demſelben durch die erhöhten Anſprüche des Königs erkaltet ward. Gelang es ihm, Sachſen von dem ſchwediſchen Bündniſſe zu trennen, und in Verbindung mit demſelben eine dritte Parthey im Reiche zu errichten; ſo lag der Ausſchlag des Krieges in ſeiner Hand, und er hatte durch dieſen einzigen Schritt zugleich ſeine Rache an dem Kaiſer befriedigt, ſeine verſchmähte Freundſchaft an dem ſchwediſchen König gerächt, und auf dem Ruin von Beyden den Bau ſeiner eigenen Größe gegründet.

Aber auf welchem Wege er auch ſeinen Zweck verfolgte, ſo konnte er denſelben ohne den Beyſtand einer ihm ganz ergebenen Armee nicht zur Ausführung bringen. Dieſe Armee konnte ſo geheim nicht geworben werden, daß am kaiſerlichen Hofe nicht Verdacht geſchöpft, und der Anſchlag gleich in ſeiner Entſtehung vereitelt wurde. Dieſe Armee durfte ihre geſetzwidrige Beſtimmung vor der Zeit nicht erfahren; indem ſchwerlich zu erwarten war, daß ſie dem Rufe eines Verräthers gehorchen, und gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn dienen würde. Wallenſtein mußte alſo unter kaiſerlicher Authorität und öffentlich werben, und von dem Kaiſer ſelbſt zur unumſchränkten Herrſchaft über die Truppen berechtigt ſeyn. Wie konnte dieß aber anders geſchehen, als wenn ihm das entzogene Generalat auf's Neue übertragen, und die Führung des Kriegs unbedingt überlaſſen ward? Dennoch erlaubte ihm weder ſein Stolz, noch ſein Vortheil, ſich ſelbſt zu dieſem Poſten zu drängen, und als ein Bittender von der Gnade des Kaiſers eine beſchränkte Macht zu erflehen, die von der Furcht desſelben uneingeſchränkt zu ertrotzen ſtand. Um ſich zum Herrn der Bedingungen zu machen, unter welchen das Commando von ihm übernommen würde, mußte er abwarten, bis es ihm von ſeinem Herrn

aufgedrungen ward. — Dieß war der Rath, den ihm Arnheim ertheilte, und dieß das Ziel, wornach er mit tiefer Politik und rastloser Thätigkeit strebte.

Ueberzeugt, daß nur die äußerste Noth die Unentschlossenheit des Kaisers besiegen, und den Widerspruch Baierns und Spaniens, seiner beyden eifrigsten Gegner, unkräftig machen könne, bewies er sich von jetzt an geschäftig, die Fortschritte des Feindes zu befördern, und die Bedrängnisse seines Herrn zu vermehren. Sehr wahrscheinlich geschah es auf seine Einladung und Ermunterung, daß die Sachsen, schon auf dem Wege nach der Lausitz und Schlesien, sich nach Böhmen wandten, und dieses unvertheidigte Reich mit ihrer Macht überschwemmten; ihre schnellen Eroberungen in demselben waren nicht weniger sein Werk. Durch den Kleinmuth, den er häuchelte, erstickte er jeden Gedanken an Widerstand, und überlieferte die Hauptstadt, durch seinen voreiligen Abzug, dem Sieger. Bey einer Zusammenkunft mit dem sächsischen General zu Kaunitz, wozu eine Friedensunterhandlung ihm den Vorwand darreichte, wurde wahrscheinlich das Siegel auf die Verschwörung gedrückt, und Böhmens Eroberung war die erste Frucht dieser Verabredung. Indem er selbst nach Vermögen dazu beytrug, die Unglücksfälle über Oesterreich zu häufen, und durch die raschen Fortschritte der Schweden am Rheinstrome auf's Nachdrücklichste dabey unterstützt wurde, ließ er seine freywilligen und gedungenen Anhänger in Wien über das öffentliche Unglück die heftigsten Klagen führen, und die Absetzung des vorigen Feldherrn als den einzigen Grund der erlittenen Verluste abschildern. „Dahin hätte Wallenstein es nicht kommen lassen, wenn er am Ruder geblieben wäre!“ riefen jetzt tausend Stimmen, und selbst im geheimen Rathe des Kaisers fand diese Meinung feurige Verfechter.

Es bedurfte ihrer wiederhohlten Bestürmung nicht, dem

bedrängten Monarchen die Augen über die Verdienste seines Generals und die begangene Uebereilung zu öffnen. Bald genug ward ihm die Abhängigkeit von Baiern und der Ligue unerträglich; aber eben diese Abhängigkeit verstattete ihm nicht, sein Mißtrauen zu zeigen, und durch Zurückberufung des Herzogs von Friedland den Churfürsten aufzubringen. Jetzt aber, da die Noth mit jedem Tage stieg, und die Schwäche des baierischen Beystandes immer sichtbarer wurde; bedachte er sich nicht länger, den Freunden des Herzogs sein Ohr zu leihen, und ihre Vorschläge wegen Zurückberufung dieses Feldherrn in Ueberlegung zu nehmen. Die unermäßlichen Reichthümer, die der Letztere besaß, die allgemeine Achtung, in der er stand, die Schnelligkeit, womit er sechs Jahre vorher ein Heer von vierzig tausend Streitern ins Feld gestellt, der geringe Kostenaufwand, womit er dieses zahlreiche Heer unterhalten, die Thaten, die er an der Spitze desselben verrichtet, der Eifer endlich und die Treue, die er für des Kaisers Ehre bewiesen hatte, lebten noch in dankbarem Andenken bey dem Monarchen, und stellten ihm den Herzog als das schicklichste Werkzeug dar, das Gleichgewicht der Waffen zwischen den kriegführenden Mächten wieder herzustellen, Oesterreich zu retten, und die katholische Religion aufrecht zu erhalten. Wie empfindlich auch der kaiserliche Stolz die Erniedrigung fühlte, ein so unzweydeutiges Geständniß seiner ehemahligen Uebereilung und seiner gegenwärtigen Noth abzulegen, wie sehr es ihn schmerzte, von der Höhe seiner Herrscherwürde zu Bitten herabzusteigen, wie verdächtig auch die Treue eines so bitter beleidigten und so unversöhnlichen Mannes war, wie laut und nachdrücklich endlich auch die spanischen Minister und der Churfürst von Baiern ihr Mißfallen über diesen Schritt zu erkennen gaben, so siegte jetzt die dringende Noth über jede andere Betrachtung, und die Freunde des Herzogs erhielten den Auftrag,

seine Gesinnungen zu erforschen, und ihm die Möglichkeit seiner Wiederherstellung von ferne zu zeigen.

Unterrichtet von Allem, was im Cabinette des Kaisers zu seinem Vortheile verhandelt wurde, gewann dieser Herrschaft genug über sich selbst, seinen innern Triumph und die Rolle des Gleichgültigen zu spielen. Die Zeit der Rache war gekommen, und sein stolzes Herz frohlockte, die erlittene Kränkung dem Kaiser mit vollen Zinsen zu erstatten. Mit kunstvoller Beredsamkeit verbreitete er sich über die glückliche Ruhe des Privatlebens, die ihn seit seiner Entfernung von dem politischen Schauplatze beselige. Zu lange, erklärte er, habe er die Reize der Unabhängigkeit und Muße gekostet, um sie dem nichtigen Phantom des Ruhms und der unsichern Fürstengunst auszuopfern. Alle seine Begierden nach Größe und Macht seyen ausgelöscht, und Ruhe das einzige Ziel seiner Wünsche. Um ja keine Ungeduld zu verrathen, schlug er die Einladung an den Hof des Kaisers aus, rückte aber doch bis nach Znaim in Mähren vor, um die Unterhandlungen mit dem Hofe zu erleichtern.

Anfangs versuchte man die Größe der Gewalt welche ihm eingeräumt werden sollte, durch die Gegenwart eines Aufsehers zu beschränken, und durch diese Auskunft den Churfürsten von Baiern um so eher zum Stillschweigen zu bringen. Die Abgeordneten des Kaisers, von Questenberg und von Werdenberg, die, als alte Freunde des Herzogs, zu dieser schlüpfrigen Unterhandlung gebraucht wurden, hatten den Befehl, in ihrem Antrage an ihn des Königs von Ungarn zu erwähnen, der bey der Armee zugegen seyn, und unter Wallenstein's Führung die Kriegskunst erlernen sollte. Aber schon die bloße Nennung dieses Nahmens drohte die ganze Unterhandlung zu zerreißen. „Nie und nimmermehr,“ erklärte der Herzog, „würde er einen Gehülfen in seinem Amte dulden, und wenn es Gott selbst

wäre, mit dem er das Commando theilen ſollte.« Aber auch noch dann, als man von dieſem verhaßten Puncte abgeſtanden war, erſchöpfte der kaiſerliche Günſtling und Miniſter, Fürſt von Eggenberg, Wallenſtein's ſtandhafter Freund und Verfechter, den man in Perſon an ihn abgeſchickt hatte, lange Zeit ſeine Beredſamkeit vergeblich, die verſtellte Abneigung des Herzogs zu beſiegen. »Der Monarch,« geſtand der Miniſter, »habe mit Wallenſtein den koſtbarſten Stein aus ſeiner Krone verloren; aber nur gezwungen und widerſtrebend habe er dieſen, genug bereuten Schritt gethan, und ſeine Hochachtung für den Herzog ſey unverändert, ſeine Gunſt ihm unverloren geblieben. Zum entſcheidenden Beweiſe davon diene das ausſchließende Vertrauen, das man jetzt in ſeine Treue und Fähigkeit ſetze, die Fehler ſeiner Vorgänger zu verbeſſern, und die ganze Geſtalt der Dinge zu verwandeln. Groß und edel würde es gehandelt ſeyn, ſeinem gerechten Unwillen dem Wohl des Vaterlandes zum Opfer zu bringen; groß und ſeiner würdig, die übeln Nachreden ſeiner Gegner durch die verdoppelte Wärme ſeines Eifers zu widerlegen. Dieſer Sieg über ſich ſelbſt,« ſchloß der Fürſt, »würde ſeinen übrigen unerreichbaren Verdienſten die Krone aufſetzen, und ihn zum größten Manne ſeiner Zeiten erklären.«

So beſchämende Geſtändniſſe, ſo ſchmeichelhafte Verſicherungen ſchienen endlich den Zorn des Herzogs zu entwaffnen; doch nicht eher, als bis ſich ſein volles Herz aller Vorwürfe gegen den Kaiſer entladen, bis er den ganzen Umfang ſeiner Verdienſte in prahleriſchem Pomp ausgebreitet, und den Monarchen, der jetzt ſeine Hülfe brauchte, auf's Tiefſte erniedrigt hatte, öffnete er ſein Ohr den lockenden Anträgen des Miniſters. Als ob er nur der Kraft dieſer Gründe nachgebe, bewilligte er mit ſtolzer Großmuth, was der feurigſte Wunſch ſeiner Seele war, und begnadigte den Abgeſandten mit einem Strahle von Hoffnung. Aber weit entfernt, die

Verlegenheit des Kaisers durch eine unbedingte volle Gewährung auf ein Mahl zu endigen, erfüllte er bloß einen Theil seiner Forderung, um einen desto größern Preis auf die übrige wichtigere Hälfte zu setzen. Er nahm das Commando an, aber nur auf drey Monathe; nur um eine Armee auszurüsten, nicht sie selbst anzuführen. Bloß seine Fähigkeit und Macht wollte er durch diesen Schöpfungsact kund thun, und dem Kaiser die Größe der Hülfe in der Nähe zeigen, deren Gewährung in Wallenstein's Händen stände. Ueberzeugt, daß eine Armee, die sein Nahme allein aus dem Nichts gezogen, ohne ihren Schöpfer in ihr Nichts zurückkehren würde, sollte sie ihm nur zur Lockspeise dienen, seinem Herrn desto wichtigere Bewilligungen zu entreißen; und doch wünschte Ferdinand sich Glück, daß auch nur so viel gewonnen war.

Nicht lange säumte Wallenstein, seine Zusage wahr zu machen, welche ganz Deutschland als schimärisch verlachte, und Gustav Adolph selbst übertrieben fand. Aber lange schon war der Grund zu dieser Unternehmung gelegt, und er ließ jetzt nur die Maschinen spielen, die er seit mehreren Jahren zu diesem Endzwecke in Gang gebracht hatte. Kaum verbreitete sich das Gerücht von Wallenstein's Rüstung, als von allen Enden der österreichischen Monarchie Scharen von Kriegern herbeyeilten, unter diesem erfahrnen Feldherrn ihr Glück zu versuchen. Viele, welche schon ehedem unter seinen Fahnen gefochten, seine Größe als Augenzeugen bewundert, und seine Großmuth erfahren hatten, traten bey diesem Rufe aus der Dunkelheit hervor, zum zweyten Mahle Ruhm und Beute mit ihm zu theilen. Die Größe des versprochenen Soldes lockte Tausende herbey, und die reichliche Verpflegung, welche dem Soldaten auf Kosten des Landmanns zu Theil wurde, war für den Letztern eine unüberwindliche Reizung, lieber selbst diesen Stand zu ergreifen, als unter dem Drucke desselben zu erliegen. Alle österreichi-

schen Provinzen strengte man an, zu dieser kostbaren Rüstung beyzutragen, kein Stand blieb von Taxen verschont; von der Kopfsteuer befreyte keine Würde, kein Privilegium. Der spanische Hof, wie der König von Ungarn, verstanden sich zu einer beträchtlichen Summe; die Minister machten ansehnliche Schenkungen, und Wallenstein selbst ließ es sich zwey Mahl hundert tausend Thaler von seinem eigenen Vermögen kosten, die Ausrüstung zu beschleunigen. Die ärmern Officiere unterstützte er aus seiner eigenen Casse, und durch sein Beyspiel, durch glänzende Beförderungen und noch glänzendere Versprechungen reizte er die Vermögenden, auf eigene Kosten Truppen anzuwerben. Wer mit eigenem Gelde ein Corps aufstellte, war Commandeur desselben. Bey Anstellung der Officiere machte die Religion keinen Unterschied; mehr als der Glaube galten Reichthum, Tapferkeit und Erfahrung. Durch diese gleichförmige Gerechtigkeit gegen die verschiedenen Religionsverwandten, und mehr noch durch die Erklärung, daß die gegenwärtige Rüstung mit der Religion nichts zu schaffen habe, wurde der protestantische Unterthan beruhigt, und zu gleicher Theilnahme an den öffentlichen Lasten bewogen. Zugleich versäumte der Herzog nicht, wegen Mannschaft und Geld in eigenem Nahmen mit auswärtigen Staaten zu unterhandeln. Den Herzog von Lothringen gewann er, zum zweyten Mahle für den Kaiser zu ziehen; Pohlen mußte ihm Kosaken, Italien Kriegsbedürfnisse liefern. Noch ehe der dritte Monath verstrichen war, belief sich die Armee, welche in Mähren versammelt wurde, auf nicht weniger als vierzig tausend Köpfe, größten Theils aus dem Ueberreste Böhmens, aus Mähren, Schlesien und den deutschen Provinzen des Hauses Oesterreich gezogen. Was Jedem unausführbar geschienen, hatte Wallenstein, zum Erstaunen von ganz Europa, in dem kürzesten Zeitraume vollendet. So viele Tausende, als man

vor ihm nicht Hunderte gehofft hatte, zusammen zu bringen, hatte die Zauberkraft seines Nahmens, seines Goldes und seines Genies unter die Waffen gerufen. Mit allen Erfordernissen bis zum Ueberflusse ausgerüstet, von Kriegsverständigen Officieren befehligt, von einem siegversprechenden Enthusiasmus entflammt, erwartete diese neugeschaffene Armee nur den Wink ihres Anführers, um sich durch Thaten der Kühnheit seiner würdig zu zeigen.

Sein Versprechen hatte der Herzog erfüllt, und die Armee stand fertig im Felde; jetzt trat er zurück, und überließ dem Kaiser, ihr einen Führer zu geben. Aber es würde eben so leicht seyn, noch eine zweyte Armée, wie diese war, zu errichten, als einen andern Chef, außer Wallenstein, für sie aufzufinden. Dieses vielversprechende Heer, die letzte Hoffnung des Kaisers, war nichts als ein Blendwerk, sobald der Zauber sich löste, der es in's Daseyn rief; durch Wallenstein ward es, ohne ihn schwand es, wie eine magische Schöpfung, in sein voriges Nichts dahin. Die Officiere waren ihm entweder als seine Schuldner verpflichtet, oder als seine Gläubiger auf's Engste an sein Interesse, an die Fortdauer seiner Macht geknüpft; die Regimenter hatte er seinen Verwandten, seinen Geschöpfen, seinen Günstlingen untergeben. Er und kein Anderer war der Mann, den Truppen die ausschweifenden Versprechungen zu halten, wodurch er sie in seinen Dienst gelockt hatte. Sein gegebenes Wort war die einzige Sicherheit für die kühnen Erwartungen Aller; blindes Vertrauen auf seine Allgewalt das einzige Band, das die verschiedenen Antriebe ihres Eifers in einem lebendigen Gemeingeist zusammen hielt. Geschehen war es um das Glück jedes Einzelnen, sobald derjenige zurücktrat, der sich für die Erfüllung desselben verbürgte.

So wenig es dem Herzoge mit seiner Weigerung Ernst war, so glücklich bediente er sich dieses Schreckmittels, dem

Kaiſer die Genehmigung ſeiner übertriebenen Bedingungen abzuängſtigen. Die Fortſchritte des Feindes machten die Gefahr mit jedem Tage dringender, und die Hülfe war ſo nahe; von einem Einzigen hing es ab, der allgemeinen Noth ein geſchwindes Ende zu machen. Zum dritten und letzten Mahle erhielt alſo der Fürſt von Eggenberg Befehl, ſeinen Freund, welch' hartes Opfer es auch koſten möchte, zur Uebernehmung des Commando zu bewegen.

Zu Znaim in Mähren fand er ihn, von den Truppen, nach deren Beſitze er den Kaiſer lüſtern machte, prahleriſch umgeben. Wie einen Flehenden empfing der ſtolze Unterthan den Abgeſandten ſeines Gebiethers. „Nimmermehr," gab er zur Antwort, „könne er einer Wiederherſtellung trauen, die er einzig nur der Extremität, nicht der Gerechtigkeit des Kaiſers, verdanke. Jetzt zwar ſuche man ihn auf, da die Noth auf's Höchſte geſtiegen, und von ſeinem Arme allein noch Rettung zu hoffen ſey; aber der geleiſtete Dienſt werde ſeinen Urheber bald in Vergeſſenheit bringen, und die vorige Sicherheit den vorigen Undank zurückführen. Sein ganzer Ruhm ſtehe auf dem Spiele, wenn er die von ihm geſchöpften Erwartungen täuſche; ſein Glück und ſeine Ruhe, wenn es ihm gelänge, ſie zu befriedigen. Bald würde der alte Neid gegen ihn aufwachen, und der abhängige Monarch kein Bedenken tragen, einen entbehrlichen Diener zum zweyten Mahle der Convenienz aufzuopfern. Beſſer für ihn, er verlaſſe gleich jetzt und aus freyer Wahl einen Poſten, von welchem früher oder ſpäter die Cabalen ſeiner Gegner ihn doch herabſtürzen würden. Sicherheit und Zufriedenheit erwartete er nur im Schooße des Privatlebens, und bloß um den Kaiſer zu verbinden, habe er ſich auf eine Zeit lang, ungern genug, ſeiner glücklichen Stille entzogen."

Des langen Seukelſpiels müde, nahm der Miniſter jetzt einen ernſthaften Ton an, und bedrohte den Halsſtarrigen

mit dem ganzen Zorne des Monarchen, wenn er auf seiner Widersetzung beharren würde. „Tief genug“ erklärte er, „habe sich die Majestät des Kaisers erniedrigt, und, anstatt durch ihre Herablassung seine Großmuth zu rühren, nur seinen Stolz gekitzelt, nur seinen Starsinn vermehrt. Sollte sie dieses große Opfer vergeblich gebracht haben, so stehe er nicht dafür, daß sich der Flehende nicht in den Herrn verwandle, und der Monarch seine beleidigte Würde nicht an dem rebellischen Unterthan räche. Wie sehr auch Ferdinand gefehlt haben möge, so könne der Kaiser Unterwürfigkeit fordern; irren könne der Mensch, aber der Herrscher nie seinen Fehltritt bekennen. Habe der Herzog von Friedland durch ein unverdientes Urtheil gelitten, so gebe es einen Ersatz für jeden Verlust, und Wunden, die sie selbst geschlagen, könne die Majestät wieder heilen. Fordere er Sicherheit für seine Person und seine Würden, so werde die Billigkeit des Kaisers ihm keine gerechte Forderung verweigern. Die verachtete Majestät allein lasse sich durch keine Büßung versöhnen, und der Ungehorsam gegen ihre Befehle vernichte auch das glänzendste Verdienst. Der Kaiser bedürfe seiner Dienste, und als Kaiser fordere er sie. Welchen Preis er auch darauf setzen möge, der Kaiser werde ihn eingehen. Aber Gehorsam verlange er, oder das Gewicht seines Zorns werde den widerspänstigen Diener zermalmen.“

Wallenstein, dessen weitläufige Besitzungen, in die österreichische Monarchie eingeschlossen, der Gewalt des Kaisers jeden Augenblick bloß gestellt waren, fühlte lebhaft, daß diese Drohung nicht eitel sey; aber nicht Furcht war es, was seine verstellte Hartnäckigkeit endlich besiegte. Gerade dieser gebietherische Thon verrieth ihm nur zu deutlich die Schwäche und Verzweiflung, woraus er stammte, und die Willfährigkeit des Kaisers, jede seiner Forderungen zu genehmigen, überzeugte ihn, daß er am Ziel seiner Wünsche sey. Jetzt

also gab er sich der Beredsamkeit Eggenbergs überwunden, und verließ ihn, um seine Forderungen aufzusetzen.

Nicht ohne Bangigkeit sah der Minister einer Schrift entgegen, worin der stolzeste der Diener dem stolzesten der Fürsten Gesetze zu geben sich erdreistete. Aber wie klein auch das Vertrauen war, das er in die Bescheidenheit seines Freundes setzte, so überstieg doch der ausschweifende Inhalt dieser Schrift bey weitem seine bängsten Erwartungen. Eine unumschränkte Oberherrschaft verlangte Wallenstein über alle deutsche Armeen des österreichischen und spanischen Hauses, und unbegrenzte Vollmacht, zu strafen und zu belohnen. Weder dem Könige von Ungarn, noch dem Kaiser selbst solle es vergönnt seyn, bey der Armee zu erscheinen, noch weniger eine Handlung der Authorität darin auszuüben. Keine Stelle soll der Kaiser bey der Armee zu vergeben, keine Belohnung zu verleihen haben, kein Gnadenbrief desselben ohne Wallenstein's Bestätigung gültig seyn. Ueber Alles, was im Reiche confiscirt und erobert werde, soll der Herzog von Friedland allein, mit Ausschließung aller kaiserlichen und Reichsgerichte, zu verfügen haben. Zu seiner ordentlichen Belohnung müsse ihm ein kaiserliches Erbland, und noch ein anderes der im Reiche eroberten Länder zum außerordentlichen Geschenke überlassen werden. Jede österreichische Provinz solle ihm, so bald er derselben bedürfen würde, zur Zuflucht geöffnet seyn. Außerdem verlangte er die Versicherung des Herzogthums Mecklenburg bey einem künftigen Frieden, und eine förmliche frühzeitige Aufkündigung, wenn man für nöthig finden sollte, ihn zum zweyten Mahle des Generalats zu entsetzen.

Umsonst bestürmte ihn der Minister, diese Forderungen zu mäßigen, durch welche der Kaiser aller seiner Souveränitätsrechte über die Truppen beraubt, und zu einer Creatur seines Feldherrn erniedrigt würde. Zu sehr hatte man ihm

die Unentbehrlichkeit seiner Dienste verrathen, um jetzt noch des Preises Meister zu seyn, womit sie erkauft werden sollten. Wenn der Zwang der Umstände den Kaiser nöthigte, die Forderungen einzugehen; so war es nicht bloßer Antrieb der Rachsucht und des Stolzes, der den Herzog veranlaßte, sie zu machen. Der Plan zur künftigen Empörung war entworfen, und dabey konnte keiner der Vortheile gemißt werden, deren sich Wallenstein in seinem Vergleich mit dem Hofe zu bemächtigen suchte. Dieser Plan erforderte, daß dem Kaiser alle Authorität in Deutschland entrissen, und seinem General in die Hände gespielt würde; dieß war erreicht, so bald Ferdinand jene Bedingungen unterzeichnete. Der Gebrauch, den Wallenstein von seiner Armee zu machen gesonnen war — von dem Zwecke freylich unendlich verschieden, zu welchem sie ihm untergeben ward — erlaubte keine getheilte Gewalt, und noch weit weniger eine höhere Authorität bey dem Heere, als die seinige war. Um der alleinige Herr ihres Willens zu seyn, mußte er den Truppen als der alleinige Herr ihres Schicksals erscheinen; um seinem Oberhaupte unvermerkt sich selbst unterzuschieben, um auf seine eigene Person die Souveränitätsrechte überzutragen, die ihm von der höchsten Gewalt nur geliehen waren, mußte er die Letztere sorgfältig aus den Augen der Truppen entfernen. Daher seine hartnäckige Weigerung, keinen Prinzen des Hauses Oesterreich bey dem Heere zu dulden. Die Freyheit, über alle im Reiche eingezogenen und eroberten Güter nach Gutdünken zu verfügen, reichte ihm furchtbare Mittel der, sich Anhänger und dienstbare Werkzeuge zu erkaufen, und mehr als je ein Kaiser in Friedenszeiten sich herausnahm, den Dictator in Deutschland zu spielen. Durch das Recht, sich der österreichischen Länder im Nothfalle zu einem Zufluchtsorte zu bedienen, erhielt er freye Gewalt, dem Kaiser in seinem eigenen Reiche und durch seine

eigene Armee so gut als gefangen zu halten, das Mark dieser Länder auszusaugen, und die österreichische Macht in ihren Grundfesten zu unterwühlen. Wie das Loos nun auch fallen mochte, so hatte er durch die Bedingungen, die er von dem Kaiser erpreßte, gleich gut für seinen Vortheil gesorgt. Zeigten sich die Vorfälle seinen verwegenen Entwürfen günstig, so machte ihm dieser Vertrag mit dem Kaiser ihre Ausführung leichter; widerriethen die Zeitläufte die Vollstreckung desselben, so hatte dieser nähmliche Vertrag ihn auf's Glänzendste entschädigt. Aber wie konnte er einen Vertrag für gültig halten, der seinem Oberherrn abgetrotzt und auf ein Verbrechen gegründet war? Wie konnte er hoffen, den Kaiser durch eine Vorschrift zu binden, welche denjenigen, der so vermessen war, sie zu geben, zum Tode verdammte? Doch dieser todeswürdige Verbrecher war jetzt der unentbehrlichste Mann in der Monarchie, und Ferdinand, im Verstellen geübt, bewilligte ihm alles, was er verlangte.

Endlich also hatte die kaiserliche Kriegsmacht ein Oberhaupt, das diesen Nahmen verdiente. Alle andere Gewalt in der Armee, selbst des Kaisers, hörte in demselben Augenblicke auf, da Wallenstein den Commandostab in die Hand nahm, und ungültig war alles, was von ihm nicht ausfloß. Von den Ufern der Donau bis an die Weser und den Oderstrom empfand man den belebenden Aufgang des neuen Gestirns. Ein neuer Geist fängt an, die Soldaten des Kaisers zu beseelen, eine neue Epoche des Krieges beginnt. Frische Hoffnungen schöpfen die Papisten, und die protestantische Welt blickt mit Unruhe dem veränderten Laufe der Dinge entgegen.

Je größer der Preis war, um den man dem neuen Feldherrn hatte erkaufen müssen, zu so größern Erwartungen glaubte man sich am Hofe des Kaisers berechtigt; aber der Herzog übereilte sich nicht, diese Erwartungen in Erfüllung

zu bringen. In der Nähe von Böhmen mit einem furchtbaren Heere durfte er sich nur zeigen, um die geschwächte Macht der Sachsen zu überwältigen, und mit der Wiedereroberung dieses Königreichs seine neue Laufbahn glänzend zu eröffnen. Aber zufrieden, durch nichts entscheidende Croatengefechte den Feind zu beunruhigen, ließ er ihm den besten Theil dieses Reichs zum Raube, und ging mit abgemessenem, stillem Schritte seinem selbstischen Ziele entgegen. Nicht die Sachsen zu bezwingen — sich mit ihnen zu vereinigen, war sein Plan. Einzig mit diesem wichtigen Werke beschäftigt, ließ er vor der Hand seine Waffen ruhen, um desto sicherer auf dem Wege der Unterhandlung zu siegen. Nichts ließ er unversucht, den Churfürsten von der schwedischen Allianz loszureißen, und Ferdinand selbst, noch immer zum Frieden mit diesem Prinzen geneigt, billigte dieß Verfahren. Aber die große Verbindlichkeit, die man den Schweden schuldig war, lebte noch in zu frischem Andenken bey den Sachsen, um eine so schändliche Untreue zu erlauben; und hätte man sich auch wirklich dazu versucht gefühlt, so ließ der zweydeutige Charakter Wallensteins, und der schlimme Ruf der österreichischen Politik zu der Aufrichtigkeit seiner Versprechungen kein Vertrauen fassen. Zu sehr als betriegerischer Staatsmann bekannt, fand er in dem einzigen Falle keinen Glauben, wo er es wahrscheinlich redlich meinte; und noch erlaubten ihm die Zeitumstände nicht, die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung durch Aufdeckung seiner wahren Beweggründe außer Zweifel zu setzen. Ungern also entschloß er sich, durch die Gewalt der Waffen zu erzwingen, was auf dem Wege der Unterhandlung mißlungen war. Schnell zog er seine Truppen zusammen, und stand vor Prag, ehe die Sachsen diese Hauptstadt entsetzen konnten. Nach einer kurzen Gegenwehr der Belagerten, öffnete die Verrätherey der Capuziner einem von seinen Regimentern

den Eingang, und die ins Schloß geflüchtete Besatzung streckte unter schimpflichen Bedingungen das Gewehr. Meister von der Hauptstadt, versprach er seinen Unterhandlungen am sächsischen Hofe einen günstigern Eingang, versäumte aber dabey nicht, zu eben der Zeit, als er sie bey dem General von Arnheim erneuerte, den Nachdruck derselben durch einen entscheidenden Streich zu verstärken. Er ließ in aller Eile die engen Pässe zwischen Außig und Pirna besetzen, um der sächsischen Armee den Rückzug in ihr Land abzuschneiden; aber Arnheims Geschwindigkeit entriß sie noch glücklich der Gefahr. Nach dem Abzuge dieses Generals ergaben sich die letzten Zufluchtsörter der Sachsen, Eger und Leutmeritz, an den Sieger, und schneller, als es verloren gegangen war, war das Königreich wieder seinem rechtmäßigen Herrn unterworfen.

Weniger mit dem Vortheile seines Herrn, als mit Ausführung seiner eigenen Entwürfe beschäftigt, gedachte jetzt Wallenstein den Krieg nach Sachsen zu spielen, um den Churfürsten durch Verheerung seines Landes zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser, oder vielmehr mit dem Herzoge von Friedland zu nöthigen. Aber wie wenig er auch sonst gewohnt war, seinen Willen dem Zwange der Umstände zu unterwerfen, so begriff er doch jetzt die Nothwendigkeit, seinen Lieblingsentwurf einem dringendern Geschäfte nachzusetzen. Während daß er die Sachsen aus Böhmen schlug, hatte Gustav Adolph die bisher erzählten Siege am Rhein und an der Donau erfochten, und durch Franken und Schwaben den Krieg schon an Baierns Grenzen gewälzt. Am Lechstrom geschlagen, und durch den Tod des Grafen Tilly seiner besten Stütze beraubt, lag Maximilian dem Kaiser dringend an, ihm den Herzog von Friedland auf's Schleunigste von Böhmen aus zu Hülfe zu schicken, und durch Baierns Vertheidigung von Oesterreich selbst die

Gefahr zu entfernen. Er wandte sich mit dieser Bitte an Wallenstein selbst, und forderte ihn auf's Angelegentlichste auf, ihm, bis er selbst mit der Hauptarmee nachkäme, einstweilen nur einige Regimenter zum Beystand zu senden. Ferdinand unterstützte mit seinem ganzen Ansehen diese Bitte, und ein Eilbothe nach dem andern ging an Wallenstein ab, ihn zum Marsche nach der Donau zu vermögen.

Aber jetzt ergab es sich, wie viel der Kaiser von seiner Authorität aufgeopfert hatte, da er die Gewalt über seine Truppen und die Macht zu befehlen aus seinen Händen gab. Gleichgültig gegen Maximilians Bitten, taub gegen die wiederhohlten Befehle des Kaisers, blieb Wallenstein müßig in Böhmen stehen, und überließ den Churfürsten seinem Schicksale. Das Andenken der schlimmen Dienste, welche ihm Maximilian ehedem auf dem Regensburger Reichstage bey dem Kaiser geleistet, hatte sich tief in das unversöhnliche Gemüth des Herzogs geprägt, und die neuerlichen Bemühungen des Churfürsten, seine Wiedereinsetzung zu verhindern, waren ihm kein Geheimniß geblieben. Jetzt war der Augenblick da, diese Kränkung zu rächen, und schwer empfand es der Churfürst, daß er den Rachgierigsten der Menschen sich zum Feinde gemacht hatte. Böhmen, erklärte dieser, dürfe nicht unvertheidigt bleiben, und Oesterreich könne nicht besser geschützt werden, als wenn sich die schwedische Armee vor den baierischen Festungen schwäche. So züchtigte er durch den Arm der Schweden seinen Feind, und während daß ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, ließ er den Churfürsten zu Regensburg vergebens nach seiner Ankunft schmachten. Nicht eher, als bis die völlige Unterwerfung Böhmens ihm keine Entschuldigungsgründe mehr übrig ließ, und die Eroberungen Gustav Adolphs in Baiern Oesterreich selbst mit naher Gefahr bedrohten, gab er den

Bestürmungen des Churfürsten und des Kaisers nach, und entschloß sich zu der lange gewünschten Vereinigung mit dem Erstern, welche, nach der allgemeinen Erwartung der Katholischen, das Schicksal des ganzen Feldzugs entscheiden sollte.

Gustav Adolph selbst, zu schwach an Truppen, um es auch nur mit der Wallensteinischen Armee allein aufzunehmen, fürchtete die Vereinigung zweyer so mächtigen Heere, und mit Recht erstaunt man, daß er nicht mehr Thätigkeit bewiesen hat, sie zu hindern. Zu sehr, scheint es, rechnete er auf den Haß, der beyde Anführer unter sich entzweyte, und keine Verbindung ihrer Waffen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke hoffen ließ; und es war zu spät, diesen Fehler zu verbessern, als der Erfolg seine Muthmaßung widerlegte. Zwar eilte er auf die erste sichere Nachricht, die er von ihren Absichten erhielt, nach der Oberpfalz, um dem Churfürsten den Weg zu versperren; aber schon war ihm dieser zuvorgekommen, und die Vereinigung bey Eger geschehen.

Diesen Grenzort hatte Wallenstein zum Schauplatze des Thriumphs bestimmt, den er im Begriff war über seinen stolzen Gegner zu feyern. Nicht zufrieden, ihn, einem Fliehenden gleich, zu seinen Füßen zu sehen, legte er ihm noch das harte Gesetz auf, seine Länder hülflos hinter sich zu lassen, aus weiter Entfernung seinen Beschützer einzuhohlen, und durch diese weite Entgegenkunft ein erniedrigendes Geständniß seiner Noth und Bedürftigkeit abzulegen. Auch dieser Demüthigung unterwarf sich der stolze Fürst mit Gelassenheit. Einen harten Kampf hatte es ihm gekostet, demjenigen seine Rettung zu verdanken, der, wenn es nach seinem Wunsche ging, nimmermehr diese Macht haben sollte; aber, einmahl entschlossen, war er auch Mann genug, jede Kränkung zu ertragen, die von seinem Entschlusse unzertrennlich war, und Herr genug seiner selbst, um

kleinere Leiden zu verachten, wenn es darauf ankam, einen großen Zweck zu verfolgen.

Aber so viel es schon gekostet hatte, diese Vereinigung nur möglich zu machen, so schwer ward es, sich über die Bedingungen zu vergleichen, unter welchen sie Statt finden und Bestand haben sollte. Einem Einzigen mußte die vereinigte Macht zu Gebothe stehen, wenn der Zweck der Vereinigung erreicht werden sollte, und auf beyden Seiten war gleich wenig Neigung da, sich der höhern Authorität des andern zu unterwerfen. Wenn sich Maximilian auf seine Churfürstenwürde, auf den Glanz seines Geschlechts, auf sein Ansehen im Reiche stützte, so gründete Wallenstein nicht geringere Ansprüche auf seinen Kriegsruhm, und auf die uneingeschränkte Macht, welche der Kaiser ihm übergeben hatte. So sehr es den Fürstenstolz des Erstern empörte, unter den Befehlen eines kaiserlichen Dieners zu stehen, so sehr fand sich der Hochmuth des Herzogs durch den Gedanken geschmeichelt, einem so gebietherischen Geiste Gesetze vorzuschreiben. Es kam darüber zu einem hartnäckigen Streite, der sich aber durch eine wechselseitige Uebereinkunft zu Wallensteins Vortheil endigte. Diesem wurde das Obercommando über beyde Armeen, besonders am Tage einer Schlacht, ohne Einschränkung zugestanden, und dem Churfürsten alle Gewalt abgesprochen, die Schlachtordnung oder auch nur die Marschroute der Armee abzuändern. Nichts behielt er sich vor, als das Recht der Strafen und Belohnungen über seine eigenen Soldaten, und den freyen Gebrauch derselben, sobald sie nicht mit den kaiserlichen Truppen vereinigt agirten.

Nach diesen Vorbereitungen wagte man es endlich, einander unter die Augen zu treten, doch nicht eher, als bis eine gänzliche Vergessenheit alles Vergangenen zugesagt, und die äußern Formalitäten des Versöhnungsactes auf's Genaue-

ſie berichtigt waren. Der Verabredung gemäß umarmten ſich beyde Prinzen im Angeſichte ihrer Truppen, und gaben einander gegenſeitige Verſicherungen der Freundſchaft, indeß die Herzen von Haß überfloſſen. Maximilian zwar, in der Verſtellungskunſt ausgelernt, beſaß Herrſchaft genug über ſich ſelbſt, um ſeine wahren Gefühle auch nicht durch einen einzigen Zug zu verrathen; aber in Wallenſtein's Augen funkelte eine hämiſche Siegesfreude, und der Zwang, der in allen ſeinen Bewegungen ſichtbar war, entdeckte die Macht des Affects, der ſein ſtolzes Herz übermeiſterte.

Die vereinigten kaiſerlich-baieriſchen Truppen machten nun eine Armee von beynahe ſechzig tauſend größten Theils bewährten Soldaten aus, vor welcher der ſchwediſche Monarch es nicht wagen durfte, ſich im Felde zu zeigen. Eilfertig nahm er alſo, nachdem der Verſuch, ihre Vereinigung zu hindern, mißlungen war, ſeinen Rückzug nach Franken, und erwartete nunmehr eine entſcheidende Bewegung des Feindes, um ſeine Entſchließung zu faſſen. Die Stellung der vereinigten Armee zwiſchen der ſächſiſchen und baieriſchen Grenze ließ es eine Zeit lang noch ungewiß, ob ſie den Schauplatz des Krieges nach dem erſtern der beyden Länder verpflanzen, oder ſuchen würde, die Schweden von der Donau zurückzutreiben und Baiern in Freyheit zu ſetzen. Sachſen hatte Arnheim von Truppen entblößt, um in Schleſien Eroberungen zu machen; nicht ohne die geheime Abſicht, wie ihm von Vielen Schuld gegeben wird, dem Herzog von Friedland den Eintritt in das Churfürſtenthum zu erleichtern, und dem unentſchloſſenen Geiſte Johann Georgs einen dringendern Sporn zum Vergleiche mit dem Kaiſer zu geben. Guſtav Adolph ſelbſt, in der gewiſſen Erwartung, daß die Abſichten Wallenſtein's gegen Sachſen gerichtet ſeyen, ſchickte eilig, um ſeinen Bundesgenoſſen nicht hülflos zu laſſen, eine anſehnliche Verſtärkung dahin, feſt entſchloſſen, ſo bald die Umſtände es

erlaubten, mit ſeiner ganzen Macht nachzufolgen. Aber bald entdeckten ihm die Bewegungen der friedländiſchen Armee, daß ſie gegen ihn ſelbſt im Anzuge begriffen ſey, und der Marſch des Herzogs durch die Oberpfalz ſetzte dieß außer Zweifel. Jetzt galt es, auf ſeine eigene Sicherheit zu denken, weniger um die Oberherrſchaft, als um ſeine Exiſtenz in Deutſchland zu fechten, und von der Fruchtbarkeit ſeines Genies Mittel zur Rettung zu entlehnen. Die Annäherung des Feindes überraſchte ihn, ehe er Zeit gehabt hatte, ſeine durch ganz Deutſchland zerſtreuten Truppen an ſich zu ziehen, und die alliirten Fürſten zum Beyſtand herbeyzurufen. An Mannſchaft viel zu ſchwach, um den anrückenden Feind damit aufhalten zu können, hatte er keine andere Wahl, als ſich entweder in Nürnberg zu werfen, und Gefahr zu laufen, von der Wallenſteiniſchen Macht in dieſer Stadt eingeſchloſſen und durch Hunger beſiegt zu werden — oder die Stadt aufzuopfern, und unter den Kanonen von Donauwerth eine Verſtärkung an Truppen zu erwarten. Gleichgültig gegen alle Beſchwerden und Gefahren, wo die Menſchlichkeit ſprach, und die Ehre geboth, erwählte er ohne Bedenken das Erſte, feſt entſchloſſen, lieber ſich ſelbſt mit ſeiner ganzen Armee unter den Trümmern Nürnbergs zu begraben, als auf den Untergang dieſer bundesverwandten Stadt ſeine Rettung zu gründen.

Sogleich ward Anſtalt gemacht, die Stadt mit allen Vorſtädten in eine Verſchanzung einzuſchließen, und innerhalb derſelben ein feſtes Lager aufzuſchlagen. Viele tauſend Hände ſetzten ſich alsbald zu dieſem weitläufigen Werke in Bewegung, und alle Einwohner Nürnbergs beſeelte ein heroiſcher Eifer, für die gemeine Sache Blut, Leben und Eigenthum zu wagen. Ein acht Fuß tiefer und zwölf Fuß breiter Graben umſchloß die ganze Verſchanzung; die Linien wurden durch Redouten und Baſtionen, die Eingänge durch halbe Monde be-

schützt. Die Pegnitz, welche Nürnberg durchschneidet, theilte das ganze Lager in zwey Halbzirkel ab, die durch viele Brücken zusammen hingen. Gegen dreyhundert Stücke spielten von den Wällen der Stadt und von den Schanzen des Lagers. Das Landvolk aus den benachbarten Dörfern und die Bürger von Nürnberg legten mit den schwedischen Soldaten gemeinschaftlich Hand an, daß schon am siebenten Tage die Armee das Lager beziehen konnte, und am vierzehnten die ganze ungeheure Arbeit vollendet war.

Indem dieß außerhalb der Mauern vorging, war der Magistrat der Stadt Nürnberg beschäftigt, die Magazine zu füllen, und sich mit allen Kriegs- und Mundbedürfnissen für eine langwierige Belagerung zu versehen. Dabey unterließ er nicht, für die Gesundheit der Einwohner, die der Zusammenfluß so vieler Menschen leicht in Gefahr setzen konnte, durch strenge Reinlichkeitsanstalten Sorge zu tragen. Den König auf den Nothfall unterstützen zu können, wurde aus den Bürgern der Stadt die junge Mannschaft ausgehoben und in den Waffen geübt, die schon vorhandene Stadtmiliz beträchtlich verstärkt, und ein neues Regiment von vier und zwanzig Nahmen nach den Buchstaben des alten Alphabets ausgerüstet. Gustav selbst hatte unterdessen seine Bundesgenossen, den Herzog Wilhelm von Weimar und den Landgrafen von Hessen-Cassel, zum Beystand aufgebothen, und seine Generale am Rheinstrom, in Thüringen und Niedersachsen beordert, sich schleunig in Marsch zu setzen, und mit ihren Truppen bey Nürnberg zu ihm zu stoßen. Seine Armee, welche innerhalb der Linien dieser Reichsstadt gelagert stand, betrug nicht viel über sechzehn tausend Mann, also nicht einmahl den dritten Theil des feindlichen Heeres.

Dieses war unterdessen in langsamem Zuge bis gegen Neumark herangerückt, wo der Herzog von Friedland eine allgemeine Musterung anstellte. Vom Anblicke dieser furcht-

baren Macht hingerissen, konnte er sich einer jugendlichen Prahlerey nicht enthalten. »Binnen vier Tagen soll sich ausweisen,« rief er, »wer von uns beyden, der König von Schweden oder ich, Herr der Welt seyn wird.« Dennoch that er, seiner großen Ueberlegenheit ungeachtet, nichts, diese stolze Versicherung wahr zu machen, und vernachlässigte sogar die Gelegenheit, seinen Feind auf das Haupt zu schlagen, als dieser verwegen genug war, sich außerhalb seiner Linien ihm entgegen zu stellen. »Schlachten hat man genug geliefert,« antwortete er denen, welche ihn zum Angriffe ermunterten. »Es ist Zeit, einmahl einer andern Methode zu folgen.« Hier schon entdeckte sich, wie viel mehr bey einem Feldherrn gewonnen worden, dessen schon gegründeter Ruhm der gewagten Unternehmungen nicht benöthigt war, wodurch Andere eilen müssen, sich einen Nahmen zu machen. Ueberzeugt, daß der verzweifelte Muth des Feindes den Sieg auf das Theuerste verkaufen, eine Niederlage aber, in diesen Gegenden erlitten, die Angelegenheiten des Kaisers unwiderbringlich zu Grunde richten würde, begnügte er sich damit, die kriegerische Hitze seines Gegners durch eine langwierige Belagerung zu verzehren, und, indem er demselben alle Gelegenheit abschnitt, sich dem Ungestüme seines Muthes zu überlassen, ihm gerade denjenigen Vortheil zu rauben, wodurch er bisher so unüberwindlich gewesen war. Ohne also das Geringste zu unternehmen, bezog er jenseits der Rednitz, Nürnberg gegenüber, ein stark befestigtes Lager, und entzog durch diese wohlgewählte Stellung der Stadt sowohl, als dem Lager, jede Zufuhr aus Franken, Schwaben und Thüringen. So hielt er den König zugleich mit der Stadt belagert, und schmeichelte sich, den Muth seines Gegners, den er nicht lüstern war in offener Schlacht zu erproben, durch Hunger und Seuchen langsam, aber desto sicherer, zu ermüden.

Aber zu wenig mit den Hülfsquellen und Kräften ſeines Gegners bekannt, hatte er nicht genugſam dafür geſorgt, ſich ſelbſt vor dem Schickſale zu bewahren, das er jenem bereitete. Aus dem ganzen benachbarten Gebieth hatte ſich das Landvolk mit ſeinen Vorräthen weggeflüchtet, und um den wenigen Ueberreſt mußten ſich die friedländiſchen Fouragirer mit den ſchwediſchen ſchlagen. Der König ſchonte die Magazine der Stadt, ſo lange noch Möglichkeit da war, ſich aus der Nachbarſchaft mit Proviant zu verſehen, und dieſe wechſelſeitigen Streifereyen unterhielten einen immerwährenden Krieg zwiſchen den Croaten und dem ſchwediſchen Volke, davon die ganze umliegende Landſchaft die traurigſten Spuren zeigte. Mit dem Schwerte in der Hand mußte man ſich die Bedürfniſſe des Lebens erkämpfen, und ohne zahlreiches Gefolge durften ſich die Parteyen nicht mehr auf's Fouragiren wagen. Dem Könige zwar öffnete, ſo bald der Mangel ſich einſtellte, die Stadt Nürnberg ihre Vorrathshäuſer; aber Wallenſtein mußte ſeine Truppen aus weiter Ferne verſorgen. Ein großer, in Baiern aufgekaufter Transport war an ihn auf dem Wege, und tauſend Mann wurden abgeſchickt, ihn ſicher in's Lager zu geleiten. Guſtav Adolph, davon benachrichtigt, ſandte ſogleich ein Cavallerieregiment aus, ſich dieſer Lieferung zu bemächtigen, und die Dunkelheit der Nacht begünſtigte die Unternehmung. Der ganze Transport fiel mit der Stadt, worin er hielt, in der Schweden Hände; die kaiſerliche Bedeckung wurde niedergehauen, gegen zwölf hundert Stück Vieh hinweg getrieben, und tauſend mit Brot bepackte Wagen, die nicht gut fortgebracht werden konnten, in Brand geſteckt. Sieben Regimenter, welche der Herzog von Friedland gegen Altdorf vorrücken ließ, dem ſehnlich erwarteten Transport zur Bedeckung zu dienen, wurden von dem Könige, der ein Gleiches gethan hatte, den Rückzug der Seinigen zu decken, nach einem hartnäckigen

Gefechte aus einander gesprengt, und mit Hinterlassung von vier hundert Todten in das kaiserliche Lager zurückgetrieben. So viele Widerwärtigkeiten und eine so wenig erwartete Standhaftigkeit des Königs ließen den Herzog von Friedland bereuen, daß er die Gelegenheit zu einem Treffen ungenützt hatte vorbeystreichen lassen. Jetzt machte die Festigkeit des schwedischen Lagers jeden Angriff unmöglich, und Nürnbergs bewaffnete Jugend diente dem Monarchen zu einer fruchtbaren Kriegerschule, woraus er jeden Verlust an Mannschaft auf das Schnellste ersetzen konnte. Der Mangel an Lebensmitteln, der sich im kaiserlichen Lager nicht weniger als im schwedischen einstellte, machte es zum mindesten sehr ungewiß, welcher von beyden Theilen den andern zuerst zum Aufbruche zwingen würde.

Fünfzehn Tage schon hatten beyde Armeen, durch gleiche unersteigliche Verschanzungen gedeckt, einander im Gesichte gestanden, ohne etwas mehr als leichte Streifereyen und unbedeutende Scharmützel zu wagen. Auf beyden Seiten hatten ansteckende Krankheiten, natürliche Folgen der schlechten Nahrungsmittel und der eng zusammen gepreßten Volksmenge, mehr als das Schwert des Feindes, die Mannschaft vermindert, und mit jedem Tage stieg diese Noth. Endlich erschien der schon längst erwartete Succurs im schwedischen Lager, und die beträchtliche Machtverstärkung des Königs erlaubte ihm jetzt, seinem natürlichen Muthe zu gehorchen, und die Fessel zu zerbrechen, die ihn bisher gebunden hielt.

Seiner Aufforderung gemäß, hatte Herzog Wilhelm von Weimar aus den Besatzungen in Niedersachsen und Thüringen in aller Eilfertigkeit ein Corps aufgerichtet, welches bey Schweinfurt in Franken vier sächsische Regimenter, und bald darauf bey Kitzingen die Truppen vom Rheinstrome an sich zog, die Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel und der Pfalzgraf von Birkenfeld dem König zu Hülfe schickten.

Der Reichskanzler Oxenstierna übernahm es, diese vereinigte Armee an den Ort ihrer Bestimmung zu führen. Nachdem er sich zu Windsheim noch mit dem Herzog Bernhard von Weimar und dem schwedischen General Banner vereinigt hatte, rückte er in beschleunigten Märschen bis Pruck und Eltersdorf, wo er die Rednitz passirte, und glücklich in das schwedische Lager kam. Dieser Succurs zählte beynahe fünfzig tausend Mann, und führte sechzig Stücke Geschütz und vier tausend Bagagewagen bey sich. So sah sich denn Gustav Adolph an der Spitze von beynahe siebenzig tausend Streitern, ohne noch die Miliz der Stadt Nürnberg zu rechnen, welche im Nothfalle dreißig tausend rüstige Bürger in's Feld stellen konnte. Eine furchtbare Macht, die einer andern nicht minder furchtbaren gegenüber stand! Der ganze Krieg schien jetzt zusammengepreßt in eine einzige Schlacht, um hier endlich seine letzte Entscheidung zu erhalten. Angstvoll blickte das getheilte Europa auf diesen Kampfplatz hin, wo sich die Kraft beyder streitenden Mächte, wie in einem Brennpuncte, fürchterlich sammelte.

Aber hatte man schon vor der Ankunft des Succurses mit Brotmangel kämpfen müssen, so wuchs dieses Uebel nunmehr in beyden Lagern (denn auch Wallenstein hatte neue Verstärkungen aus Baiern an sich gezogen) zu einem schrecklichen Grade an. Außer den hundert und zwanzig tausend Kriegern, die einander bewaffnet gegenüber standen, außer einer Menge von mehr als fünfzig tausend Pferden in beyden Armeen, außer den Bewohnern Nürnbergs, welche das schwedische Heer an Anzahl weit übertrafen, zählte man allein in dem Wallenstein'schen Lager fünfzehn tausend Weiber und eben so viel Fuhrleute und Knechte, nicht viel weniger in dem schwedischen. Die Gewohnheit jener Zeiten erlaubte dem Soldaten, seine Familie mit in das Feld zu führen. Bey den Kaiserlichen schloß sich eine unzählige Menge gut-

willtger Frauensperſonen an den Heereszug an, und die ſtrenge Wachſamkeit über die Sitten im ſchwediſchen Lager, welche keine Ausſchweifung duldete, beförderte eben darum die rechtmäßigen Ehen. Für die junge Generation, welche dieß Land zum Vaterlande hatte, waren ordentliche Feldſchulen errichtet, und eine treffliche Zucht von Kriegern daraus gezogen, daß die Armeen bey einem langwierigen Kriege ſich ſelbſt recrutiren konnten. Kein Wunder, wenn dieſe wandelnden Nationen jeden Landſtrich aushungerten, auf dem ſie verweilten, und die Bedürfniſſe des Lebens durch dieſen entbehrlichen Troß übermäßig im Preiſe geſteigert wurden. Alle Mühlen um Nürnberg reichten nicht zu, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verſchlang, und fünfzig tauſend Pfund Brot, welche die Stadt täglich in's Lager lieferte, reizten den Hunger bloß, ohne ihn zu befriedigen. Die wirklich bewundernswerthe Sorgfalt des Nürnberger Magiſtrats konnte nicht verhindern, daß nicht ein großer Theil der Pferde aus Mangel an Fütterung umfiel, und die zunehmende Wuth der Seuchen mit jedem Tage über hundert Menſchen in's Grab ſtreckte.

Dieſer Noth ein Ende zu machen, verließ endlich Guſtav Adolph, voll Zuverſicht auf ſeine überlegene Macht, am fünf und fünfzigſten Tage ſeine Linien, zeigte ſich in voller Bataille dem Feinde, und ließ von drey Batterien, welche am Ufer der Rednitz errichtet waren, das Friedländiſche Lager beſchießen. Aber unbeweglich ſtand der Herzog in ſeinen Verſchanzungen, und begnügte ſich, dieſe Ausforderung durch das Feuer der Musketen und Kanonen von ferne zu beantworten. Den König durch Unthätigkeit aufzureiben, und durch die Macht des Hungers ſeine Beharrlichkeit zu beſiegen, war ſein überlegter Entſchluß, und keine Vorſtellung Maximilians, keine Ungeduld der Armee, kein Spott des Feindes, konnte dieſen Vorſatz erſchüttern. In ſeiner Hoffnung

getäuſcht, und von der wachſenden Noth gedrungen, wagte ſich Guſtav Adolph nun an das Unmögliche, und der Entſchluß wurde gefaßt, das durch Natur und Kunſt gleich unbezwingliche Lager zu ſtürmen.

Nachdem er das Seinige dem Schutze der Nürnbergiſchen Miliz übergeben, rückte er am Bartholomäustage, dem acht und fünfzigſten, ſeitdem die Armee ihre Verſchanzungen bezogen, in voller Schlachtordnung heraus, und paſſirte die Rednitz bey Fürt, wo er die feindlichen Vorpoſten mit leichter Mühe zum Weichen brachte. Auf den ſteilen Anhöhen zwiſchen der Biber und Rednitz, die alte Veſte und Altenburg genannt, ſtand die Hauptmacht des Feindes, und das Lager ſelbſt, von dieſen Hügeln beherrſcht, breitete ſich unabſehbar durch das Gefilde. Die ganze Stärke des Geſchützes war auf dieſen Hügeln verſammelt. Tiefe Gräben umſchloſſen unerſteigliche Schanzen, dichte Verhacke und ſtachelige Palliſaden verrammelten die Zugänge zu dem ſteil anlaufenden Berge, von deſſen Gipfel Wallenſtein ruhig und ſicher wie ein Gott durch ſchwarze Rauchwolken ſeine Blitze verſendete. Hinter den Bruſtwehren lauerte der Musketen tückiſches Feuer, und ein gewiſſer Tod blickte aus hundert offenen Kanonenſchlünden dem verwegenen Stürmer entgegen. Auf dieſen gefahrvollen Poſten richtete Guſtav Adolph den Angriff, und fünf hundert Musketiere, durch weniges Fußvolk unterſtützt, (mehrere zugleich konnten auf dem engen Kampfboden nicht zum Fechten kommen) hatten den unbeneideten Vorzug, ſich zuerſt in den offenen Rachen des Todes zu werfen. Wüthend war der Andrang, der Widerſtand fürchterlich; der ganzen Wuth des feindlichen Geſchützes ohne Bruſtwehr dahin gegeben, grimmig durch den Anblick des unvermeidlichen Todes, laufen dieſe entſchloſſenen Krieger gegen den Hügel Sturm, der ſich in einem Moment in den flammenden Hekla verwandelt, und einen eiſernen Ha-

gel donnernd auf sie herunter speyt. Zugleich dringt die schwere Cavallerie in die Lücken ein, welche die feindlichen Vallen in die gedrängte Schlachtordnung reißen, die festgeschlossenen Glieder trennen sich, und die standhafte Heldenschar, von der gedoppelten Macht der Natur und der Menschen bezwungen, wendet sich nach hundert zurückgelassenen Todten zur Flucht. Deutsche waren es, denen Gustavs Parteylichkeit die tödtliche Ehre des ersten Angriffs bestimmte; über ihren Rückzug ergrimmt, führte er jetzt seine Finnländer zum Sturm, durch ihren nordischen Muth die deutsche Feigheit zu beschämen. Auch seine Finnländer, durch einen ähnlichen Feuerregen empfangen, weichen der überlegenen Macht, und ein frisches Regiment tritt an ihre Stelle, mit gleich schlechtem Erfolge den Angriff zu erneuern. Dieses wird von einem vierten und fünften und sechsten abgelöst, daß während des zehnstündigen Gefechtes alle Regimenter zum Angriffe kommen, und alle blutend und zerrissen von dem Kampfplatze zurückkehren. Tausend verstümmelte Körper bedecken das Feld, und unbesiegt setzt Gustav den Angriff fort, und unerschütterlich behauptet Wallenstein seine Veste.

Indessen hat sich zwischen der kaiserlichen Reiterey und dem linken Flügel der Schweden, der in einem Busche an der Rednitz postirt war, ein heftiger Kampf entzündet, wo mit abwechselndem Glücke der Feind bald Besiegter, bald Sieger bleibt, und auf beyden Seiten gleich viel Blut fließt, gleich tapfere Thaten geschehen. Dem Herzog von Friedland und dem Prinzen Bernhard von Weimar werden die Pferde unter dem Leibe erschossen; dem König selbst reißt eine Stückkugel die Sohle von dem Stiefel. Mit ununterbrochener Wuth erneuern sich Angriff und Widerstand, bis endlich die eintretende Nacht das Schlachtfeld verfinstert, und die erbitterten Kämpfer zur Ruhe winkt. Jetzt aber sind die Schweden schon zu weit vorgedrungen, um den Rückzug ohne

Gefahr unternehmen zu können. Indem der König einen Officier zu entdecken ſucht, den Regimentern durch ihn den Befehl zum Rückzuge zu überſenden, ſtellt ſich ihm der Oberſte Hebron, ein tapferer Schottländer, dar, den bloß ſein natürlicher Muth aus dem Lager getrieben hatte, die Gefahr dieſes Tages zu theilen. Ueber den König erzürnt, der ihm unlängſt bey einer gefahrvollen Action einen jüngern Oberſten vorgezogen, hatte er das raſche Gelübde gethan, ſeinen Degen nie wieder für den König zu ziehen. An ihn wendet ſich jetzt Guſtav Adolph, und, ſeinen Heldenmuth lobend, erſucht er ihn, die Regimenter zum Rückzuge zu commandiren. „Sire,“ erwiedert der tapfere Soldat, „das iſt der einzige Dienſt, den ich Euer Majeſtät nicht verweigern kann, denn es iſt etwas dabey zu wagen;“ und ſogleich ſprengt er davon, den erhaltenen Auftrag in's Werk zu richten. Zwar hatte ſich der Herzog Bernhard von Weimar in der Hitze des Gefechts einer Anhöhe über der alten Veſte bemächtigt, von wo aus man den Berg und das ganze Lager beſtreichen konnte. Aber ein heftiger Platzregen, der in derſelben Nacht einfiel, machte den Abhang ſo ſchlüpfrig, daß es unmöglich war, die Kanonen hinauf zu bringen; und ſo mußte man von freyen Stücken dieſen mit Strömen Bluts errungenen Poſten verloren geben. Mißtrauiſch gegen das Glück, das ihn an dieſem entſcheidenden Tage verlaſſen hatte, getraute der König ſich nicht, mit erſchöpften Truppen am folgenden Tage den Sturm fortzuſetzen, und zum erſten Mahle überwunden, weil er nicht Ueberwinder war, führte er ſeine Truppen über die Rednitz zurück. Zwey tauſend Todte, die er auf dem Wahlplatze zurückließ, bezeugten ſeinen Verluſt, und unüberwunden ſtand der Herzog von Friedland in ſeinen Linien.

Noch ganze vierzehn Tage nach dieſer Action blieben die Armeen einander gegenüber gelagert, jede in der Erwartung, die andere zum Aufbruche zu nöthigen. Je mehr mit jedem

Tage der kleine Vorrath an Lebensmitteln schmolz, desto schrecklicher wuchsen die Drangsale des Hungers, desto mehr verwilderte der Soldat, und das Landvolk umher ward das Opfer seiner thierischen Raubsucht. Die steigende Noth löste alle Bande der Zucht und Ordnung im schwedischen Lager auf, und besonders zeichneten sich die deutschen Regimenter durch die Gewaltthätigkeiten aus, die sie gegen Freund und Feind ohne Unterschied verübten. Die schwache Hand eines Einzigen vermochte nicht einer Gesetzlosigkeit zu steuern, die das Stillschweigen der untern Befehlshaber eine scheinbare Billigung, und oft durch ihr eigenes verderbliches Beyspiel Ermunterung erhielt. Tief schmerzte den Monarchen dieser schimpfliche Verfall der Kriegszucht, in die er bis jetzt einen so gegründeten Stolz gesetzt hatte, und der Nachdruck, womit er den deutschen Officieren ihre Nachlässigkeit verweist, bezeugt die Heftigkeit seiner Empfindungen. »Ihr Deutschen!« rief er aus, »ihr, ihr selbst seyd es, die ihr euer eigenes Vaterland bestehlt, und gegen eure eigenen Glaubensgenossen wüthet. Gott sey mein Zeuge, ich verabscheue euch, ich habe einen Ekel an euch, und das Herz gällt mir im Leibe, wenn ich euch anschaue. Ihr übertretet meine Verordnungen, ihr seyd Ursache, daß die Welt mich verflucht, daß mich die Thränen der schuldlosen Armuth verfolgen, daß ich öffentlich hören muß: der König, unser Freund, thut uns mehr Uebels an, als unsere grimmigsten Feinde. Euretwegen habe ich meine Krone ihres Schatzes entblößt, und über vierzig Tonnen Goldes aufgewendet; von eurem deutschen Reiche aber nichts erhalten, wovon ich mich schlecht bekleiden könnte. Euch gab ich alles, was Gott mir zutheilte, und hättet ihr meine Gesetze geachtet, alles, was er mir künftig noch geben mag, würde ich mit Freuden unter euch ausgetheilt haben. Eure schlechte Mannszucht überzeugt mich, daß ihr's böse meint, wie sehr ich auch Ursache haben mag, eure Tapferkeit zu loben.«

Nürnberg hatte sich über Vermögen angestrengt, die ungeheure Menschenmenge, welche in seinem Gebiethe zusammengepreßt war, eilf Wochen lang zu ernähren; endlich aber versiegten die Mittel, und der König, als der zahlreichere Theil, mußte sich eben darum zuerst zum Abzuge entschließen. Mehr als zehn tausend seiner Einwohner hatte Nürnberg begraben, und Gustav Adolph gegen zwanzig tausend seiner Soldaten durch Krieg und Seuchen eingebüßt. Zertreten lagen alle umliegenden Felder, die Dörfer in Asche, das beraubte Landvolk verschmachtete auf den Straßen, Modergerüche verpesteten die Luft, verheerende Seuchen, durch die kümmerliche Nahrung, durch den Qualm eines so bevölkerten Lagers und so vieler verwesender Leichname, durch die Gluth der Hundstage ausgebrütet, wütheten unter Menschen und Thieren, und noch lange nach dem Abzuge der Armeen drückten Mangel und Elend das Land. Gerührt von dem allgemeinen Jammer, und ohne Hoffnung, die Beharrlichkeit des Herzogs von Friedland zu besiegen, hob der König am achten September sein Lager auf, und verließ Nürnberg, nachdem er es zur Fürsorge mit einer hinlänglichen Besatzung versehen hatte. In völliger Schlachtordnung zog er an dem Feinde vorüber, der unbeweglich blieb, und nicht das Geringste unternahm, seinen Abzug zu stören. Er richtete seinen Marsch nach Neustadt an der Aisch und Windsheim, wo er fünf Tage stehen blieb, um seine Truppen zu erquicken, und Nürnberg nahe zu seyn, wenn der Feind etwas gegen diese Stadt unternehmen sollte. Aber Wallenstein, der Erhohlung nicht weniger bedürftig, hatte auf den Abzug der Schweden nur gewartet, um den seinigen antreten zu können. Fünf Tage später verließ auch er sein Lager bey Zirndorf, und übergab es den Flammen. Hundert Rauchsäulen, die aus den eingeäscherten Dörfern in der ganzen Runde zum Himmel stiegen, verkündigten seinen Abschied, und zeigten der getrö-

freten Stadt, welchem Schicksale sie selbst entgangen war. Seinen Marsch, der gegen Forchheim gerichtet war, bezeichnete die schrecklichste Verheerung; doch war er schon zu weit vorgerückt, um vom dem Könige noch eingeholt zu werden. Dieser trennte nun seine Armee, die das erschöpfte Land nicht ernähren konnte, um mit einem Theile derselben Franken zu behaupten, und mit dem andern seine Eroberungen in Baiern in eigener Person fortzusetzen.

Unterdessen war die kaiserlich-baierische Armee in das Bisthum Bamberg gerückt, wo der Herzog von Friedland eine zweyte Musterung darüber anstellte. Er fand diese sechzig tausend Mann starke Macht durch Desertion, Krieg und Seuchen bis auf vier und zwanzig tausend Mann vermindert, von denen der vierte Theil aus baierischen Truppen bestand. Und so hatte das Lager vor Nürnberg beyde Theile mehr als zwey verlorene große Schlachten entkräftet, ohne den Krieg seinem Endzweck nur um etwas genähert, oder die gespannten Erwartungen der europäischen Welt durch einen einzigen entscheidenden Vorfall befriedigt zu haben. Den Eroberungen des Königs in Baiern wurde zwar auf eine Zeit lang durch die Diversion bey Nürnberg ein Ziel gesteckt, und Oesterreich selbst vor einem feindlichen Einfalle gesichert; aber durch den Abzug von dieser Stadt gab man ihm auch die völlige Freyheit zurück, Baiern auf's Neue zum Schauplatz des Krieges zu machen. Unbekümmert um das Schicksal dieses Landes, und des Zwanges müde, den ihm die Verbindung mit dem Churfürsten auferlegte, ergriff der Herzog von Friedland begierig die Gelegenheit, sich von diesem lästigen Gefährten zu trennen, und seine Lieblingsentwürfe mit erneuertem Ernste zu verfolgen. Noch immer seiner ersten Maxime getreu, Sachsen von Schweden zu trennen, bestimmte er dieses Land zum Winteraufenthalte seiner Truppen, und hoffte, durch

seine verderbliche Gegenwart den Churfürsten um so eher zu einem beschwerlichen Frieden zu zwingen.

Kein Zeitpunct konnte diesem Unternehmen günstiger seyn. Die Sachsen waren in Schlesien eingefallen, wo sie, in Vereinigung mit brandenburgischen und schwedischen Hülfsvölkern, einen Vortheil nach dem andern über die Truppen des Kaisers erfochten. Durch eine Diversion, welche man dem Churfürsten in seinen eigenen Staaten machte, rettete man Schlesien; und das Unternehmen war desto leichter, da Sachsen durch den schlesischen Krieg von Vertheidigern entblößt, und dem Feinde von allen Seiten geöffnet war. Die Nothwendigkeit, ein österreichisches Erbland zu retten, schlug alle Einwendungen des Churfürsten von Baiern darnieder, und unter der Maske eines patriotischen Eifers für das Beste des Kaisers konnte man ihn mit um so weniger Bedenklichkeit aufopfern. Indem man dem Könige von Schweden das reiche Baiern zum Raube ließ, hoffte man in der Unternehmung auf Sachsen von ihm nicht gestört zu werden, und die zunehmende Kaltsinnigkeit zwischen diesem Monarchen und dem sächsischen Hofe ließ ohnehin von seiner Seite wenig Eifer zur Befreyung Johann Georgs befürchten. Auf's Neue also von seinem argelistigen Beschützer im Stich gelassen, trennte sich der Churfürst zu Bamberg von Wallenstein, um mit dem kleinen Ueberreste seiner Truppen sein hülfloses Land zu vertheidigen, und die Kaiserliche Armee richtete unter Friedlands Anführung ihren Marsch durch Baireuth und Coburg nach dem Thüringer Walde.

Ein kaiserlicher General von Holk war bereits mit sechstausend Mann in das Vogtland voraus geschickt worden, diese wehrlose Provinz mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihm wurde bald darauf Gallas nachgeschickt, ein zweyter Feldherr des Herzogs, und ein gleich treues Werkzeug seiner unmenschlichen Befehle. Endlich wurde auch noch Graf Pap-

penheim aus Niederſachſen herbey gerufen, die geſchwächte Armee des Herzogs zu verſtärken, und das Elend Sachſens vollkommen zu machen. Zerſtörte Kirchen, eingeäſcherte Dörfer, verwüſtete Ernten, beraubte Familien, ermordete Unterthanen bezeichneten den Marſch dieſer Barbarenheere; das ganze Thüringen, Vogtland und Meißen erlagen unter dieſer dreyfachen Geißel. Aber ſie waren nur die Vorläufer eines größeren Elends, mit welchem der Herzog ſelbſt, an der Spitze der Hauptarmee, das unglückliche Sachſen bedrohte. Nachdem dieſer auf ſeinem Zuge durch Franken und Thüringen die ſchauderhafteſten Denkmähler ſeiner Wuth hinterlaſſen, erſchien er mit ſeiner ganzen Macht in dem Leipziger Kreiſe, und zwang nach einer kurzen Belagerung die Stadt Leipzig zur Uebergabe. Seine Abſicht war, bis nach Dresden vorzudringen, und durch Unterwerfung des ganzen Landes dem Churfürſten Geſetze vorzuſchreiben. Schon näherte er ſich der Mulda, um die ſächſiſche Armee, die bis Torgau ihm entgegen gerückt war, mit ſeiner überlegenen Macht aus dem Felde zu ſchlagen, als die Ankunft des Königs von Schweden zu Erfurt ſeinen Eroberungsplanen eine unerwartete Grenze ſetzte. Im Gedränge zwiſchen der ſächſiſchen und ſchwediſchen Macht, welche Herzog Georg von Lüneburg vom Niederſachſen aus noch zu verſtärken drohte, wich er eilfertig gegen Merſeburg zurück, um ſich dort mit dem Grafen von Pappenheim zu vereinigen, und die eindringenden Schweden mit Nachdruck zurück zu treiben. Nicht ohne große Unruhe hatte Guſtav Adolph den Kunſtgriffen zugeſehen, welche Spanien und Oeſterreich verſchwendeten, um ſeinen Alliirten von ihm abtrünnig zu machen. So wichtig ihm das Bündniß mit Sachſen war, ſo viel mehr Urſache hatte er, vor dem unbeſtändigen Gemüthe Johann Georgs zu zittern. Nie hatte zwiſchen ihm und dem Churfürſten ein aufrichtiges, freundſchaftliches Verhältniß Statt gefunden.

Einem Prinzen, der auf seine politische Wichtigkeit stolz, und gewohnt war, sich als das Haupt seiner Partey zu betrachten, mußte die Einmischung einer fremden Macht in die Reichsangelegenheiten bedenklich und drückend seyn, und den Widerwillen, womit er die Fortschritte dieses unwillkommenen Fremdlings betrachtete, hatte nur die äußerste Noth seiner Staaten auf eine Zeit lang besiegen können. Das wachsende Ansehen des Königs in Deutschland, sein überwiegender Einfluß auf die protestantischen Stände, die nicht sehr zweydeutigen Beweise seiner ehrgeizigen Absichten, bedenklich genug, die ganze Wachsamkeit der Reichsstände aufzufodern, machten bey dem Churfürsten tausend Besorgnisse rege, welche die kaiserlichen Unterhändler geschickt zu nähren und zu vergrößern wußten. Jeder eigenmächtige Schritt des Königs, jede auch noch so billige Forderung, die er an die Reichsfürsten machte, gaben dem Churfürsten Anlaß zu bittern Beschwerden, die einen nahen Bruch zu verkündigen schienen. Selbst unter den Generalen beyder Theile zeigten sich, so oft sie vereinigt agiren sollten, vielfache Spuren der Eifersucht, welche ihre Beherrscher entzweyte. Johann Georgs natürliche Abneigung vor dem Kriege, und seine noch immer nicht unterdrückte Ergebenheit gegen Oesterreich, begünstigte Arnheims Bemühungen, der, in beständigem Einverständnisse mit Wallenstein, unermüdet daran arbeitete, seinen Herrn zu einem Privatvergleiche mit dem Kaiser zu vermögen; und fanden seine Vorstellungen auch lange Zeit keinen Eingang, so lehrt doch zuletzt der Erfolg, daß sie nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren.

Gustav Adolph, mit Recht vor den Folgen bange, die der Abfall eines so wichtigen Bundesgenossen von seiner Partey für seine ganze künftige Existenz in Deutschland haben mußte, ließ kein Mittel unversucht, diesen bedenklichen Schritt zu verhindern, und bis jetzt hatten seine Vorstellungen ihren

Eindruck auf den Churfürſten nicht ganz verfehlt. Aber die fürchterliche Macht, womit der Kaiſer ſeine verführeriſchen Vorſchläge unterſtützte, und die Drangſale, die er bey längerer Weigerung über Sachſen zu häufen drohte, konnten endlich doch, wenn man ihn ſeinen Feinden hülflos dahingab, die Standhaftigkeit des Churfürſten überwinden, und dieſe Gleichgültigkeit gegen einen ſo wichtigen Bundesgenoſſen das Vertrauen aller übrigen Alliirten Schwedens zu ihrem Beſchützer auf immer darnieder ſchlagen. Dieſe Betrachtung bewog den König, den dringenden Einladungen, welche der hart bedrohte Churfürſt an ihn ergehen ließ, zum zweyten Mahle nachzugeben, und der Rettung dieſes Bundesgenoſſen alle ſeine glänzenden Hoffnungen aufzuopfern. Schon hatte er einen zweyten Angriff auf Ingolſtadt beſchloſſen, und die Schwäche des Churfürſten von Baiern rechtfertigte ſeine Hoffnung, dieſem erſchöpften Feinde doch endlich noch die Neutralität aufzudringen. Der Aufſtand des Landvolkes in Oberöſterreich öffnete ihm denn den Weg in dieſes Land, und der Sitz des Kaiſerthrons konnte in ſeinen Händen ſeyn, ehe Wallenſtein Zeit hatte, mit Hülfe herbeyzueilen. Alle dieſe ſchimmernden Hoffnungen ſetzte er dem Wohle eines Alliirten nach, den weder Verdienſte noch guter Wille dieſes Opfer werth machten; der, bey den dringendſten Aufforderungen des Gemeingeiſtes, nur ſeinem eigenen Vortheile mit kleinlicher Selbſtſucht diente; der nicht durch die Dienſte, die man ſich von ihm verſprach, nur durch den Schaden, den man von ihm beſorgte, bedeutend war. Und wer erwehrt ſich nun des Unwillens, wenn er hört, daß auf dem Wege, den Guſtav Adolph jetzt zur Befreyung dieſes Fürſten antritt, der große König das Ziel ſeiner Thaten findet?

Schnell zog er ſeine Truppen im fränkiſchen Kreiſe zuſammen, und folgte dem Wallenſtein'ſchen Heere durch Thüringen nach. Herzog Bernhard von Weimar, der

gegen Pappenheim war vorausgeschickt worden, stieß bey Arnstadt zu dem Könige, der sich jetzt an der Spitze von zwanzig tausend Mann geübter Truppen erblickte. Zu Erfurt trennte er sich von seiner Gemahlinn, die ihn nicht eher als zu Weißenfels — im Sarge wieder sehen sollte; der bange gepreßte Abschied deutete auf eine ewige Trennung. Er erreichte Naumburg am ersten November des Jahres 1632, ehe die dahin detaschirten Corps des Herzogs von Friedland sich dieses Platzes bemächtigen konnten. Scharenweise strömte alles Volk aus der umliegenden Gegend herbey, den Helden, den Rächer, den großen König anzustaunen, der ein Jahr vorher auf eben diesem Boden als ein rettender Engel erschienen war. Stimmen der Freude umtönten ihn, wo er sich sehen ließ; anbethend stürzte sich Alles vor ihm auf die Knie; man stritt sich um die Gunst, die Scheide seines Schwerts, den Saum seines Kleides zu berühren. Den bescheidenen Helden empörte dieser unschuldige Tribut, den ihm die aufrichtigste Dankbarkeit und Bewunderung zollte. „Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gott mache?“ sagte er zu seinen Begleitern. „Unsere Sachen stehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieses verwegene Gaukelspiel strafen, und diesem thörichten Haufen meine schwache sterbliche Menschheit früh genug offenbaren.“ Wie liebenswürdig zeigt sich uns Gustav, eh' er auf ewig von uns Abschied nimmt! Auch in der Fülle seines Glückes die richtende Nemesis ehrend, verschmäht er eine Huldigung, die nur den Unsterblichen gebührt, und sein Recht auf unsere Thränen verdoppelt sich, eben da er dem Augenblicke nahe ist, sie zu erregen.

Unterdessen war der Herzog von Friedland dem anrückenden Könige bis Weißenfels entgegen gezogen, entschlossen, die Winterquartiere in Sachsen, auch wenn es eine Schlacht kosten sollte, zu behaupten. Seine Unthätigkeit vor Nürn-

berg hatte ihn dem Verdachte ausgesetzt, als ob er sich mit dem nordischen Helden nicht zu messen wagte, und sein ganzer Ruhm war in Gefahr, wenn er die Gelegenheit zu schlagen zum zweyten Mahle entwischen ließ. Seine Ueberlegenheit an Truppen, wiewohl weit geringer, als sie in der ersten Zeit des Nürnbergischen Lagers gewesen, mochte ihm die wahrscheinlichste Hoffnung zum Siege, wenn er den König, vor der Vereinigung desselben mit den Sachsen in ein Treffen verwickeln konnte. Aber seine jetzige Zuversicht war nicht sowohl auf seine größere Truppenzahl, als auf die Versicherungen seines Astrologen Seni gegründet, welcher in den Sternen gelesen hatte, daß das Glück des schwedischen Monarchen im November untergehen würde. Ueberdieß waren zwischen Naumburg und Weißenfels enge Päße, von einer fortlaufenden Bergkette und der nahe strömenden Saale gebildet, welche es der schwedischen Armee äußerst schwer machten, vorzudringen, und mit Hülfe wenig Truppen gänzlich geschlossen werden konnten. Dem Könige blieb dann keine andere Wahl, als sich mit größter Gefahr durch die Defileen zu winden, oder einen beschwerlichen Rückzug durch Thüringen zu nehmen, und in einem verwüsteten Lande, wo es an jeder Nothdurft gebrach, den größten Theil seiner Truppen einzubüßen. Die Geschwindigkeit, mit der Gustav Adolph von Naumburg Besitz nahm, vernichtete diesen Plan, und jetzt war es Wallenstein selbst, den den Angriff erwartete.

Aber in dieser Erwartung sah er sich getäuscht, als der König, anstatt ihm bis Weißenfels entgegen zu rücken, alle Anstalten traf, sich bey Naumburg zu verschanzen und hier die Verstärkungen zu erwarten, welche der Herzog von Lüneburg im Begriffe war ihm zuzuführen. Unschlüssig, ob er dem Könige durch die engen Päße zwischen Weißenfels und Naumburg entgegen gehen, oder in seinem Lager unthätig stehen bleiben sollte, versammelte er seinen Kriegsrath, um die

Meinung ſeiner erfahrenſten Generale zu vernehmen. Keiner von allen fand es rathſam, den König in ſeiner vortheilhaften Stellung anzugreifen, und die Vorkehrungen, welche dieſer zur Befeſtigung ſeines Lagers traf, ſchienen deutlich anzuzeigen, daß er gar nicht Willens ſey, es ſobald zu verlaſſen. Aber eben ſo wenig erlaubte der eintretende Winter, den Feldzug zu verlängern, und eine der Ruhe ſo ſehr bedürftige Armee durch fortgeſetzte Campirung zu ermüden. Alle Stimmen erklärten ſich für die Endigung des Feldzuges, um ſo mehr, da die wichtige Stadt Cöln am Rhein von holländiſchen Truppen gefährlich bedroht war, und die Fortſchritte des Feindes in Weſtphalen und am Unterrhein die nachdrücklichſte Hülfe in dieſen Gegenden erheiſchten. Der Herzog von Friedland erkannte das Gewicht dieſer Gründe, und beynahe überzeugt, daß von dem Könige für dieſe Jahrszeit kein Angriff mehr zu befürchten ſey, bewilligte er ſeinen Truppen die Winterquartiere, doch ſo, daß ſie aufs Schnellſte verſammelt wären, wenn etwa der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Graf Pappenheim wurde mit einem großen Theile des Heeres entlaſſen, um der Stadt Cöln zu Hülfe zu eilen, und auf dem Wege dahin die Feſtung Moritzburg bey Halle in Beſitz zu nehmen. Einzelne Corps bezogen in den ſchicklichſten Städten umher ihre Winterquartiere, um die Bewegungen des Feindes von allen Seiten beobachten zu können. Graf Colloredo bewachte das Stift zu Weißenfels, und Wallenſtein ſelbſt blieb mit dem Ueberreſte unweit Merſeburg zwiſchen dem Flußgraben und der Saale ſtehen, von wo er geſonnen war, ſeinen Marſch über Leipzig zu nehmen, und die Sachſen von dem ſchwediſchen Heere abzuſchneiden.

Kaum aber hatte Guſtav Adolph Pappenheims Abzug vernommen, ſo verließ er plötzlich ſein Lager bey Naumburg, und eilte, den um die Hälfte geſchwächten Feind

mit ſeiner ganzen Macht anzufallen. In beſchleunigtem Marſche rückte er gegen Weißenfels vor, von wo aus ſich das Gerücht von ſeiner Ankunft ſchnell bis zum Feinde verbreitete, und den Herzog von Friedland in die höchſte Verwunderung ſetzte. Aber es galt jetzt einen ſchnellen Entſchluß, und der Herzog hatte ſeine Maßregeln bald genommen. Obgleich man dem zwanzig tauſend Mann ſtarken Feinde nicht viel über zwölf tauſend entgegen zu ſetzen hatte, ſo konnte man doch hoffen, ſich bis zu Pappenheims Rückkehr zu behaupten, der ſich höchſtens fünf Meilen weit, bis Halle, entfernt haben konnte. Schnell flogen Eilbothen ab, ihn zurückzurufen, und zugleich zog ſich Wallenſtein in die weite Ebene zwiſchen den Floßgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung den König erwartete, und ihn durch dieſe Stellung von Leipzig und den ſächſiſchen Völkern trennte.

Drey Kanonenſchüſſe, welche Graf Collorédo von dem Schloſſe zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marſch des Königs, und auf dieſes verabredete Signal zogen ſich die friedländiſchen Vortruppen unter dem Commando des Croaten-Generals Iſolani zuſammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu beſetzen. Ihr ſchwacher Widerſtand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bey dem Dorfe Rippach über das Waſſer dieſes Rahmens ſetzte, und ſich unterhalb Lützen der kaiſerlichen Schlachtordnung gegenüber ſtellte. Die Landſtraße, welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwiſchen Lützen und Markranſtädt von dem Floßgraben durchſchnitten, der ſich von Zeitz nach Merſeburg erſtreckt, und die Elſter mit der Saale verbindet. An dieſen Canal lehnte ſich der linke Flügel der Kaiſerlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch ſo, daß ſich die Reiterey beyder Theile noch jenſeits desſelben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte ſich Wallenſteins rechter Flügel, und ſüdwärts von dieſem Städtchen der linke Flügel des ſchwediſchen Heeres gelagert.

Beyde Armeen kehrten der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hinging, und eine Schlachtordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil seines Gegners bemächtigt, die zu beyden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, daß der Uebergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sechzehn großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Theil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große und unbehülfliche Brigaden vertheilt, stand in einer Entfernung von drey hundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reiterey bedeckte die Flanken. Alles Gepäcke ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heeres nicht zu hindern, und blos die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche des Armees zu verbergen, mußten alle Trossjungen und Knechte zu Pferde sitzen, und sich an den linken Flügel anschließen; doch nur so lange, bis die Pappenheimischen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war Alles zum Empfange des Feindes bereitet.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolph auf der gegenüber liegenden Ebene, und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bey Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen vertheilt, unter die Reiterey hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stand in zwey Linien, den Flößgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße, und die Stadt

Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterey auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geschütz. Einem deutschen Helden, dem Herzoge Bernhard von Weimar, war die deutsche Reiterey des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beyder Völker zu einem edlen Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweyte Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservecorps unter Hepburns, eines Schottländers, Commando.

Also gerüstet erwartete man die künftige Morgenröthe, um den Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub, als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Anzahl, als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gesammten Erwartungen Europens, die man vor Nürnberg hintergieng, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwey solche Feldherrn, so gleich an Ansehen, an Muth und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Kriegs noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit gereizt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren, und einem Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob das Lechstrome und bey Leipzig Gustav Adolphs Genie, oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners dem Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedlands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen, und die Größe des Mannes die Größe des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heere seines Führers Ruhm, und unter jedem Hauniche wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem

Ueberwinder, wie dem Ueberwundenen koſten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber ſtand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für ſeine Stärke.

Endlich erſcheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsſtunde. Vor der Fronte kniend hält der König ſeine Andacht; die ganze Armee, auf die Knie hingeſtürzt, ſtimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmuſik begleitet den Geſang. Dann ſteigt der König zu Pferde, und, bloß mit einem ledernen Koller und einem Tuchrock bekleidet, (ſeine vormahls empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harniſch zu tragen) durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuverſicht zu entflammen, die ſein eigener ahnungsvoller Muſen verläugnet. Gott mit uns, war das Wort der Schweden; das der Kaiſerlichen: Jeſus Maria. Gegen eilf Uhr fängt der Nebel an, ſich zu zertheilen, und der Feind wird ſichtbar. Zugleich ſieht man Lützen in Flammen ſtehen, auf Befehl des Herzogs in Brand geſteckt, damit er von dieſer Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Löſung, die Reiterey ſprengt gegen den Feind, und das Fußvolk iſt im Anmarſch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geſchützes empfangen, ſetzen dieſe tapfern Bataillons mit unerſchrockenem Muthe ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlaſſen ihren Poſten, die Gräben ſind überſprungen, die Batterie ſelbſt wird erobert, und ſogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltſamer Gewalt, die erſte der fünf friedländiſchen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweyte, und ſchon wendet ſich die dritte zur Flucht; aber hier ſtellt ſich der ſchnell gegenwärtige Geiſt des Herzogs ihrem An-

drange entgegen. Mit Blitzesſchnelligkeit iſt er da, der Unordnung ſeines Fußvolks zu ſtehren, und ſeinem Machtworte gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drey Cavallerie-Regimentern unterſtützt, machen die ſchon geſchlagenen Brigaden auf's Neue Fronte gegen den Feind, und dringen mit Macht in ſeine zerriſſenen Glieder. Ein mörderiſcher Kampf erhebt ſich, der nahe Feind zieht dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Friſt mehr zur Ladung; Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwerte und der Picke Platz, und die Kunſt der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die ſchon eroberte Batterie geht bey dieſem Rückzuge verloren. Schon bedecken tauſend verſtümmelte Leichen das Land, und noch iſt kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indeſſen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm ſelbſt angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erſte machtvolle Andrang der ſchweren finnländiſchen Küraſſiere zerſtreute die leichtberittenen Pohlen und Croaten, die ſich an dieſen Flügel anſchloſſen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterey Furcht und Verwirrung mit. In dieſem Augenblicke hinterbringt man dem König, daß ſeine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch ſein linker Flügel durch das feindliche Geſchütz von den Windmühlen aus furchtbar geängſtigt und ſchon zum Weichen gebracht werde. Mit ſchneller Beſonnenheit überträgt er dem General von Horn, den ſchon geſchlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er ſelbſt eilt an der Spitze des Stenbock'ſchen Regiments davon, der Unordnung ſeines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilſchnell über die Gräben; aber ſchwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachſen-

Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geraden Weges demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nahe an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreyter bemerkt, daß dem Vorüberjprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße," ruft er, „das muß ein vornehmer Mann seyn." Der Soldat drückt ab, und dem Könige wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrey: Der König blutet — Der König ist erschossen! breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts — folgt mir!" ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umwege, um der muthlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieser einen zweyten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder! ruft er mit sterbender Stimme. „Suche du nur dein Leben zu retten." Zugleich sank er vom Pferde, und von noch mehreren Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Croaten sein Leben. Bald entdeckte sein ledig fliehendes, im Blute gebadetes Roß der schwedischen Reiterey ihres Königs Fall, und wüthend dringt sie herbey, dem gierigen Feind diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen

Leichnam entbrennt ein mörderiſches Gefecht, und der entſtellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspoſt durcheilt in kurzer Zeit das ganze ſchwediſche Heer; aber anſtatt den Muth dieſer tapfern Scharen zu ertödten, entzündet ſie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in ſeinem Preiſe, da das heiligſte aller Leben dahin iſt, und der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, ſeitdem er das gekrönte Haupt nicht verſchonte. Mit Löwengrimm werfen ſich die upländiſchen, ſmaländiſchen, finniſchen, oſt- und weſtgothiſchen Regimenter zum zweyten Mahle auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch ſchwachen Widerſtand leiſtet, und jetzt völlig aus dem Felde geſchlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaiſten Heere der Schweden in ſeiner Perſon ein fähiges Oberhaupt, und der Geiſt Guſtav Adolphs führt von Neuem ſeine ſiegreichen Scharen. Schnell iſt der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiſerlichen ein. Das Geſchütz an den Windmühlen, das ein ſo mörderiſches Feuer auf die Schweden geſchleudert hatte, fällt in ſeine Hand, und auf die Feinde ſelbſt werden jetzt dieſe Donner gerichtet. Auch der Mittelpunct des ſchwediſchen Fußvolks ſetzt unter Bernhard's und Kniephauſen's Anführung auf's Neue gegen die Gräben an, über die er ſich glücklich hinwegſchwingt, und zum zweyten Mahle die Batterie der ſieben Kanonen erobert. Auf die ſchwachen Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer ſchwächer und ſchwächer widerſtehen ſie, und der Zufall ſelbſt verſchwört ſich mit der ſchwediſchen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiſerlichen Pulverwagen, und unter ſchrecklichem Donnerknalle ſieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen.

Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegen stürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriffe zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblicke; — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Cavallerie aufsitzen, und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen, und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder, und führt sie auf's Neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muthe, und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die schwedischen Scharen, die, ermattet vom Siege, und an Anzahl zu schwach, dieser Fluth von Feinden nach dem männlichsten Widerstande erliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen auf's Neue zu formiren. Die dicht geschlossenen

ſchwediſchen Bataillons werden unter einem mörderiſchen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zwey Mahl verlornen Kanonen zum zweyten Mahle ihren Händen entriſſen. Das ganze gelbe Regiment, als das Trefflichſte von allen, die an dieſem blutigen Tage Beweiſe ihres Heldenmuthes gaben, lag todt dahingeſtreckt, und bedeckte noch in derſelben ſchönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit ſo ſtandhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein anderes blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiſerlichen Reiterey nach dem wüthendſten Kampfe zu Boden warf. Zu ſieben verſchiedenen Mahlen wiederhohlte dieſer treffliche General den Angriff; ſieben Pferde wurden unter ihm erſchoſſen, und ſechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihm der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog ſelbſt ſah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele ſeine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beyfall, dem Verzagten mit ſeinem ſtrafenden Blicke. Um und neben ihm ſtürzen ſeine Völker entſeelt dahin, und ſein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beſchützen heute ſeine Bruſt, für die ſchon ein anderes Eiſen geſchliffen iſt; auf dem Bette, wo Guſtav erblaßte, ſollte Wallenſtein den ſchuldbefleckten Geiſt nicht verhauchen.

Nicht ſo glücklich war Pappenheim, der Talismonier des Heeres, der furchtbarſte Soldat des Hauſes Oeſterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem Könige ſelbſt im Kampfe zu begegnen, riß ihn mitten in das blutigſte Schlachtgewühl, wo er ſeinen edlen Feind am wenigſten zu verfehlen hoffte. Auch Guſtav hatte den feurigſten Wunſch gehegt, dieſen geachteten Gegner von Angeſicht zu ſehen; aber die feindſelige Sehnſucht blieb unerfüllt, und erſt der Tod führte die verſöhnten Helden zuſammen. Zwey Mus-

Petenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Bruſt, und gewaltſam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühle tragen. Indem man beſchäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu ſeinen Ohren, daß der, den er ſuchte, entſeelt auf dem Wahlplatze liege. Als man ihm die Wahrheit dieſes Gerüchtes bekräftigte, erheiterte ſich ſein Geſicht, und das letzte Feuer blitzte in ſeinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzoge von Friedland,“ rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich dahinſcheide, da ich weiß, daß dieſer unverſöhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen iſt.“

Mit Pappenheim verſchwand das Glück der Kaiſerlichen von dem Schlachtfelde. Nicht ſobald vermißte die ſchon ein Mahl geſchlagene, und durch ihn allein wieder hergeſtellte Reiterey des linken Flügels ihren ſieghaften Führer, als ſie alles verloren gab, und mit muthloſer Verzweiflung das Weite ſuchte. Gleiche Beſtürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Oberſten, Göß, Terzky, Colloredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die ſchwediſche Infanterie benutzt mit ſchneller Entſchloſſenheit die Beſtürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen geriſſen, ziehen ſich beyde Linien in eins zuſammen, die den letzten entſcheidenden Angriff wagt. Zum dritten Mahle ſetzt ſie über die Gräben, und zum dritten Mahle werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt ſich eben zum Untergange, indem beyde Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt ſich der Streit an ſeinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geſchicklichkeit und Wuth thun ihr Aeußerſtes, in den letzten theuern Minuten den ganzen verlornen Tag nachzuholen. Umſonſt, die Verzweiflung erhebt jede über ſich ſelbſt, keine

verſteht zu ſiegen, keine zu weichen, und die Tactik erſchöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meiſterſtücke der Kunſt zu entwickeln. Endlich ſetzen Nebel und Nacht dem Gefechte eine Grenze, dem die Wuth keine ſetzen will, und der Angriff hört auf, weil man ſeinen Feind nicht mehr findet. Beyde Kriegsheere ſcheiden mit ſtillſchweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbeſiegt ſich erklärend, verſchwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beyder Theile blieb, weil die Roſſe ſich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlaſſen ſtehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Siegers für den, der die Wahlſtatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachſen Abſchied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, ſeinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erſchien das Pappenheimiſche Fußvolk, das ſeinem voraus eilenden General nicht ſchnell genug hatte folgen können, ſechs Regimenter ſtark, auf dem Wahlplatze; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher würde dieſe beträchtliche Verſtärkung die Schlacht wahrſcheinlich zum Vortheile des Kaiſers entſchieden, und ſelbſt noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfeldes die Artillerie des Herzogs gerettet, und die ſchwediſche erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu beſtimmen, und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm ſie ihren Weg nach Leipzig, wo ſie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland ſeinen Rückzug genommen, und ohne Geſchütz, ohne Fahnen, und beynahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerſtreute Ueberreſt ſeines Heeres. Zwiſchen Lützen und Weißenfels, ſcheint es, ließ Herzog Bernhard die ſchwediſche Armee von den Anſtrengungen dieſes blutigen Tages ſich

erhohlen, nahe genug an dem Schlachtfelde, um jeden Versuch des Feindes zur Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können. Von beyden Armeen lagen über neun tausend Mann todt auf dem Wahlplatze; noch weit gröſser war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders fand sich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Flossgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beyden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büſste seine Neugier und seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen schweigt die Geschichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab, oder keinen verlangte.

Pappenheim starb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an seinen Wunden; ein unersetzlicher Verlust für das kaiserliche Heer, das dieser treffliche Krieger so oft zum Siege geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenstein als Oberster beywohnte, öffnete seine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch das Ungestüm seines Muths mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechselt, unter der Last seines Pferdes auf der Wahlstatt, bis ihn die Seinigen bey Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. Mit wenigem Volke überwand er die Rebellen in Oberösterreich, vierzig tausend an der Zahl, in drey verschiedenen Schlachten; hielt in dem Treffen bey Leipzig die Niederlage des Tilly lange Zeit durch seine Tapferkeit auf, und machte die Waffen des Kaisers an der Elbe und an dem Weserstrome siegen. Das wilde, stürmische Feuer seines Muths, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte, und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupt des Heeres;

das Treffen bey Leipzig ging, wenn man dem Ausſpruche Tilly's glauben darf, durch ſeine ungeſtüme Hitze verloren. Auch er tauchte bey Magdeburgs Zerſtörung ſeine Hand in Blut; ſein Geiſt, durch frühen jugendlichen Fleiß und vielfältige Reiſen zur ſchönſten Blüthe entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf ſeiner Stirn erblickte man zwey rothe Striemen, Schwertern ähnlich, womit die Natur ſchon bey der Geburt ihn gezeichnet hatte. Auch noch in ſpätern Jahren erſchienen dieſe Flecken, ſo oft eine Leidenſchaft ſein Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube überredete ſich leicht, daß der künftige Beruf des Mannes ſchon auf der Stirn des Kindes angedeutet worden ſey. Ein ſolcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beyder öſterreichiſchen Linien den gegründetſten Anſpruch; aber den glänzendſten Beweis derſelben erlebte er nicht mehr. Schon war der Eilbothe auf dem Wege, der ihm das goldene Vließ von Madrid überbringen ſollte, als der Tod ihn zu Leipzig dahinraffte.

Ob man gleich in allen öſterreichiſchen und ſpaniſchen Landen über den erfochtenen Sieg das Te Deum anſtimmte, ſo geſtand doch Wallenſtein ſelbſt durch die Eilfertigkeit, mit der er Leipzig und bald darauf ganz Sachſen verließ, und auf die Winterquartiere in dieſem Lande Verzicht that, öffentlich und laut ſeine Niederlage. Zwar that er noch einen ſchwachen Verſuch, die Ehre des Sieges gleichſam im Fluge wegzuhaſchen, und ſchickte am andern Morgen ſeine Croaten aus, das Schlachtgefilde zu umſchwärmen; aber der Anblick des ſchwediſchen Heeres, das in Schlachtordnung da ſtand, verſcheuchte im Augenblicke dieſe flüchtigen Scharen, und Herzog Bernhard nahm durch Eroberung der Wahlſtatt, auf welche bald nachher die Einnahme Leipzigs folgte, unbeſtrittenen Beſitz von allen Rechten des Siegers.

Aber ein theurer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erſt, nachdem die Wuth des Kampfes erkaltet iſt, empfindet

man die ganze Größe des erlittenen Verluſtes, und das Jubelgeſchrey der Ueberwinder erſtirbt in einer ſtummen, finſtern Verzweiflung. Er, der ſie in den Streit hinausgeführt hatte, iſt nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in ſeiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Todten verwechſelt. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckte man endlich den königlichen Leichnam, unfern dem großen Steine, der ſchon hundert Jahre vorher zwiſchen dem Floßgraben und Lützen geſehen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieſes Tages den Nahmen des Schwedenſteines führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entſtellt, von den Hufen der Pferde zertreten, und durch räuberiſche Hände ſeines Schmuckes, ſeiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht, und dort dem Wehklagen ſeiner Truppen, den letzten Umarmungen der Königinn überliefert. Den erſten Tribut hatte die Rache geheiſcht, und Blut mußte dem Monarchen zum Sühnopfer ſtrömen; jetzt tritt die Liebe in ihre Rechte ein, und milde Thränen fließen um den Menſchen. Der allgemeine Schmerz verſchlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch beſinnungslos, ſtehen die Anführer in dumpfer Erſtarrung um ſeine Bahre, und keiner getraut ſich noch den ganzen Umfang dieſes Verluſtes zu denken.

Der Kaiſer, erzählt uns Khevenhiller, zeigte beym Anblicke des blutigen Collers, den man dem Könige in der Schlacht abgenommen, und nach Wien geſchickt hatte, eine anſtändige Rührung, die ihm wahrſcheinlich auch von Herzen ging. „Gern,“ rief er aus, „hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in ſein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutſchland Friede geworden wäre!“ Aber wenn ein neuerer katholiſcher Schriftſteller von anerkanntem Verdienſte dieſen Beweis eines nicht ganz unmen-

drückten Menſchengefühls, den ſelbſt ſchon der äußere Anſtand fordert, den auch die bloße Selbſtliebe dem fühlloſeſten Herzen abnöthigt, und deſſen Gegentheil nur in der roheſten Seele möglich werden kann, der höchſten Lobpreiſung würdig findet, und gar den Edelmuth Alexanders gegen das Andenken des Darius an die Seite ſetzt; ſo erweckt er uns ein ſchlechtes Vertrauen zu dem übrigen Werthe ſeines Helden, oder, was noch ſchlimmer wäre, zu ſeinem eigenen Ideale von ſittlicher Würde. Aber auch ein ſolches Lob iſt bey demjenigen ſchon viel, den man von dem Verdachte eines Königsmordes zu reinigen ſich genöthigt findet!

Es wahr wohl kaum zu erwarten, daß der mächtige Hang der Menſchen zum Außerordentlichen dem gewöhnlichen Laufe der Natur den Ruhm laſſen würde, das wichtige Leben eines Guſtav Adolphs geendigt zu haben. Der Tod dieſes furchtbaren Gegners war für den Kaiſer eine zu wichtige Begebenheit, um nicht bey einer feindſeligen Partey den ſo leicht ſich darbiethenden Gedanken zu erregen, daß das, was ihm nützte, von ihm veranlaßt worden ſey. Aber der Kaiſer bedurfte zur Ausführung dieſer ſchwarzen That eines fremden Armes, und auch dieſen glaubte man in der Perſon Franz Alberts, Herzogs von Sachſen-Lauenburg, gefunden zu haben. Dieſem erlaubte ſein Rang einen freyen unverdächtigen Zutritt zu dem Monarchen, und eben dieſe ehrenvolle Würde diente dazu, ihn über den Verdacht einer ſchändlichen Handlung hinwegzuſetzen. Es braucht nun gezeigt zu werden, daß dieſer Prinz einer ſolchen Abſcheulichkeit fähig, und daß er hinlänglich dazu aufgefordert war, ſie wirklich zu verüben.

Franz Albert, der jüngſte von vier Söhnen Franz II., Herzogs von Lauenburg, und durch ſeine Mutter verwandt mit dem Waſa'ſchen Fürſtengeſchlechte, hatte in jüngern Jahren am ſchwediſchen Hofe eine freundſchaftliche Auf-

nahme gefunden. Eine Unanständigkeit, die er sich im Zimmer der Königinn Mutter gegen Gustav Adolph erlaubte, wurde, wie man sagt, von diesem feurigen Jünglinge mit einer Ohrfeige geahndet, die, obgleich im Augenblicke bereut, und durch die vollständigste Genugthuung gebüßt, in dem rachgierigen Gemüthe des Herzogs den Grund zu einer unversöhnlichen Feindschaft legte. Franz Albert trat in der Folge in kaiserliche Dienste, wo er ein Regiment anzuführen bekam, mit dem Herzoge von Friedland in die engste Verbindung trat, und sich zu einer heimlichen Unterhandlung am sächsischen Hofe gebrauchen ließ, die seinem Range wenig Ehre machte. Ohne eine erhebliche Ursache davon angeben zu können, verläßt er unvermuthet die österreichischen Fahnen, und erscheint zu Nürnberg im Lager des Königs, ihm seine Dienste als Volontär anzubiethen. Durch seinen Eifer für die protestantische Sache und ein zuvorkommendes einschmeichelndes Betragen gewinnt er des Königs Herz, der, von Oxenstierna vergeblich gewarnt, seine Gunst und Freundschaft an den verdächtigen Ankömmling verschwendet. Bald darauf kommt es bey Lützen zur Schlacht, in welcher Franz Albert dem Monarchen wie ein böser Dämon zur Seite bleibt, und erst, nachdem der König schon gefallen ist, von ihm scheidet. Mitten unter den Kugeln der Feinde bleibt er unverletzt; weil er eine grüne Binde, die Farbe der Kaiserlichen, um den Leib trägt. Er ist der erste, der dem Herzog von Friedland, seinem Freunde, den Fall des Königs hinterbringt. Er vertauscht gleich nach dieser Schlacht die schwedischen Dienste mit den sächsischen, und, bey der Ermordung Wallenstein's, als ein Mitschuldiger dieses Generals eingezogen, entgeht er nur durch Abschwörung seines Glaubens dem Schwerte des Nachrichters. Endlich erscheint er auf's Neue als Befehlshaber einer kaiserlichen Armee in Schlesien, und stirbt vor Schweidnitz an empfangenen Wunden. Es

erfordert wirklich einige Selbstüberwindung, sich der Unschuld eines Menschen anzunehmen, der einen Lebenslauf, wie diesen, gelebt hat; aber wenn die moralische und physische Möglichkeit einer so verabscheuungswürdigen That auch noch so sehr aus den angeführten Gründen erhellte, so zeigt schon der erste Blick, daß sie auf die wirkliche Begehung derselben keinen rechtmäßigen Schluß erlauben. Es ist bekannt, daß Gustav Adolph, wie der gemeinste Soldat in seinem Heere, sich der Gefahr bloß stellte, und wo Tausende fielen, konnte auch er seinen Untergang finden. Wie er ihn fand, bleibt in undurchdringliches Dunkel verhüllt; aber mehr als irgendwo gilt hier die Maxime, da, wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrunde hinreicht, die Würde der menschlichen Natur durch keine moralische Beschuldigung zu entehren.

Aber durch welche Hand er auch mag gefallen seyn, so muß uns dieses außerordentliche Schicksal als eine That der großen Natur erscheinen. Die Geschichte, so oft nur auf das freudenlose Geschäft eingeschränkt, das einförmige Spiel der menschlichen Leidenschaft aus einander zu legen, sieht sich zuweilen durch Erscheinungen belohnt, die gleich einem kühnen Griffe aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menschlichen Unternehmungen fallen, und den nachdenkenden Geist auf eine höhere Ordnung der Dinge verweisen. So ergreift uns Gustav Adolphs schnelle Verschwindung vom Schauplatze, die das ganze Spiel des politischen Uhrwerks mit einem Mahle hemmt, und alle Berechnungen der menschlichen Klugheit vereitelt. Gestern noch der belebende Geist, der große und einzige Beweger seiner Schöpfung — heute in seinem Adlerfluge unerbittlich dahin gestürzt, herausgerissen aus einer Welt voll Entwürfe, von der reifenden Saat seiner Hoffnungen ungestüm abgerufen, läßt er seine verwaiste Partey trostlos hinter sich, und in Trümmern fällt der stolze

Bau ſeiner vergänglichen Größe. Schwer entwöhnt ſich die proteſtantiſche Welt von den Hoffnungen, die ſie auf dieſen unüberwindlichen Anführer ſetzte, und mit ihm fürchtet ſie ihr ganzes voriges Glück zu begraben. Aber es war nicht mehr der Wohlthäter Deutſchlands, der bey Lützen ſank. Die wohlthätige Hälfte ſeiner Laufbahn hatte Guſtav Adolph geendigt, und der größte Dienſt, den er der Freyheit des deutſchen Reichs noch erzeigen kann, iſt — zu ſterben. Die Alles verſchlingende Macht des Einzigen zerfällt, und Viele verſuchen ihre Kräfte; der zweydeutige Beyſtand eines übermächtigen Beſchützers macht der rühmlichern Selbſthülfe der Stände Platz, und, vorher nur die Werkzeuge zu ſeiner Vergrößerung, fangen ſie erſt jetzt an, für ſich ſelbſt zu arbeiten. In ihrem eigenen Muthe ſuchten ſie nunmehr die Rettungsmittel auf, die von der Hand des Mächtigen ohne Gefahr nicht empfangen werden, und die ſchwediſche Macht, außer Stand geſetzt, in eine Unterdrückerinn auszuarten, tritt in die beſcheidenen Grenzen einer Alliirten zurück.

Unverkennbar ſtrebte der Ehrgeiz des ſchwediſchen Monarchen nach einer Gewalt in Deutſchland, die mit der Freyheit der Stände unvereinbar war, und nach einer bleibenden Beſitzung im Mittelpuncte dieſes Reiches. Sein Ziel war der Kaiſerthron; und dieſe Würde, durch ſeine Macht unterſtützt und geltend gemacht durch ſeine Thätigkeit, war in ſeiner Hand einem weit größern Mißbrauche ausgeſetzt, als man von dem öſterreichiſchen Geſchlechte zu befürchten hatte. Geboren im Auslande, in den Maximen der Alleinherrſchaft auferzogen, und aus frommer Schwärmerey ein abgeſagter Feind der Papiſten, war er nicht wohl geſchickt, das Heiligthum deutſcher Verfaſſung zu bewahren, und vor der Freyheit der Stände Achtung zu tragen. Die anſtößige Huldigung, welche, außer mehreren andern Städten, die Reichsſtadt Augsburg der ſchwediſchen Krone zu leiſten ver-

macht wurde, zeigte weniger den Beschützer des Reichs als den Eroberer; und diese Stadt, stolzer auf den Titel einer Königsstadt, als auf den rühmlichern Vorzug der Reichsfreyheit, schmeichelte sich schon im voraus, der Sitz seines neuen Reichs zu werden. Seine nicht genug verhehlten Absichten auf das Erzstift Mainz, welches er Anfangs dem Churprinzen von Brandenburg, als Mitgift seiner Tochter Christina, und nachher seinem Kanzler und Freunde Oxenstierna bestimmte, legte deutlich an den Tag, wie viel er sich gegen die Verfassung des Reichs zu erlauben fähig war. Die mit ihm verbundenen protestantischen Fürsten machten Ansprüche an seine Dankbarkeit, die nicht anders, als auf Unkosten ihrer Mitstände, und besonders der unmittelbaren geistlichen Stifter, zu befriedigen waren; und vielleicht war der Entwurf schon gemacht, die eroberten Provinzen nach Art jener alten barbarischen Horden, die das alte Römerreich überschwemmten, unter seine deutschen und schwedischen Kriegsgenossen, wie einen gemeinschaftlichen Raub, zu vertheilen. In seinem Betragen gegen den Pfalzgrafen Friedrich verläugnete er ganz die Großmuth des Helden, und den heiligen Charakter eines Beschützers. Die Pfalz war in seinen Händen, und die Pflichten sowohl der Gerechtigkeit als der Ehre forderten ihn auf, diese den Spaniern entrissene Provinz ihrem rechtmäßigen Eigenthümer in vollkommenem Stande zurück zu geben. Aber durch eine Spitzfindigkeit, die eines großen Mannes nicht würdig ist, und den ehrwürdigen Nahmen eines Vertheidigers der Unterdrückten schändet, wußte er dieser Verbindlichkeit zu entschlüpfen. Er betrachtete die Pfalz als eine Eroberung, die aus Feindeshänden an ihn gekommen sey, und glaubte daraus ein Recht abzuleiten, nach Willkühr darüber zu verfügen. Aus Gnade also, und nicht aus Pflichtgefühl, trat er sie dem Pfalzgrafen ab, und zwar als ein Lehen der schwedischen Krone, unter Bedingungen, die den Werth

derſelben um die Hälfte verringerten, und dieſen Fürſten zu einem verächtlichen Vaſallen Schwedens herabſetzten. Eine dieſer Bedingungen, welche dem Pfalzgrafen vorſchreibt: „nach geendigtem Kriege einen Theil der ſchwediſchen Kriegsmacht, dem Beyſpiel der übrigen Fürſten gemäß, unterhalten zu helfen,“ läßt uns einen ziemlich hellen Blick in das Schickſal thun, welches Deutſchland bey fortdauerndem Glücke des Königs erwartete. Sein ſchneller Abſchied von der Welt ſicherte dem deutſchen Reiche die Freyheit, und ihm ſelbſt ſeinen ſchönſten Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Kränkung erſparte, ſeine eigenen Bundesgenoſſen gegen ihn gewaffnet zu ſehen, und alle Früchte ſeiner Siege in einem nachtheiligen Frieden zu verlieren. Schon neigte ſich Sachſen zum Abfalle von ſeiner Partey; Dänemark betrachtete ſeine Größe mit Unruhe und Neid; und ſelbſt Frankreich, ſein wichtigſter Alliirter, aufgeſchreckt durch das furchtbare Wachsthum ſeiner Macht und durch den ſtolzern Ton, den er führte, ſah ſich ſchon damahls, als er den Lechſtrom paſſirte, nach fremden Bündniſſen um, den ſieghaften Lauf des Gothen zu hemmen, und das Gleichgewicht der Macht in Europa wieder herzuſtellen.

Viertes Buch.

Das ſchwache Band der Eintracht, wodurch Guſtav Adolph die proteſtantiſchen Glieder des Reichs mühſam zuſammenhielt, zerriß mit ſeinem Tode; die Verbundenen traten in ihre vorige Freyheit zurück, oder ſie mußten ſich in einen neuen Bund verknüpfen. Durch das Erſte verloren ſie alle Vortheile, welche ſie mit ſo vielem Blute errungen hatten, und ſetzten ſich der unvermeidlichen Gefahr aus, der Raub eines Feindes zu werden, dem ſie durch ihre Vereinigung allein gewachſen und überlegen geweſen waren. Einzeln konnte es weder Schweden, noch irgend ein Reichsſtand mit der Ligue und dem Kaiſer aufnehmen, und bey einem Frieden, den man unter ſolchen Umſtänden ſuchte, würde man gezwungen geweſen ſeyn, von dem Feinde Geſetze zu empfangen. Vereinigung war alſo die gleich nothwendige Bedingung, ſowohl um einen Frieden zu ſchließen, als um den Krieg fortzuſetzen. Aber ein Friede, in der gegenwärtigen Lage geſucht, konnte nicht wohl anders, als zum Nachtheile der verbundenen Mächte geſchloſſen werden. Mit dem Tode Guſtav Adolphs ſchöpfte der Feind neue Hoffnung, und wie nachtheilig auch ſeine Lage nach dem Treffen bey Lützen ſeyn mochte, ſo war dieſer Tod ſeines gefährlichſten Gegners eine zu nachtheilige Begebenheit für die Verbundenen, und eine zu glückliche für den Kaiſer, um ihn nicht zu den glänzendſten Erwartungen zu berechtigen, und zur Fortſetzung des Krieges einzuladen. Die Trennung

unter den Alliirten mußte, für den Augenblick wenigstens, die unvermeidliche Folge desselben seyn; und wie viel gewann der Kaiser, gewann die Ligue bey einer solchen Trennung der Feinde! So große Vortheile, als ihm die jetzige Wendung der Dinge versprach, konnte er also nicht wohl für einen Frieden aufopfern, bey dem er nicht das Meiste gewann; und einen solchen Frieden konnten die Verbundenen nicht zu schließen wünschen. Der natürlichste Schluß fiel also auf Fortsetzung des Krieges, so wie Vereinigung für das unentbehrlichste Mittel dazu erkannt wurde.

Aber wie diese Vereinigung erneuern, und wo zur Fortsetzung des Krieges die Kräfte hernehmen? Nicht die Macht des schwedischen Reichs, nur der Geist und das persönliche Ansehen seines verstorbenen Beherrschers hatten ihm den überwiegenden Einfluß in Deutschland und eine so große Herrschaft über die Gemüther erworben; und auch ihm war es erst nach unendlichen Schwierigkeiten gelungen, ein schwaches und unsicheres Band der Vereinigung unter den Ständen zu knüpfen. Mit ihm verschwand alles, was nur durch ihn, durch seine persönlichen Eigenschaften, möglich geworden, und die Verbindlichkeit der Stände hörte zugleich mit den Hoffnungen auf, auf die sie gegründet worden war. Mehrere unter den Ständen warfen ungeduldig das Joch ab, das sie nicht ohne Widerwillen trugen; Andere eilten, sich selbst des Ruders zu bemächtigen, das sie ungern genug in Gustavs Händen gesehen, aber nicht Macht gehabt hatten, ihm bey seinen Lebzeiten streitig zu machen; Andere werden von dem Kaiser durch verführerische Versprechungen in Versuchung geführt, den allgemeinen Bund zu verlassen; Andere, von den Drangsalen des vierzehnjährigen Krieges zu Boden gedrückt, sehnen sich kleinmüthig nach einem, wenn auch verderblichen, Frieden. Die Anführer der Armeen, zum Theil deutsche Fürsten, erkennen kein ge-

meinschaftliches Oberhaupt, und keiner will sich erniedrigen, von dem andern Befehle zu empfangen. Die Eintracht verschwindet aus dem Cabinet und aus dem Felde, und das gemeine Wesen ist in Gefahr, durch diesen Geist der Trennung ins Verderben zu sinken.

Gustav hatte dem schwedischen Reiche keinen männlichen Nachfolger hinterlassen; seine sechsjährige Tochter Christina war die natürliche Erbinn seines Thrones. Die unvermeidlichen Gebrechen einer vormundschaftlichen Regierung vertrugen sich mit dem Nachdrucke und der Entschlossenheit nicht gut, welche Schweden in diesem mißlichen Zeitlaufe zeigen sollte. Gustav Adolphs hochfliegender Geist hatte diesem schwachen und unberühmten Staate unter den Mächten von Europa einen Platz angewiesen, den er ohne das Glück und den Geist seines Urhebers nicht wohl behaupten, und von dem er doch ohne das schimpflichste Geständniß der Ohnmacht nicht mehr herabsteigen konnte. Wenn gleich der deutsche Krieg größtentheils mit Deutschlands Kräften bestritten wurde; so drückte doch schon der kleine Zuschuß, welchen Schweden aus seinen eigenen Mitteln an Geld und Mannschaft dazu gab, dieses dürftige Königreich zu Boden, und der Landmann erlag unter den Lasten, die man auf ihn zu häufen gezwungen war. Die in Deutschland gemachte Kriegsbeute bereicherte bloß Einzelne vom Adel und vom Soldatenstande, und Schweden selbst blieb arm wie zuvor. Eine Zeit lang zwar söhnte der Nationalruhm den geschmeichelten Unterthan mit diesen Bedrückungen aus, und man konnte die Abgaben, die man entrichtete, als ein Darlehen betrachten, das in der glücklichen Hand Gustav Adolphs herrliche Zinsen trug, und von diesem dankbaren Monarchen nach einem glorreichen Frieden mit Wucher erstattet werden würde. Aber diese Hoffnung verschwand mit dem Tode des Königs, und das getäuschte Volk forder-

ſe nun mit fürchtbarer Einhelligkeit Erleichterung von ſeinen Laſten.

Aber der Geiſt Guſtav Adolphs wirkte noch auf den Männern, denen er die Verwaltung des Reichs anvertraute. Wie ſchrecklich auch die Poſt von ſeinem Tode ſie überraſchte, ſo beugte ſie doch ihren männlichen Muth nicht, und der Geiſt des alten Roms unter Brennus und Hannibal beſeelt dieſe edle Verſammlung. Je theurer der Preis war, womit man die errungenen Vortheile erkauft hatte, deſto weniger konnte man ſich entſchließen, ihnen freywillig zu entſagen; nicht umſonſt will man einen König eingeäſchert haben. Der ſchwediſche Reichsrath, gezwungen, zwiſchen den Drangſalen eines zweifelhaften erſchöpfenden Kriegs, und einem nützlichen, aber ſchimpflichen Frieden zu wählen, ergreift muthig die Partey der Gefahr und der Ehre, und mit angenehmen Erſtaunen ſieht man dieſen ehrwürdigen Senat ſich mit der ganzen Rüſtigkeit eines Jünglings erheben. Von innen und außen mit wachſamen Feinden umgeben, und an allen Grenzen des Reichs von Gefahren umſtürmt, waffnet er ſich gegen Alle mit ſo viel Klugheit als Heldenmuth, und arbeitet an Erweiterung des Reichs, während daß er Mühe hat, die Exiſtenz deſſelben zu behaupten.

Das Ableben des Königs und die Minderjährigkeit ſeiner Tochter Chriſtina erweckte aufs Neue die alten Anſprüche Pohlens auf den ſchwediſchen Thron, und König Ladiſlaus, Sigismunds Sohn, ſpurte die Unterhandlungen nicht, ſich eine Parthey in dieſem Reiche zu erwerben. Die Regenten verloren auf dieſen Grund keinen Augenblick, die ſechsjährige Königinn in Stockholm als Beherrſcherinn auszurufen, und die vormundſchaftliche Verwaltung anzuordnen. Alle Beamte des Reichs werden angehalten, der neuen Fürſtinn zu huldigen, aller Briefwechſel nach Pohlen gehemmt, und die Pikate der vorübergehenden Könige gegen

die Sigismundischen Erben durch eine feyerliche Acte bekräftigt. Die Freundschaft mit dem Czar von Moskau wird mit Vorsicht erneuert, um durch die Waffen dieses Fürsten das feindselige Pohlen desto besser im Zaume zu halten. Die Eifersucht Dänemarks hatte der Tod Gustav Adolphs gebrochen, und die Besorgnisse weggeräumt, welche dem guten Vernehmen zwischen diesen beyden Nachbarn im Wege standen. Die Bemühungen der Feinde, Christian IV. gegen das schwedische Reich zu bewaffnen, fanden jetzt keinen Eingang mehr, und der lebhafte Wunsch, seinen Prinzen Ulrich mit der jungen Königinn zu vermählen, vereinigte sich mit den Vorschriften einer bessern Staatskunst, ihn neutral zu erhalten. Zugleich kommen England, Holland und Frankreich dem schwedischen Reichsrathe mit den erfreulichsten Versicherungen ihrer fortdauernden Freundschaft und Unterstützung entgegen, und ermuntern ihn mit vereinigter Stimme zu lebhafter Fortsetzung eines so rühmlich geführten Krieges. So viel Ursache man in Frankreich gehabt hatte, sich zu dem Tode des schwedischen Eroberers Glück zu wünschen, so sehr empfand man die Nothwendigkeit eines fortgesetzten Bündnisses mit den Schweden. Ohne sich selbst der grössten Gefahr auszusetzen, durfte man diese Macht in Deutschland nicht sinken lassen. Mangel an eigenen Kräften nöthigte sie entweder zu einem schnellen und nachtheiligen Frieden mit Oesterreich, und dann waren alle Bemühungen verloren, die man angewendet hatte, diese gefährliche Macht zu beschränken; oder Noth und Verzweiflung lehrten die Armeen in den Ländern der katholischen Reichsfürsten die Mittel zu ihrem Unterhalte finden, und Frankreich wurde dann zum Verräther an diesen Staaten, die sich seinem mächtigen Schutze unterworfen hatten. Der Fall Gustav Adolphs, weit entfernt, die Verbindungen Frankreichs mit dem schwedischen Reiche zu vernichten, hatte sie vielmehr für beyde Staaten

nothwendiger, und für Frankreich um Vieles nützlicher gemacht. Jetzt erst, nachdem derjenige dahin war, der seine Hand über Deutschland gehalten, und die Grenzen dieses Reichs gegen die französische Raubsucht gesichert hatte, konnte es seine Entwürfe auf das Elsaß ungehindert verfolgen, und den deutschen Protestanten seinen Beystand um einen desto höhern Preis verkaufen.

Durch diese Allianzen gestärkt, gesichert von innen, von außen durch gute Grenzbesatzungen und Flotten vertheidigt, blieben die Regenten keinen Augenblick unschlüssig, einen Krieg fortzuführen, bey welchem Schweden wenig Eigenes zu verlieren, und wenn das Glück seine Waffen krönnte, irgend eine deutsche Provinz, sey es als Kostenersatz oder als Eroberung, zu gewinnen hatte. Sicher in seinen Wässern wagte es nicht viel mehr, wenn seine Armeen aus Deutschland herausgeschlagen wurden, als wenn sie sich freywillig daraus zurückzogen; und jenes war eben so rühmlich, als dieses entehrend war. Je mehr Herzhaftigkeit man zeigte, desto mehr Vertrauen flößte man den Bundesgenossen, desto mehr Achtung den Feinden ein, desto günstigere Bedingungen waren bey einem Frieden zu erwarten. Fände man sich auch zu schwach, die weitaussehenden Entwürfe Gustavs zu vollführen, so war man doch seinem erhabenen Muster schuldig, das Aeußerste zu thun, und keinem andern Hindernisse, als der Nothwendigkeit zu weichen. Schade, daß die Triebfeder des Eigennutzes an diesem rühmlichen Entschlusse zu viel Antheil hat, um ihn ohne Einschränkung bewundern zu können! Denen, welche von den Drangsalen des Krieges für sich selbst nichts zu leiden hatten, ja sich vielmehr dabey bereicherten, war es freylich ein Leichtes, für die Fortdauer desselben zu stimmen — denn endlich war es doch nur das deutsche Reich, das den Krieg bezahlte, und die Provinzen, auf die man sich Rechnung machte, waren mit den wenigen Trup-

pen, die man von jetzt an daran wandte, mit den Feldherren, die man an der Spitze der größtentheils deutschen Armeen stellte, und mit der ehrenvollen Aufsicht über den Gang der Waffen und Unterhandlungen wohlfeil genug erworben.

Aber eben diese Aufsicht vertrug sich nicht mit der Entlegenheit der schwedischen Regentschaft von dem Schauplatze des Krieges, und mit der Langsamkeit, welche die collegialische Geschäftsform nothwendig macht. Einem einzigen vielumfassenden Kopfe mußte die Macht übertragen werden, in Deutschland selbst das Interesse des schwedischen Reiches zu besorgen, und nach einiger Einsicht über Krieg und Frieden, über die nöthigen Bündnisse, wie über die gemachten Erwerbungen zu verfügen. Mit dictatorischer Gewalt, und mit dem ganzen Ansehen der Krone, die er repräsentirt, mußte dieser wichtige Magistrat bekleidet seyn, um die Würde derselben zu behaupten, um die gemeinschaftlichen Operationen in Uebereinstimmung zu bringen, um seinen Anordnungen Nachdruck zu geben, und so den Monarchen, dem er folgte, in jeder Rücksicht zu ersetzen. Ein solcher Mann fand sich in dem Reichskanzler Oxenstierna, dem ersten Minister, und, was mehr sagen will, dem Freunde des verstorbenen Königs, der, eingeweiht in alle Geheimnisse seines Herrn, vertraut mit den deutschen Geschäften, und aller europäischen Staatsverhältnisse kundig, ohne Widerspruch das tüchtigste Werkzeug war, den Plan Gustav Adolphs in seinem ganzen Umfange zu verfolgen.

Oxenstierna hatte eben eine Reise nach Ober-Deutschland angetreten, um die vier obern Kreise zu versammeln, als ihn die Post von des Königs Tode zu Hanau überraschte. Dieser schreckliche Schlag, der das gefühlvolle Herz des Freundes durchbohrte, raubte dem Staatsmanne alle Besinnungskraft. Alles war ihm genommen, woran seine Seele hing. Schweden hatte nur einen König, Deutschland nur einen

Beſchützer, Oxenſtierna den Urheber ſeines Glücks, den Freund ſeiner Seele, den Schöpfer ſeiner Ideale verloren. Aber, von dem allgemeinen Unglücke am härteſten getroffen, war er auch der Erſte, der ſich aus eigener Kraft darüber erhob, ſo wie er der Einzige war, der es wieder gut machen konnte. Sein durchdringender Blick überſah alle Hinderniſſe, welche ſich der Ausführung ſeiner Entwürfe entgegenſtellten, die Muthloſigkeit der Stände, die Intriguen der feindlichen Höfe, die Trennung der Bundesgenoſſen, die Eiferſucht der Häupter, die Abneigung der Reichsfürſten, ſich fremder Führung zu unterwerfen. Aber eben dieſer tiefe Blick in die damahlige Lage der Dinge, der ihm die ganze Größe des Uebels aufdeckte, zeigte ihm auch die Mittel, es zu beſiegen. Es kam darauf an, den geſunkenen Muth der ſchwächern Reichsſtände aufzurichten, den geheimen Machinationen der Feinde entgegen zu wirken, die Eiferſucht der mächtigern Alliirten zu ſchonen, die befreundeten Mächte, Frankreich beſonders, zu thätiger Hülfleiſtung zu ermuntern, vor Allem aber die Trümmer des deutſchen Bundes zu ſammeln, und die getrennten Kräfte der Partey durch ein enges, dauerhaftes Band zu vereinigen. Die Beſtürzung, in welche der Verluſt ihres Oberhauptes die deutſchen Proteſtanten verſetzte, konnte ſie eben ſo gut zu einem feſten Bündniſſe mit Schweden, als zu einem übereilten Frieden mit dem Kaiſer antreiben, und nur von dem Betragen, das man beobachtete, hing es ab, welche von dieſen beyden Wirkungen erfolgen ſollte. Verloren war Alles, ſobald man Muthloſigkeit blicken ließ; nur die Zuverſicht, die man ſelbſt zeigte, konnte ein edles Selbſtvertrauen bey den Deutſchen entflammen. Alle Verſuche des öſterreichiſchen Hofes, die Letztern von der ſchwediſchen Allianz abzuziehen, verfehlten ihren Zweck, ſobald man ihnen die Augen über ihren wahren Vortheil eröffnete, und ſie zu einem öffentlichen und förmlichen Bruche mit dem Kaiſer vermochte.

Freylich ging, ehe dieſe Maßregeln genommen, und die nöthigen Puncte zwiſchen der Regierung und ihrem Miniſter berichtigt waren, eine koſtbare Zeit für die Wirkſamkeit der ſchwediſchen Armee verloren, die von den Feinden aufs Beſte benutzt wurde. Damahls ſtand es bey dem Kaiſer, die ſchwediſche Macht in Deutſchland zu Grunde zu richten, wenn die weiſen Rathſchläge des Herzogs von Friedland Eingang gefunden hätten. Wallenſtein rieth ihm an, eine uneingeſchränkte Amneſtie zu verkündigen, und den proteſtantiſchen Ständen mit günſtigen Bedingungen entgegen zu kommen. In dem erſten Schrecken, den Guſtav Adolphs Fall bey der ganzen Partey verbreitete, würde eine ſolche Erklärung die entſchiedenſte Wirkung gethan, und die geſchmeidigern Stände zu den Füßen des Kaiſers zurückgeführt haben. Aber, durch den unerwarteten Glücksfall verblendet, und von ſpaniſchen Eingebungen bethört, erwartete er von den Waffen einen glänzendern Ausſchlag, und, anſtatt den Mediations-Vorſchlägen Gehör zu ſchenken, eilte er, ſeine Macht zu vermehren. Spanien, durch den Zehenten der geiſtlichen Güter bereichert, den der Papſt ihm bewilligte, unterſtützte ihn mit beträchtlichen Vorſchüſſen, unterhandelte für ihn an dem ſächſiſchen Hofe, und ließ in Italien eilfertig Truppen werben, die in Deutſchland gebraucht werden ſollten. Auch der Churfürſt von Baiern verſtärkte ſeine Kriegsmacht beträchtlich, und dem Herzoge von Lothringen erlaubte ſein unruhiger Geiſt nicht, bey dieſer glücklichen Wendung des Schickſals ſich müßig zu verhalten. Aber indem der Feind ſich ſo geſchäftig bewies, den Unfall der Schweden zu benutzen, verſäumte Oxenſtierna nichts, die ſchlimmen Folgen deſſelben zu vereiteln.

Weniger bange vor dem öffentlichen Feinde, als vor der Eiferſucht befreundeter Mächte, verließ er das obere Deutſchland, deſſen er ſich durch die gemachten Eroberungen und Af-

lianzen versichert hielt, und machte sich in Person auf den Weg, die Stände von Niederdeutschland von einem völligen Abfalle oder einer Privatverbindung unter sich selbst, die für Schweden nicht viel weniger schlimm war, zurückzuhalten. Durch die Anmaßlichkeit beleidigt, mit der sich der Kanzler die Führung der Geschäfte zueignete, und im Innersten empört vor dem Gedanken, von einem schwedischen Edelmanne Vorschriften anzunehmen, arbeitete der Churfürst von Sachsen auf's Neue an einer gefährlichen Absonderung von den Schweden, und die Frage war bloß, ob man sich völlig mit dem Kaiser vergleichen, oder sich zum Haupte der Protestanten aufwerfen, und mit ihnen eine dritte Partey in Deutschland errichten sollte. Aehnliche Gesinnungen hegte der Herzog Ulrich von Braunschweig, und er legte sie laut genug an den Tag, indem er den Schweden die Werbungen in seinem Lande untersagte, und die niedersächsischen Stände nach Lüneburg einlud, ein Bündniß unter ihnen zu stiften. Der Churfürst von Brandenburg allein, über den Einfluß neidisch, den Churſachsen in Niederdeutschland gewinnen sollte, zeigte einigen Eifer für das Interesse der schwedischen Krone, die er schon auf dem Haupte seines Sohnes zu erblicken glaubte. Oxenstierna fand zwar die ehrenvollste Aufnahme am Hofe Johann Georgs; aber schwankende Zusagen von fortdauernder Freundschaft waren alles, was er, der persönlichen Verwendung Churbrandenburgs ungeachtet, von diesem Fürsten erhalten konnte. Glücklicher war er bey dem Herzoge von Braunschweig, gegen den er sich eine kühnere Sprache erlaubte. Schweden hatte damahls das Erzstift Magdeburg im Besitze, dessen Bischof die Befugniß hatte, den niedersächsischen Kreis zu versammeln. Der Kanzler behauptete das Recht seiner Krone, und durch dieses glückliche Machwerk vereitelte er dieß Mahl diese bedenkliche Versammlung. Aber die allgemeine Protestanten-Verbindung, der

Hauptzweck ſeiner gegenwärtigen Reiſe und aller künftigen Bemühungen, mißlang ihm für jetzt und für immer, und er mußte ſich mit einzelnen unſichern Bündniſſen in den ſächſiſchen Kreiſen, und mit der ſchwächern Hülfe des obern Deutſchlands begnügen.

Weil die Baiern an der Donau zu mächtig waren, ſo verlegte man die Zuſammenkunft der vier obern Kreiſe, die zu Ulm hatte vor ſich gehen ſollen, nach Heilbronn, wo über zwölf Reichsſtädte, und eine glänzende Menge von Doctoren, Grafen und Fürſten ſich einfanden. Auch die auswärtigen Mächte, Frankreich, England und Holland, beſchickten dieſen Convent, und Oxenſtierna erſchien auf demſelben mit dem ganzen Pompe der Krone, deren Majeſtät er behaupten ſollte. Er ſelbſt führte das Wort, und der Gang der Berathſchlagungen wurde durch ſeine Vorträge geleitet. Nachdem er von allen verſammelten Ständen die Verſicherung einer unerſchütterlichen Treue, Beharrlichkeit und Eintracht erhalten, verlangte er von ihnen, daß ſie den Kaiſer und die Ligue förmlich und feyerlich als Feinde erklären ſollten. Aber ſo viel den Schweden daran gelegen war, das üble Vernehmen zwiſchen dem Kaiſer und den Ständen zu einem förmlichen Bruch zu erweitern, ſo wenig Luſt bezeigten die Stände, ſich durch dieſen entſcheidenden Schritt alle Möglichkeit einer Ausſöhnung abzuſchneiden, und eben dadurch den Schweden ihr ganzes Schickſal in die Hände zu geben. Sie fanden, daß eine förmliche Kriegserklärung, da die That ſelbſt ſpreche, unnütz und überflüſſig ſey, und ihr ſtandhafter Widerſtand brachte den Kanzler zum Schweigen. Heftigere Kämpfe erregte der dritte und vornehmſte Punct der Berathſchlagungen, durch welchen die Mittel zur Fortſetzung des Krieges, und die Beyträge der Stände zur Unterhaltung der Armeen beſtimmt werden ſollten. Oxenſtierna's Maxime, von den allgemeinen Laſten, ſo viel als mög-

ſich war, auf die Stände zu wälzen, vertrug ſich nicht mit dem Grundſatze der Stände, ſo wenig als möglich zu geben. Hier erfuhr der ſchwediſche Kanzler, was dreyßig Kaiſer vor ihm mit herber Wahrheit empfunden, daß unter allen mißlichen Unternehmungen die allermißlichſte ſey, von den Deutſchen Geld zu erheben. Anſtatt ihm die nöthigen Summen für die neu zu errichtenden Armeen zu bewilligen, zählte man ihm mit beredter Zunge alles Unheil auf, welches die ſchon vorhandenen angerichtet, und forderte Erleichterung von den vorigen Laſten, wo man ſich neuen unterziehen ſollte. Die üble Laune, in welche die Geldforderung des Kanzlers die Stände verſetzt hatte, brütete tauſend Beſchwerden aus, und die Ausſchweifungen der Truppen bey Durchmärſchen und Quartieren wurden mit ſchauderhafter Wahrheit gezeichnet.

Oxenſtierna hatte im Dienſte von zwey unumſchränkten Fürſten wenig Gelegenheit gehabt, ſich an die Förmlichkeiten und den bedächtlichen Gang republikaniſcher Verhandlungen zu gewöhnen, und ſeine Geduld an Widerſpruch zu üben. Fertig zum Handeln, ſobald ihm die Nothwendigkeit einleuchtete, und eiſern in ſeinem Entſchluß, ſo bald er ihn einmahl gefaßt hatte, begriff er die Inconſequenz der mehreſten Menſchen nicht, den Zweck zu begehren und die Mittel zu haſſen. Durchfahrend und heftig von Natur, war er es bey dieſer Gelegenheit noch aus Grundſatz; denn jetzt kam alles darauf an, durch eine feſte zuverſichtliche Sprache die Ohnmacht des ſchwediſchen Reichs zu bedecken, und durch den angenommenen Ton des Gebiethers wirklich Gebiether zu werden. Kein Wunder alſo, wenn er bey ſolchen Geſinnungen unter deutſchen Doctoren und Ständen ganz und gar nicht in ſeiner Sphäre war, und durch die Umſtändlichkeit, welche den Charakter der Deutſchen in allen ihren öffentlichen Verhandlungen ausmacht, zur Verzweiflung gebracht wurde. Ohne Schonung gegen eine Sitte, nach der ſich auch die mäch-

tigſten Kaiſer hatten bequemen müſſen, verwarf er alle ſchriftlichen Deliberationen, welche der deutſchen Langſamkeit ſo zuträglich waren; er begriff nicht, wie man zehn Tage über einen Punct ſich beſprechen konnte, der ihm ſchon durch den bloßen Vortrag ſo gut als abgethan war. So hart er aber auch die Stände behandelte, ſo gefällig und bereitwillig fand er ſie, ihm ſeine vierte Motion, die ihn ſelbſt betraf, zu bewilligen. Als er auf die Nothwendigkeit kam, dem errichteten Bund einen Vorſteher und Director zu geben, ſprach man Schweden einſtimmig dieſe Ehre zu, und erſuchte ihn unterthänig, der gemeinen Sache mit ſeinem erleuchteten Verſtande zu dienen, und die Laſt der Oberaufſicht auf ſeine Schultern zu nehmen. Um ſich aber dennoch gegen einen Mißbrauch der großen Gewalt, die man durch dieſe Beſtallung in ſeine Hände gab, zu verwahren, ſetzte man ihm, nicht ohne franzöſiſchen Einfluß, unter dem Nahmen von Gehülfen, eine beſtimmte Anzahl von Aufſehern an die Seite, die die Caſſe des Bundes verwalten, und über die Werbungen, Durchzüge und Einquartierung der Truppen mitzuſprechen haben ſollten. Oxenſtierna wehrte ſich lebhaft gegen dieſe Einſchränkung ſeiner Macht, wodurch man ihm die Ausführung jedes, Schnelligkeit oder Geheimniß fordernden Entwurfs erſchwerte, und errang ſich endlich mit Mühe die Freyheit, in Kriegsſachen ſeiner eigenen Einſicht zu folgen. Endlich berührte der Kanzler auch den kitzlichen Punct der Entſchädigung, welche ſich Schweden nach geendigtem Kriege von der Dankbarkeit ſeiner Alliirten zu verſprechen hätte, und er ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, auf Pommern angewieſen zu werden, worauf das Hauptaugenmerk Schwedens gerichtet war, und von den Ständen die Verſicherung ihres kräftigen Beyſtandes zur Erwerbung dieſer Provinz zu erhalten. Aber es blieb bey einer allgemeinen und ſchwankenden Verſicherung, daß man einander bey einem künftigen

Frieden nicht im Stiche laſſen würde. Daß es nicht die Ehrfurcht für die Verfaſſung des Reichs war, was die Stände über dieſen Punct ſo behuthſam machte, zeigte die Freygebigkeit, die man auf Unkoſten der heiligſten Reichsgeſetze gegen den Kanzler beweiſen wollte. Wenig fehlte, daß man ihm nicht das Erzſtift Mainz, welches er ohnehin als Eroberung inne hatte, zur Belohnung anboth, und nur mit Mühe hintertrieb der franzöſiſche Abgeſandte dieſen eben ſo unpolitiſchen als entehrenden Schritt. Wie weit nun auch die Erfüllung hinter den Wünſchen Oxenſtierna's zurückblieb, ſo hatte er doch ſeinen vornehmſten Zweck, die Direction des Ganzen, für ſeine Krone und für ſich ſelbſt erreicht, das Band zwiſchen den Ständen der vier obern Kreiſe enger und feſter zuſammengezogen, und zur Unterhaltung der Kriegsmacht einen jährlichen Beytrag von dritthalb Millionen Thalern errungen.

So viel Nachgiebigkeit von Seiten der Stände war von Seiten Schwedens einer Erkenntlichkeit werth. Wenig Wochen nach Guſtav Adolphs Tode hatte der Gram das unglückliche Leben des Pfalzgrafen Friedrich geendigt, nachdem dieſer beklagenswerthe Fürſt acht Monathe lang den Hofſtaat ſeines Beſchützers vermehrt, und im Gefolge desſelben den kleinen Ueberreſt ſeines Vermögens verſchwendet hatte. Endlich näherte er ſich dem Ziele ſeiner Wünſche, und eine freudigere Zukunft that ſich vor ihm auf, als der Tod ſeinen Beſchützer dahin raffte. Was er als das höchſte Unglück betrachtete, hatte die günſtigſten Folgen für ſeinen Erben. Guſtav Adolph durfte ſich herausnehmen, mit der Zurückgabe ſeiner Länder zu zögern, und dieſes Geſchenk mit drückenden Bedingungen zu erſchweren; Oxenſtierna, dem die Freundſchaft Englands, Hollands und Brandenburgs, und die gute Meinung der reformirten Stände überhaupt ungleich wichtiger war, mußte die Pflicht der Gerechtigkeit

befolgen. Er übergab daher auf eben dieſer Verſammlung zu Heilbronn ſowohl die ſchon eroberten, als die noch zu erobernden pfälziſchen Lande den Nachkommen Friedrichs, Mannheim allein ausgenommen, welches bis zu geſchehener Koſtenerſtattung von den Schweden beſetzt bleiben ſollte. Der Kanzler ſchränkte ſeine Gefälligkeit nicht bloß auf das pfälziſche Haus ein; auch die andern alliirten Reichsfürſten erhielten, wiewohl einige Zeit ſpäter, Beweiſe von der Dankbarkeit Schwedens, welche dieſer Krone eben ſo wenig von ihrem Eigenen koſteten.

Die Pflicht der Unparteylichkeit, die heiligſte des Geſchichtſchreibers, verbindet ihn zu einem Geſtändniß, das den Verfechtern der deutſchen Freyheit eben nicht ſehr zur Ehre gereicht. Wie viel ſich auch die proteſtantiſchen Fürſten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und mit der Reinigkeit ihres Eifers wußten, ſo waren es doch größten Theils ſehr eigennützige Triebfedern, aus denen ſie handelten; und die Begierde zu rauben hatte wenigſtens eben ſo viel Antheil an den angefangenen Feindſeligkeiten, als die Furcht, ſich beraubt zu ſehen. Bald entdeckte Guſtav Adolph, daß er ſich von dieſer unreinen Triebfeder weit mehr, als von ihren patriotiſchen Empfindungen zu verſprechen habe und er unterließ nicht, ſie zu benutzen. Jeder, der mit ihm verbundenen Fürſten erhielt von ihm die Zuſicherung irgend einer dem Feinde ſchon entriſſenen oder noch zu entreißenden Beſitzung, und nur der Tod hinderte ihn, ſeine Zuſagen wahr zu machen. Was dem Könige die Klugheit rieth, geboth die Nothwendigkeit ſeinem Nachfolger; und wenn dieſem daran gelegen war, den Krieg zu verlängern, ſo mußte er die Beute mit den verbundenen Fürſten theilen, und ihnen von der Verwirrung, die er zu nähren ſuchte, Vortheile verſprechen. Und ſo verſprach er dem Landgrafen von Heſſen die Stifter Paderborn, Corvey, Münſter und Fulda; dem Herzog Bern-

Hard von Weimar die fränkiſchen Bisthümer, dem Herzoge von Würtemberg die in ſeinem Lande gelegenen geiſtlichen Güter und der öſterreichiſchen Grafſchaften zu, alles unter dem Nahmen ſchwediſcher Lehen. Den Kanzler ſelbſt befremdete dieſes widerſinnige, den Deutſchen ſo wenig Ehre bringende Schauſpiel, und kaum konnte er ſeine Verachtung verbergen. „Man lege es in unſerm Archiv nieder,“ ſagte er einsmahls, „zum ewigen Gedächtniß, daß ein deutſcher Reichsfürſt von einem ſchwediſchen Edelmanne ſo etwas begehrte, und daß der ſchwediſche Edelmann dem deutſchen Reichsfürſten auf deutſcher Erde ſo etwas zutheilte.“

Nach ſo wohl getroffenen Anſtalten konnte man mit Ehren im Felde erſcheinen, und den Krieg mit friſcher Lebhaftigkeit erneuern. Bald nach dem Siege bey Lützen vereinigen ſich die ſächſiſchen und lüneburgiſchen Truppen mit der ſchwediſchen Hauptmacht, und die Kaiſerlichen werden in kurzer Zeit aus ganz Sachſen herausgetrieben. Nunmehr trennt ſich dieſe vereinigte Armee. Die Sachſen rücken nach der Lauſitz und Schleſien, um dort in Gemeinſchaft mit dem Grafen von Thurn gegen die Oeſterreicher zu agiren; einen Theil der ſchwediſchen Armee führt Herzog Bernhard nach Franken, den andern Herzog Georg von Braunſchweig nach Weſtphalen und Niederſachſen.

Die Eroberungen am Lechſtrom und an der Donau wurden, während daß Guſtav Adolph den Zug nach Sachſen unternahm, von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld und dem ſchwediſchen General Banner gegen die Baiern vertheidigt. Aber zu ſchwach, den ſiegreichen Fortſchritten der Letztern, die von der Kriegserfahrung und Tapferkeit des kaiſerlichen Generals von Altringer unterſtützt wurden, hinlänglichen Widerſtand zu thun, mußten ſie den ſchwediſchen General von Horn aus dem Elſaß zu Hülfe rufen. Nachdem dieſer kriegserfahrne Feldherr die Städte Benfeld,

Schlettstadt, Colmar und Hagenau der schwedischen Herrschaft unterworfen, übergab er dem Rheingrafen Otto Ludwig die Vertheidigung derselben, und eilte über den Rhein, um das Banner'sche Heer zu verstärken. Aber ungeachtet dieses nunmehr sechzehn tausend Mann stark war, konnte es doch nicht verhindern, daß der Feind nicht an der schwäbischen Grenze festen Fuß gewann, Kempten eroberte, und sieben Regimenter aus Böhmen an sich zog. Um die wichtigen Ufer des Lech und der Donau zu behaupten, entblößte man das Elsaß, wo Rheingraf Otto Ludwig, nach Horns Abzug, Mühe gehabt hatte, sich gegen das aufgebrachte Landvolk zu vertheidigen. Auch er mußte mit seinen Truppen das Heer an der Donau verstärken; und da auch dieser Succurs nicht hinreichte, so forderte man den Herzog Bernhard von Weimar dringend auf, seine Waffen nach dieser Gegend zu kehren.

Bernhard hatte sich bald nach Eröffnung des Feldzuges im Jahre 1633 der Stadt und des ganzen Hochstifts Bamberg bemächtigt, und Würzburg ein ähnliches Schicksal zugedacht. Auf die Einladung Gustav Horns setzte er sich ungesäumt in Marsch gegen die Donau, schlug unter Wegs ein baierisches Heer unter Johann von Werth aus dem Felde, und vereinigte sich bey Donauwerth mit den Schweden. Diese zahlreiche, von den trefflichsten Generalen befehligte Armee bedroht Baiern mit einem furchtbaren Einfalle. Das ganze Bisthum Eichstädt wird überschwemmt, und Ingolstadt selbst verspricht ein Verräther den Schweden in die Hände zu spielen. Altringer's Thätigkeit wird durch die ausdrückliche Vorschrift des Herzogs von Friedland gefesselt, und, von Böhmen aus ohne Hülfe gelassen, kann er sich dem Andrange des feindlichen Heeres nicht entgegen setzen. Die günstigsten Umstände vereinigen sich, die Waffen der Schweden in diesen Gegenden siegreich zu machen, als

die Thätigkeit der Armee durch eine Empörung der Officier auf ein Mahl gehemmt wird.

Den Waffen dankte man alles, was man in Deutschland erworben hatte; selbst Gustav Adolphs Größe war das Werk der Armee, die Frucht ihrer Disciplin, ihrer Tapferkeit, ihres ausdauernden Muthes in unendlichen Gefahren und Mühseligkeiten. Wie künstlich man auch im Cabinette seine Plane anlegte, so war doch zuletzt die Armee allein die Vollzieherinn, und die erweiterten Entwürfe der Anführer vermehrten immer nur die Lasten derselben. Alle großen Entscheidungen in diesem Kriege waren durch eine wirklich barbarische Hinopferung der Soldaten in Winterfeldzügen, Märschen, Stürmen und offenen Schlachten gewaltsam erzwungen worden, und es war Gustav Adolphs Maxime, nie an einem Siege zu verzagen, sobald er ihm mehr nicht als Menschen kostete. Dem Soldaten konnte seine Wichtigkeit nicht lange verborgen bleiben, und mit Recht verlangte er seinen Antheil an einem Gewinn, der mit seinem Blute errungen war. Aber mehren Theils konnte man ihm kaum den gebührenden Sold bezahlen, und die Gierigkeit der einzelnen Häupter, oder das Bedürfniß des Staats verschlang gewöhnlich den besten Theil der erpreßten Summen und der erworbenen Besitzungen. Für alle Mühseligkeiten, die er übernahm, blieb ihm nichts, als die zweifelhafte Aussicht auf Raub oder auf Beförderung; und im beyden mußte er sich nur zu oft hintergangen sehen. Furcht und Hoffnung unterdrückten zwar jeden gewaltsamen Ausbruch der Unzufriedenheit, so lange Gustav Adolph lebte; aber nach seinem Hintritte wurde der allgemeine Unwille laut, und der Soldat ergriff gerade den gefährlichsten Augenblick, sich seiner Wichtigkeit zu erinnern. Zwey Officiere, Pfuhl und Mitschefal, schon bey Lebzeiten des Königs als unruhstiftende Köpfe berüchtigt, geben

im Lager an der Donau das Beyspiel, das in wenigen Tagen unter den Officieren der Armee eine fast allgemeine Nachahmung findet. Man verbindet sich unter einander durch Wort und Handschlag, keinem Commando zu gehorchen, bis der seit Monathen und Jahren noch rückständige Sold entrichtet, und noch außer dem jedem Einzelnen eine verhältnißmäßige Belohnung an Geld oder liegenden Gründen bewilligt sey. »Ungeheure Summen,« hörte man sie sagen, »würden täglich durch Brandschatzungen erpreßt, und all dieses Geld zerrinne in wenigen Händen. In Schnee und Eis treibe man sie hinaus, und nirgends kein Dank für diese unendliche Arbeit. Zu Heilbronn schreye man über den Muthwillen der Soldaten, aber Niemand denke an ihr Verdienst. Die Gelehrten schreiben in die Welt hinein von Eroberungen und Siegen, und alle diese Victorien habe man doch nur durch ihre Fäuste erfochten.« Das Heer der Mißvergnügten mehrt sich mit jedem Tage, und durch Briefe, die zum Glücke aufgefangen werden, suchten sie nun auch die Armeen am Rhein und in Sachsen zu empören. Weder die Vorstellungen Bernhards von Weimar, noch die harten Verweise seines strengern Gehülfen waren vermögend, diese Gährung zu unterdrücken, und die Heftigkeit des Letzteren vermehrte vielmehr den Trotz der Empörer. Sie bestanden darauf, daß jedem Regimente gewisse Städte zur Erhebung des rückständigen Soldes angewiesen würden. Eine Frist von vier Wochen wurde dem schwedischen Kanzler vergönnt, zur Erfüllung dieser Forderungen Rath zu schaffen; im Weigerungsfalle, erklärten sie, würden sie sich selbst bezahlt machen, und nie einen Degen mehr für Schweden entblößen.

Die ungestüme Mahnung, zu einer Zeit gethan, wo die Kriegscasse erschöpft und der Credit gefallen war, mußte den Kanzler in das höchste Bedrängniß stürzen; und schnell mußte die Hülfe seyn, ehe derselbe Schwindel auch die übrigen Trup-

pen anſteckte, und man ſich von allen Armeen auf ein Mahl mitten unter Feinden verlaſſen ſah. Unter allen ſchwediſchen Heerführern war nur Einer, der bey den Soldaten Anſehen und Achtung genug beſaß, dieſen Streit beyzulegen. Herzog Bernhard war der Liebling der Armee, und ſeine kluge Mäßigung hatte ihm das Vertrauen der Soldaten, wie ſeine Kriegserfahrung ihre höchſte Bewunderung erworben. Er übernahm es jetzt, die ſchwürige Armee zu beſänftigen; aber, ſeiner Wichtigkeit ſich bewußt, ergriff er den günſtigen Augenblick, zuvor für ſich ſelbſt zu ſorgen, und der Verlegenheit des ſchwediſchen Kanzlers die Erfüllung ſeiner eigenen Wünſche abzuängſtigen.

Schon Guſtav Adolph hatte ihm mit einem Herzogthum Franken geſchmeichelt, das aus den beyden Hochſtiftern Bamberg und Würzburg erwachſen ſollte; jetzt drang Herzog Bernhard auf Haltung dieſes Verſprechens. Zugleich forderte er das Obercommando im Kriege als ſchwediſcher Generaliſſimus. Dieſer Mißbrauch, den der Herzog von ſeiner Unentbehrlichkeit machte, entrüſtete Oxenſtierna ſo ſehr, daß er ihm im erſten Unwillen den ſchwediſchen Dienſt aufkündigte. Bald aber beſann er ſich eines Beſſern, und ehe er einen ſo wichtigen Feldherrn aufopferte, entſchloß er ſich lieber, ihn, um welchen Preis es auch ſey, an das ſchwediſche Intereſſe zu feſſeln. Er übergab ihm alſo die fränkiſchen Bisthümer als Lehen der ſchwediſchen Krone, doch mit Vorbehalt der beyden Feſtungen, Würzburg und Königshofen, welche von den Schweden beſetzt bleiben ſollten; zugleich verband er ſich im Nahmen ſeiner Krone, den Herzog im Beſitze dieſer Länder zu ſchützen. Das geſuchte Obercommando über die ganze ſchwediſche Macht wurde unter einem anſtändigen Vorwande verweigert. Nicht lange ſäumte Herzog Bernhard, ſich für dieſes wichtige Opfer dankbar zu erzeigen; durch ſein Anſehen und ſeine Thätigkeit ſtillte er in

Kurzem den Aufruhr der Armee. Große Summen baren Geldes wurden unter die Officiere vertheilt, und noch weit größere an Ländereyen, deren Werth gegen fünf Millionen Thaler betrug, und an die man kein anderes Recht hatte, als das der Eroberung. Indeſſen war der Moment zu einer großen Unternehmung verſtrichen, und die vereinigten Anführer trennten ſich, um dem Feinde in andern Gegenden zu widerſtehen.

Nachdem Guſtav Horn einen kurzen Einfall in die obere Pfalz unternommen und Neumark erobert hatte, richtete er ſeinen Marſch nach der ſchwäbiſchen Grenze, wo ſich die Kaiſerlichen unterdeſſen beträchtlich verſtärkt hatten, und Würtemberg mit einem verwüſtenden Einfall bedrohten. Durch ſeine Annäherung verſcheucht, ziehen ſie ſich an den Bodenſee — aber nur, um auch den Schweden den Weg in dieſe noch nie beſuchte Gegend zu zeigen. Eine Beſitzung am Eingang der Schweiz war von äußerſter Wichtigkeit für die Schweden, und die Stadt Koſtnitz ſchien beſonders geſchickt zu ſeyn, ſie mit den Eidgenoſſen in Verbindung zu ſetzen. Guſtav Horn unternahm daher ſogleich die Belagerung derſelben; aber entblößt von Geſchütz, das er erſt von Würtemberg mußte bringen laſſen, konnte er dieſe Unternehmung nicht ſchnell genug fördern, um den Feinden nicht eine hinlängliche Friſt zum Entſatze dieſer Stadt zu vergönnen, die ohnehin von dem See aus ſo leicht zu verſorgen war. Er verließ alſo nach einem vergeblichen Verſuche die Stadt und ihr Gebieth, um an den Ufern der Donau einer dringenden Gefahr zu begegnen.

Aufgefordert von dem Kaiſer, hatte der Cardinal Infant, Bruder Philipps IV. von Spanien und Statthalter in Mailand, eine Armee von vierzehn tauſend Mann ausgerüſtet, welche beſtimmt war, unabhängig von Wallenſteins Befehlen an dem Rhein zu agiren, und das Elſaß

zu vertheidigen. Diese Armee erschien jetzt unter dem Commando des Herzogs von Feria, eines Spaniers, in Baiern; und um sie sogleich gegen die Schweden zu benutzen, wurde Altringer beordert, sogleich mit seinen Truppen zu ihr zu stoßen. Gleich auf die erste Nachricht von ihrer Erscheinung hatte Gustav Horn den Pfalzgrafen von Birkenfeld von dem Rheinstrome zu seiner Verstärkung herbeygerufen, und nachdem er sich zu Stockach mit demselben vereinigt hatte, rückte er kühn dem dreißig tausend Mann starken Feind entgegen. Dieser hatte seinen Weg über die Donau nach Schwaben genommen, wo Gustav Horn ihm einmahl so nahe kam, daß beyde Armeen nur durch eine halbe Meile von einander geschieden waren. Aber anstatt das Anerbiethen zur Schlacht anzunehmen, zogen sich die Kaiserlichen über die Waldstädte nach dem Breisgau und Elsaß, wo sie noch zeitig genug anlangten, um Breysach zu entsetzen, und den siegreichen Fortschritten des Rheingrafen Otto Ludwig eine Grenze zu setzen. Dieser hatte kurz vorher die Waldstädte erobert, und, unterstützt von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld, der die Unterpfalz befreyte, und den Herzog von Lothringen aus dem Felde schlug, den schwedischen Waffen in diesen Gegenden auf's Neue das Uebergewicht errungen. Jetzt zwar mußte er der Ueberlegenheit des Feindes weichen; aber bald rücken Horn und Birkenfeld zu seinem Beystande herbey, und die Kaiserlichen sehen sich nach einem kurzen Triumphe wieder aus dem Elsaß vertrieben. Die rauhe Herbstzeit, welche sie auf diesem unglücklichen Rückzuge überfällt, richtet den größten Theil der Italiener zu Grunde, und ihren Anführer selbst, den Herzog von Feria, tödtet der Gram über die mißlungene Unternehmung.

Unterdessen hatte Herzog Bernhard von Weimar mit achtzehn Regimentern Fußvolk und hundert und vierzig

Corneten Reitern seine Stellung an der Donau genommen, um sowohl Franken zu decken, als die Bewegungen der kaiserlich-baierischen Armee an diesem Strome zu beobachten. Nicht sobald hatte Altringer diese Grenzen entblößt, um zu den italienischen Truppen des Herzogs von Feria zu stoßen, als Bernhard seine Entfernung benutzte, über die Donau eilte, und mit Blitzesschnelligkeit vor Regensburg stand. Der Besitz dieser Stadt war für die Unternehmungen der Schweden auf Baiern und Oesterreich entscheidend; er verschaffte ihnen festen Fuß an dem Donaustrome, und eine sichere Zuflucht bey jedem Unglücksfalle, so wie er sie allein in den Stand setzte, eine dauerhafte Eroberung in diesen Ländern zu machen. Regensburg zu bewahren, war der letzte dringende Rath, den der sterbende Tilly dem Churfürsten von Baiern ertheilte, und Gustav Adolph beklagte als einen nicht zu ersetzenden Verlust, daß ihm die Baiern in Besetzung dieses Platzes zuvorgekommen waren. Unbeschreiblich groß war daher Maximilians Schrecken, als Herzog Bernhard diese Stadt überraschte, und sich ernstlich anschickte, sie zu belagern.

Nicht mehr als fünfzehn Compagnien, größten Theils neugeworbene Truppen, machten die Besatzung derselben aus; eine mehr als hinreichende Anzahl, um auch den überlegensten Feind zu ermüden, sobald sie von einer gutgesinnten und kriegerischen Bürgerschaft unterstützt wurde. Aber gerade diese war der gefährlichste Feind, den die baierische Garnison zu bekämpfen hatte. Die protestantischen Einwohner Regensburgs, gleich eifersüchtig auf ihren Glauben und ihre Reichsfreyheit, hatten ihren Nacken mit Widerwillen unter das baierische Joch gebeugt, und blickten längst schon mit Ungeduld der Erscheinung eines Retters entgegen. Bernhards Ankunft vor ihren Mauern erfüllte sie mit lebhafter Freude, und es war sehr zu fürchten, daß sie die Unter-

nehmungen der Belagerer durch einen innern Tumult unterstützen würden. In dieser großen Verlegenheit läßt der Churfürst die beweglichsten Schreiben an den Kaiser, an den Herzog von Friedland ergehen, ihm nur mit fünf tausend Mann auszuhelfen. Sieben Eilbothen nach einander sendet Ferdinand mit diesem Auftrage an Wallenstein, der die schleunigste Hülfe zusagt, und auch wirklich schon dem Churfürsten die nahe Ankunft von zwölf tausend Mann durch Gallas berichten läßt, aber diesem Feldherrn bey Lebensstrafe verbiethet, sich auf den Weg zu machen. Unterdessen hatte der baierische Commandant von Regensburg, in Erwartung eines nahen Entsatzes, die besten Anstalten zur Vertheidigung getroffen, die katholischen Bauern wehrhaft gemacht, die protestantischen Bürger hingegen entwaffnet und auf's Sorgfältigste bewacht, daß sie nichts Gefährliches gegen die Garnison unternehmen konnten. Da aber kein Entsatz erschien, und das feindliche Geschütz mit ununterbrochener Heftigkeit die Werke bestürmte, sorgte er durch eine anständige Capitulation für sich selbst und die Besatzung, und überließ die baierischen Beamten und Geistlichen der Gnade des Siegers.

Mit dem Besitze von Regensburg erweitern sich Herzog Bernhards Entwürfe, und seinem kühnen Muthe ist Baiern selbst eine zu enge Schranke geworden. Bis an die Grenzen von Oesterreich will er dringen, das protestantische Landvolk gegen den Kaiser bewaffnen, und ihm seine Religionsfreyheit wieder geben. Schon hat er Straubingen erobert, während daß ein anderer schwedischer Feldherr die nördlichen Ufer der Donau sich unterwürfig macht. An der Spitze seiner Schweden, dem Grimme der Witterung Trotz biethend, erreicht er die Mündung des Iserstromes, und setzt im Angesichte des baierischen Generals von Werth, der hier gelagert steht, seine Truppen über. Jetzt zittern Passau

und Linz, und der bestürzte Kaiser verdoppelt an Wallenstein seine Mahnungen und Befehle, dem bedrängten Baiern auf's Schleunigste zu Hülfe zu eilen. Aber hier setzt der siegende Bernhard seinen Eroberungen ein freywilliges Ziel. Vor sich den Inn, der durch viele feste Schlösser beschützt wird, hinter sich zwey feindliche Heere, ein übelgesinntes Land, und die Iser, wo kein haltbarer Ort ihm den Rücken deckt, und der gefrorne Boden keine Verschanzung gestattet, von der ganzen Macht Wallensteins bedroht, der sich endlich entschlossen hat, an die Donau zu rücken, entzieht er sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr, von Regensburg abgeschnitten und von Feinden umzingelt zu werden. Er eilt über die Iser und Donau, um die in der Oberpfalz gemachten Eroberungen gegen Wallenstein zu vertheidigen, und selbst eine Schlacht mit diesem Feldherrn nicht auszuschlagen. Aber Wallenstein, dem es nie in den Sinn gekommen war, große Thaten an der Donau zu verrichten, wartet seine Annäherung nicht ab, und ehe die Baiern recht anfangen seiner froh zu werden, ist er schon nach Böhmen verschwunden. Bernhard endigt also jetzt seinen glorreichen Feldzug, und vergönnt seinen Truppen die wohlverdiente Rast in den Winterquartieren auf feindlicher Erde.

Indem Gustav Horn in Schwaben, der Pfalzgraf von Birkenfeld, General Baudissin und Rheingraf Otto Ludwig am Ober- und Niederrhein, und Herzog Bernhard an der Donau den Krieg mit solcher Ueberlegenheit führten, wurde der Ruhm der schwedischen Waffen in Niedersachsen und Westphalen von dem Herzog von Lüneburg und dem Landgrafen von Hessen-Cassel nicht weniger glorreich behauptet. Die Festung Hameln eroberte Herzog Georg nach der tapfersten Gegenwehr, und über den kaiserlichen General von Gronsfeld, der an dem Weserstrome commandirte, wurde von der vereinigten Armee

der Schweden und Heſſen bey Oldendorf ein glänzender Sieg erfochten. Der Graf von Waſaburg, ein natürlicher Sohn Guſtav Adolphs, zeigte ſich in dieſer Schlacht ſeines Urſprungs werth. Sechszehn Kanonen, das ganze Gepäcke der Kaiſerlichen und vier und ſiebenzig Fahnen fielen in ſchwediſche Hände, gegen drey tauſend von den Feinden blieben auf dem Platze, und faſt eben ſo viele wurden zu Gefangenen gemacht. Die Stadt Osnabrück zwang der ſchwediſche Oberſte Kniephauſen; und Paderborn der Landgraf von Heſſen-Caſſel zur Uebergabe; dafür aber ging Bückeburg, ein ſehr wichtiger Ort für die Schweden, an die Kaiſerlichen verloren. Beynahe an allen Enden Deutſchlands ſah man die ſchwediſchen Waffen ſiegreich, und das nächſte Jahr nach Guſtav Adolphs Tode zeigte noch keine Spur des Verluſtes, den man an dieſem großen Führer erlitten hatte.

Bey Erwähnung der wichtigen Vorfälle, welche den Feldzug des 1633ſten Jahres auszeichneten, muß die Unthätigkeit eines Mannes, der bey weitem die höchſten Erwartungen rege machte, ein gerechtes Erſtaunen erwecken. Unter allen Generalen, deren Thaten uns in dieſem Feldzuge beſchäftigt haben, war keiner, der ſich an Erfahrung, Talent und Kriegsruhm mit Wallenſtein meſſen durfte; und gerade dieſer verliert ſich ſeit dem Treffen bey Lützen aus unſern Augen. Der Fall ſeines großen Gegners läßt ihm allein jetzt den ganzen Schauplatz des Ruhmes frey; die ganze Aufmerkſamkeit Europa's iſt auf die Thaten geſpannt, die das Andenken ſeiner Niederlage auslöſchen, und ſeine Ueberlegenheit in der Kriegskunſt der Welt verkünden ſollen. Und doch liegt er ſtill in Böhmen, indeß die Verluſte des Kaiſers in Baiern, in Niederſachſen, am Rhein, ſeine Gegenwart dringend fordern; ein gleich undurchdringliches Geheimniß für Freund und Feind, der Schrecken, und doch zugleich die letzte Hoffnung des Kaiſers. Mit unerklärbarer Eilfertigkeit hatte er

ſich nach dem verlornen Treffen bey Lützen in das Königreich Böhmen gezogen, wo er über das Verhalten ſeiner Officiere in dieſer Schlacht die ſtrengſten Unterſuchungen anſtellte. Die das Kriegsgericht für ſchuldig erkannte, wurden mit unerbittlicher Strenge zum Tode verurtheilt, die ſich brav gehalten hatten, mit königlicher Großmuth belohnt, und das Andenken der Gebliebenen durch herrliche Monumente verewigt. Den Winter über drückte er die kaiſerlichen Provinzen durch übermäßige Contributionen, und durch die Winterquartiere, die er abſichtlich nicht in feindlichen Ländern nahm, um das Mark der öſterreichiſchen Länder auszuſaugen. Anſtatt aber mit ſeiner wohlgepflegten und auserleſenen Armee beym Anbruch des Frühlings 1633 den Feldzug vor allen andern zu eröffnen, und ſich in ſeiner ganzen Feldherrnkraft zu erheben, war er der Letzte, der im Felde erſchien, und auch jetzt war es ein kaiſerliches Erbland, das er zum Schauplatz des Krieges machte.

Unter allen Provinzen Oeſterreichs war Schleſien der größten Gefahr ausgeſetzt. Drey verſchiedene Armeen, eine ſchwediſche unter dem Grafen von Thurn, eine ſächſiſche unter Arnheim und dem Herzoge von Lauenburg, und eine brandenburgiſche unter Borgsdorf, hatten dieſe Provinz zu gleicher Zeit mit Krieg überzogen. Schon hatten ſie die wichtigſten Plätze im Beſitze, und ſelbſt Breslau hatte die Partey der Alliirten ergriffen. Aber gerade dieſe Menge von Generalen und Armeen rettete dem Kaiſer dieſes Land; denn die Eiferſucht der Generale und der gegenſeitige Haß der Schweden und Sachſen ließ ſie nie mit Einſtimmigkeit verfahren. Arnheim und Thurn zankten ſich um die Oberſtelle; die Brandenburger und Sachſen hielten eifrig gegen die Schweden zuſammen, die ſie als überläſtige Fremdlinge anſahen, und, wo es nur immer thunlich war, zu verkürzen ſuchten. Hingegen lebten die Sachſen mit den Kaiſer-

lichen auf einem viel vertraulichern Fuße, und oft geschah es, daß die Officiere beyder feindlichen Armeen einander Besuche abstatteten und Gastmähler gaben. Man ließ die Kaiserlichen ungehindert ihre Güter fortschaffen, und viele verhehlten es gar nicht, daß sie von Wien große Summen gezogen. Unter so zweydeutig gesinnten Alliirten sahen sich die Schweden verkauft und verrathen, und an große Unternehmungen war bey einem so schlechten Verständnisse nicht zu denken. Auch war der General von Arnheim den größten Theil der Zeit abwesend, und als er endlich wieder bey der Armee anlangte, näherte sich Wallenstein schon mit einer furchtbaren Kriegsmacht den Grenzen.

Vierzig tausend Mann stark rückte er ein, und nicht mehr als vier und zwanzig tausend hatten ihm die Alliirten entgegen zu setzen. Nichts desto weniger wollten sie eine Schlacht versuchen, und erschienen bey Münsterberg, wo er ein verschanztes Lager bezogen hatte. Aber Wallenstein ließ sie acht Tage hier stehen, ohne nur die geringste Bewegung zu machen; dann verließ er seine Verschanzungen, und zog mit ruhigem stolzen Schritte an ihrem Lager vorüber. Auch nachdem er aufgebrochen war, und die muthiger gewordenen Feinde ihm beständig zur Seite blieben, ließ er die Gelegenheit unbenutzt. Die Sorgfalt, mit der er die Schlacht vermied, wurde als Furcht ausgelegt; aber einen solchen Verdacht durfte Wallenstein auf seinen verjährten Feldherrnruhm wagen. Die Eitelkeit der Alliirten ließ sie nicht bemerken, daß er sein Spiel mit ihnen trieb, und daß er ihnen die Niederlage großmüthig schenkte, weil ihm — mit einem Siege über sie für jetzt nicht gedient war. Um ihnen jedoch zu zeigen, daß Er der Herr sey, und daß nicht die Furcht vor ihrer Macht ihn in Unthätigkeit erhalte, ließ er den Commandanten eines Schlosses, das in seine Hände fiel, nieder-

ſtoßen, weil er einen unhaltbaren Platz nicht gleich übergeben hätte.

Neun Tage lang ſtanden beyde Armeen einander einen Musketenſchuß weit im Geſichte, als der Graf Terzky aus dem Wallenſtein'ſchen Heere mit einem Trompeter vor dem Lager der Alliirten erſchien, den General von Arnheim zu einer Conferenz einzuladen. Der Inhalt derſelben war, daß Wallenſtein, der doch an Macht der überlegene Theil war, einen Waffenſtillſtand von ſechs Wochen in Vorſchlag brachte. „Er ſey gekommen," ſagte er, „mit Schweden und mit den Reichsfürſten einen ewigen Frieden zu ſchließen, die Soldaten zu bezahlen, und jedem Genugthuung zu verſchaffen. Alles dieß ſtehe in ſeiner Hand, und wenn man in Wien Anſtand nehmen ſollte, es zu beſtätigen; ſo wolle Er ſich mit den Alliirten vereinigen, und, (was er Arnheimen zwar in's Ohr flüſterte,) den Kaiſer zum Teufel jagen." Bey einer zweyten Zuſammenkunft ließ er ſich gegen den Grafen von Thurn noch deutlicher heraus. „Alle Privilegien," erklärte er, „ſollten auf's Neue beſtätigt, alle böhmiſchen Exulanten zurückberufen, und in ihre Güter wieder eingeſetzt werden, und er ſelbſt wolle der Erſte ſeyn, ſeinen Antheil an denſelben herauszugeben. Die Jeſuiten, als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen, ſollten verjagt, die Krone Schweden durch Zahlungen auf beſtimmte Termine abgefunden, alles überflüſſige Kriegsvolk von beyden Theilen gegen die Türken geführt werden." Der letzte Punct enthielt den Aufſchluß des ganzen Räthſels. „Wenn Er die böhmiſche Krone davon trüge, ſo ſollten alle Vertriebenen ſich ſeiner Großmuth zu rühmen haben, eine vollkommene Freyheit der Religionen ſollte dann in dem Königreiche herrſchen, das pfälziſche Haus in alle ſeine vorigen Rechte zurücktreten, und die Markgrafſchaft Mähren ihm für Mecklenburg zur Entſchädigung dienen. Die alliirten Armeen zögen dann unter ſeiner Anfüh-

rung nach Wien, dem Kaiser die Genehmigung dieses Tractats mit gewaffneter Hand abzunöthigen.“

Jetzt also war die Decke von dem Plane weggezogen, worüber er schon Jahre lang in geheimnißvoller Stille gebrütet hatte. Auch lehrten alle Umstände, daß zu Vollstreckung desselben keine Zeit zu verlieren sey. Nur das blinde Vertrauen zu dem Kriegsglücke und dem überlegenen Genie des Herzogs von Friedland hatte dem Kaiser die Festigkeit eingeflößt, allen Vorstellungen Baierns und Spaniens entgegen, und auf Kosten seines eigenen Ansehens, diesem gebietherischen Manne ein so unumschränktes Commando zu übergeben. Aber dieser Glaube an die Unüberwindlichkeit Wallensteins war durch seine lange Unthätigkeit längst erschüttert worden, und nach dem verunglückten Treffen bey Lützen beynahe gänzlich gefallen. Auf's Neue erwachten jetzt seine Gegner an Ferdinands Hofe, und die Unzufriedenheit des Kaisers über den Fehlschlag seiner Hoffnungen verschaffte ihren Vorstellungen den gewünschten Eingang bey diesem Monarchen. Das ganze Betragen des Herzogs wurde mit beißender Kritik von ihnen gemustert, sein hochfahrender Trotz und seine Widersetzlichkeit gegen des Kaisers Befehle diesem eifersüchtigen Fürsten in Erinnerung gebracht, die Klagen der österreichischen Unterthanen über seine grenzenlosen Bedrückungen zu Hülfe gerufen, seine Treue verdächtig gemacht, und über seine geheimen Absichten ein schreckhafter Wink hingeworfen. Diese Anklagen, durch das ganze übrige Betragen des Herzogs nur zu sehr gerechtfertigt, unterließen nicht, in Ferdinands Gemüth tiefe Wurzeln zu schlagen; aber der Schritt war einmahl geschehen, und die große Gewalt, womit man den Herzog bekleidet hatte, konnte ihm ohne große Gefahr nicht entrissen werden. Sie unmerklich zu vermindern, war alles, was dem Kaiser übrig blieb; und um dieß mit einigem Erfolge zu können, mußte man sich zu theilen, vor allen Din-

gen aber ſich außer Abhängigkeit von ſeinem guten Willen zu ſetzen ſuchen. Aber ſelbſt dieſes Rechtes hatte man ſich in dem Vertrage begeben, den man mit ihm errichtete, und gegen jeden Verſuch, ihm einen andern General an die Seite zu ſetzen, oder einen unmittelbaren Einfluß auf ſeine Truppen zu haben, ſchützte ihn die eigenhändige Unterſchrift des Kaiſers. Da man dieſen nachtheiligen Vertrag weder halten, noch vernichten konnte, ſo mußte man ſich durch einen Kunſtgriff heraushelfen. Wallenſtein war kaiſerlicher Generaliſſimus in Deutſchland; aber weiter erſtreckte ſich ſein Gebieth nicht, und über eine auswärtige Armee konnte er ſich keine Herrſchaft anmaßen. Man läßt alſo in Mailand eine ſpaniſche Armee errichten, und unter einem ſpaniſchen General in Deutſchland fechten. Wallenſtein iſt alſo der Unentbehrliche nicht mehr, weil er aufgehört hat, der Einzige zu ſeyn, und im Nothfalle hat man gegen ihn ſelbſt eine Stütze.

Der Herzog fühlte es ſchnell und tief, woher dieſer Streich kam, und wohin er zielte. Umſonſt proteſtirte er bey dem Cardinal-Infanten gegen dieſe vertragwidrige Neuerung; die italieniſche Armee rückte ein, und man zwang ihn, ihr den General Altringer mit Verſtärkung zuzuſenden. Zwar wußte er dieſem durch ſtrenge Verhaltungsbefehle die Hände ſo ſehr zu binden, daß die italieniſche Armee in dem Elſaß und in Schwaben wenig Ehre einlegte; aber dieſer eigenmächtige Schritt des Hofes hatte ihn aus ſeiner Sicherheit aufgeweckt, und ihm über die näher kommende Gefahr einen warnenden Wink gegeben. Um nicht zum zweyten Mahle ſein Commando, und mit demſelben die Frucht aller ſeiner Bemühungen zu verlieren, mußte er mit der Ausführung ſeines Anſchlags eilen. Durch Entfernung der verdächtigen Officiere, und durch ſeine Freygebigkeit gegen die andern, hielt er ſich der Treue ſeiner Truppen verſichert. Alle anderen Stände des Staats, alle Pflichten der Gerechtigkeit und Menſchlich-

keit hatte er dem Wohle der Armee aufgeopfert, also rechnete er auf die Erkenntlichkeit derselben. Im Begriffe, ein nie erlebtes Beyspiel des Undankes gegen den Schöpfer seines Glückes aufzustellen, baute er seine ganze Wohlfahrt auf die Dankbarkeit, die man ihm erweisen sollte.

Die Anführer der schlesischen Armeen hatten von ihren Principalen keine Vollmacht, so etwas Großes, als Wallenstein in Vorschlag brachte, für sich allein abzuschließen, und selbst den verlangten Waffenstillstand getrauten sie sich nicht länger, als auf vierzehn Tage zu bewilligen. Ehe sich der Herzog gegen die Schweden und Sachsen herausließ, hatte er noch für rathsam gefunden, sich bey seiner kühnen Unternehmung des französischen Schutzes zu versichern. Zu dem Ende wurden durch den Grafen von Kinsky bey dem französischen Bevollmächtigten Feuquieres zu Dresden geheime Unterhandlungen, wiewohl mit sehr mißtrauischer Vorsicht, angeknüpft, welche ganz seinem Wunsche gemäß ausfielen. Feuquieres erhielt Befehl von seinem Hofe, allen Vorschub von Seiten Frankreichs zu versprechen, und dem Herzoge, wenn er deren benöthigt wäre, eine beträchtliche Geldhülfe anzubiethen.

Aber gerade diese überkluge Sorgfalt, sich von allen Seiten zu decken, gereichte ihm zum Verderben. Der französische Bevollmächtigte entdeckte mit großem Erstaunen, daß ein Anschlag, der mehr als jeder andere des Geheimnisses bedurfte, den Schweden und den Sachsen mitgetheilt worden sey. Das sächsische Ministerium war, wie man allgemein wußte, im Interesse des Kaisers, und die den Schweden angebothenen Bedingungen blieben allzuweit hinter den Erwartungen derselben zurück, um je ihren Beyfall erhalten zu können. Feuquieres fand es daher unbegreiflich, wie der Herzog im vollen Ernste auf die Unterstützung der Erstern, und auf die Verschwiegenheit der Letztern hätte Rechnung machen

ſollen. Er entdeckte ſeine Zweifel und Beſorgniſſe dem ſchwediſchen Kanzler, der in die Abſichten Wallenſteins ein gleich großes Mißtrauen ſetzte, und noch weit weniger Geſchmack an ſeinen Vorſchlägen fand. Wiewohl es ihm kein Geheimniß war, daß der Herzog ſchon ehedem mit Guſtav Adolph in ähnlichen Tractaten geſtanden; ſo begriff er doch die Möglichkeit nicht, wie er die ganze Armee zum Abfalle bewegen, und ſeine übermäßigen Verſprechungen würde wahr machen können. Ein ſo ausſchweifender Plan und ein ſo unbeſonnenes Verfahren ſchien ſich mit der verſchloſſenen und mißtrauiſchen Gemüthsart des Herzogs nicht wohl zu vertragen, und lieber erklärte man Alles für Maske und Betrug; weil es eher erlaubt war, an ſeiner Redlichkeit als an ſeiner Klugheit zu zweifeln. Oxenſtierna's Bedenklichkeiten ſteckten endlich ſelbſt Arnheimen an, der in vollem Vertrauen auf Wallenſteins Aufrichtigkeit zu dem Kanzler nach Gelnhauſen gereiſt war, ihn dahin zu vermögen, daß er dem Herzog ſeine beſten Regimenter zum Gebrauche überlaſſen möchte. Man fing an zu argwöhnen, daß der ganze Antrag nur eine künſtlich gelegte Schlinge ſey, die Alliirten zu entwaffnen, und den Kern ihrer Kriegsmacht dem Kaiſer in die Hände zu ſpielen. Wallenſteins bekannter Charakter widerlegte dieſen ſchlimmen Verdacht nicht, und die Widerſprüche, in die er ſich nachher verwickelte, machten, daß man endlich ganz und gar an ihm irre ward. Indem er die Schweden in ſein Bündniß zu ziehen ſuchte, und ihnen ſogar ihre beſten Truppen abforderte, äußerte er ſich gegen Arnheim, daß man damit anfangen müſſe, die Schweden aus dem Reiche zu verjagen; und während daß ſich die ſächſiſchen Offiziere, im Vertrauen auf die Sicherheit des Waffenſtillſtandes, in großer Menge bey ihm einfanden, machte er einen verunglückten Verſuch, ſich ihrer Perſonen zu bemächtigen. Er brach zuerſt den Stillſtand, den er doch eini-

go Monathe darauf nicht ohne große Mühe erneuerte. Aller Glaube an seine Wahrhaftigkeit verschwand, und endlich glaubte man in seinem ganzen Benehmen nichts als ein Gewebe von Betrug und niedrigen Kniffen zu sehen, um die Alliirten zu schwächen, und sich selbst in Verfassung zu setzen. Dieses erreichte er zwar wirklich, indem seine Macht sich mit jedem Tage vermehrte, die Alliirten aber durch Desertion und schlechten Unterhalt über die Hälfte ihrer Truppen einbüßten. Aber er machte von seiner Ueberlegenheit den Gebrauch nicht, den man in Wien erwartete. Wenn man einem entscheidenden Vorfalle entgegen sah, erneuerte er plötzlich die Unterhandlungen; und wenn der Waffenstillstand die Alliirten in Sicherheit stürzte, so erhob er sich plötzlich, um die Feindseligkeiten zu erneuern. Alle diese Widersprüche flossen aus dem doppelten und ganz unvereinbaren Entwurf, den Kaiser und die Schweden zugleich zu verderben, und mit Sachsen einen besondern Frieden zu schließen.

Ueber den schlechten Fortgang seiner Unterhandlungen ungeduldig, beschloß er endlich seine Macht zu zeigen, da ohnehin die dringende Noth in dem Reiche, und die steigende Unzufriedenheit am kaiserlichen Hofe keinen längern Aufschub gestatteten. Schon vor dem letzten Stillstande war der General von Holk von Böhmen aus in das Meißnische eingefallen, hatte alles, was auf seinem Wege lag, mit Feuer und Schwert verwüstet, den Churfürsten in seine Festungen gejagt, und selbst die Stadt Leipzig erobert. Aber der Stillstand in Schlesien setzte seinen Verwüstungen ein Ziel, und die Folgen seiner Ausschweifungen streckten ihn zu Adorf auf die Bahre. Nach aufgehobenem Stillstande machte Wallenstein auf's Neue eine Bewegung, als ob er durch die Lausitz in Sachsen einfallen wollte, und ließ ausstreuen, daß Piccolomini schon dahin aufgebrochen sey. Sogleich verläßt Arnheim sein Lager in Schlesien, um ihm nachzufol-

gen, und dem Churfürstenthum zu Hülfe zu eilen. Dadurch aber wurden die Schweden entblößt, die unter dem Commando des Grafen von Thurn in sehr kleiner Anzahl bey Steinau an der Oder gelagert standen; und gerade dieß war es, was der Herzog gewollt hatte. Er ließ den sächsischen General sechzehn Meilen voraus in das Meißnische eilen, und wendete sich dann auf ein Mahl rückwärts gegen die Oder, wo er die schwedische Armee in der tiefsten Sicherheit überraschte. Ihre Reiterey wurde durch den vorangeschickten General Schafgotsch geschlagen, und das Fußvolk von der nachfolgenden Armee des Herzogs bey Steinau völlig eingeschlossen. Wallenstein gab dem Grafen von Thurn eine halbe Stunde Bedenkzeit, sich mit dritthalb tausend Mann gegen mehr als zwanzig tausend zu wehren, oder sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Bey solchen Umständen konnte keine Wahl Statt finden. Die ganze Armee gibt sich gefangen, und ohne einen Tropfen Blut ist der vollkommenste Sieg erfochten. Fahnen, Bagage und Geschütz fallen in des Siegers Hand, die Officiere werden in Verhaft genommen, die Gemeinen untergesteckt. Und jetzt endlich war nach einer vierzehnjährigen Irre, nach unzähligen Glückswechseln, der Anstifter des böhmischen Aufruhrs, der entfernte Urheber dieses ganzen verderblichen Krieges, der berüchtigte Graf von Thurn, in der Gewalt seiner Feinde. Mit blutdürstiger Ungeduld erwartet man in Wien die Ankunft dieses großen Verbrechers, und genießt schon im Voraus den schrecklichen Triumph, der Gerechtigkeit ihr vornehmstes Opfer zu schlachten. Aber den Jesuiten diese Lust zu verderben, war ein viel süßerer Triumph, und Thurn erhielt seine Freyheit. Ein Glück für ihn, daß er mehr wußte, als man in Wien erfahren durfte, und daß Wallensteins Feinde auch die Seinigen waren. Eine Niederlage hätte man dem Herzog in Wien verziehen; diese getäuschte Hoffnung vergab

man ihm nie. „Was aber hätte ich denn sonst mit diesem Rasenden machen sollen?“ schreibt er mit boshaftem Spotte an die Minister, die ihn über diese unzeitige Großmuth zur Rede stellen. „Wollte der Himmel, die Feinde hätten lauter solche Generale, wie dieser ist! An der Spitze der schwedischen Heere wird er uns weit bessere Dienste thun, als im Gefängniß.“

Auf den Sieg bey Steinau folgte in kurzer Zeit die Einnahme von Liegnitz, Groß-Glogau und selbst von Frankfurt an der Oder. Schafgotsch, der in Schlesien zurück blieb, um die Unterwerfung dieser Provinz zu vollenden, blokirte Brieg und bedrängte Breslau vergebens; weil diese freye Stadt über ihre Privilegien wachte, und den Schweden ergeben blieb. Die Obersten Illo und Götz schickte Wallenstein nach der Warta, um bis in Pommern und an die Küste der Ostsee zu dringen, und Landsberg, der Schlüssel zu Pommern, wurde wirklich auch von ihnen erobert. Indem der Churfürst von Brandenburg und der Herzog von Pommern für ihre Länder zitterten, brach Wallenstein selbst mit dem Rest der Armee in die Lausitz, wo er Görlitz mit Sturm eroberte, und Bautzen zur Uebergabe zwang. Aber es war ihm nur darum zu thun, den Churfürsten von Sachsen zu schrecken, nicht die erhaltenen Vortheile zu verfolgen. Auch mit dem Schwert in der Hand setzte er bey Brandenburg und Sachsen seine Friedensanträge fort, wiewohl mit keinem bessern Erfolge, da er durch eine Kette von Widersprüchen alles Vertrauen verscherzt hatte. Jetzt würde er seine ganze Macht gegen das unglückliche Sachsen gewendet, und seinen Zweck durch die Gewalt der Waffen doch endlich noch durchgesetzt haben, wenn nicht der Zwang der Umstände ihn genöthigt hätte, diese Gegenden zu verlassen. Die Siege Herzog Bernhards am Donaustrom, welche Oesterreich selbst mit naher Gefahr bedrohten, forderten ihn drin-

gend nach Baiern, und die Vertreibung der Sachſen und Schweden aus Schleſien raubten ihm jeden Vorwand, ſich den kaiſerlichen Befehlen noch länger zu widerſetzen, und den Churfürſten von Baiern hülflos zu laſſen. Er zog ſich alſo mit der Hauptmacht gegen die Oberpfalz, und ſein Rückzug befreyte Oberſachſen auf immer von dieſem furchtbaren Feinde.

So lange es nur möglich war, hatte er Baierns Rettung verſchoben, und durch die geſuchteſten Ausflüchte die Ordonanzen des Kaiſers verhöhnt.

Auf wiederhohltes Bitten ſchickte er endlich zwar dem Grafen von Altringer, der den Lech und die Donau gegen Horn und Bernhard zu behaupten ſuchte, einige Regimenter aus Böhmen zu Hülfe, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, ſich bloß vertheidigungsweiſe zu verhalten. Den Kaiſer und den Churfürſten wies er, ſo oft ſie ihn um Hülfe anflehten, an Altringer, der, wie er öffentlich vorgab, eine uneingeſchränkte Vollmacht von ihm erhalten habe; in Geheim aber band er demſelben durch die ſtrengſten Inſtructionen die Hände, und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er ſeine Befehle überſchreiten würde. Nachdem Herzog Bernhard vor Regensburg gerückt war, und der Kaiſer ſowohl, als der Churfürſt ihre Aufforderungen um Hülfe dringender erneuerten, ſtellte er ſich an, als ob er den General Gallas mit einem anſehnlichen Heere an die Donau ſchicken würde; aber auch dieß unterblieb, und ſo gingen, wie vorher das Bisthum Eichſtädt, jetzt auch Regensburg, Straubingen, Cham an die Schweden verloren. Als er endlich ſchlechterdings nicht mehr vermeiden konnte, den ernſtlichen Befehlen des Hofes zu gehorſamen, rückte er ſo langſam, als er konnte, an die baieriſche Grenze, wo er das von den Schweden eroberte Cham berennte. Er vernahm aber nicht ſo bald, daß man von ſchwediſcher Seite daran arbeitete, ihm durch die Sachſen eine Diverſion in Böhmen zu machen; ſo benutzte

alsdann die Treue der Armee zu erproben, die er so freygebig vorausgesetzt hatte. Drey derselben, die Obersten Kinsky, Terzky und Illo, waren schon längst in das Geheimniß gezogen, und die beyden Ersten durch das Band der Verwandtschaft an sein Interesse geknüpft. Eine gleiche Ehrsucht, ein gleicher Haß gegen die Regierung, und die Hoffnung überschwenglicher Belohnungen verband sie auf's Engste mit Wallenstein, der auch die niedrigsten Mittel nicht verschmäht hatte, die Zahl seiner Anhänger zu vermehren. Den Obersten Illo hatte er einstmahls überredet, in Wien den Grafentittel zu suchen, und ihm dabey seine kräftigste Fürsprache zugesagt. Heimlich aber schrieb er an die Minister, ihm sein Gesuch abzuschlagen; weil sich sonst Mehrere melden dürften, die gleiche Verdienste hätten, und auf gleiche Belohnungen Anspruch machten. Als Illo hernach zur Armee zurück kam, war sein Erstes, ihn nach dem Erfolg seiner Bewerbungen zu fragen; und da ihm dieser von dem schlechten Ausgange derselben Nachricht gab, so fing er an, die bittersten Klagen gegen den Hof auszustoßen. „Das also hätten wir mit unsern treuen Diensten verdient," rief er, „daß meine Verwendung so gering geachtet, und euern Verdiensten eine so unbedeutende Belohnung verweigert wird! Wer wollte noch länger einem so undankbaren Herrn seine Dienste widmen? Nein, was mich angeht, ich bin von nun an der abgesagte Feind des Hauses Oesterreich." Illo stimmte bey, und so wurde zwischen Beyden ein enges Bündniß gestiftet.

Aber was diese drey Vertrauten des Herzogs wußten, war lange Zeit ein undurchdringliches Geheimniß für die Uebrigen, und die Zuversicht, mit der Wallenstein von der Ergebenheit seiner Officiere sprach, gründete sich einzig nur auf die Wohlthaten, die er ihnen erzeigt hatte, und auf die Unzufriedenheit mit dem Hofe. Aber diese schwankende

Vermuthung mußte ſich in Gewißheit verwandeln, ehe er ſeine Maske abwarf, und ſich einen öffentlichen Schritt gegen den Kaiſer erlaubte. Graf Piccolomini, derſelbe, der ſich in dem Treffen bey Lützen durch einen beyſpielloſen Muth ausgezeichnet hatte, war der Erſte, deſſen Treue er auf die Probe ſtellte. Er hatte ſich dieſen General durch große Geſchenke verpflichtet, und er gab ihm den Vorzug vor allen Andern; weil Piccolomini unter einerley Conſtellation mit ihm geboren war. Dieſem erklärte er, daß er, durch den Undank des Kaiſers und ſeine nahe Gefahr gezwungen, unwiderruflich entſchloſſen ſey, die öſterreichiſche Partey zu verlaſſen, ſich mit dem beſten Theile der Armee auf feindliche Seite zu ſchlagen, und das Haus Oeſterreich in allen Grenzen ſeiner Herrſchaft zu bekriegen, bis es von der Wurzel vertilgt ſey. Auf Piccolomini habe er bey dieſer Unternehmung vorzüglich gerechnet, und ihm ſchon im voraus die glänzendſten Belohnungen zugedacht. — Als dieſer, um ſeine Beſtürzung über dieſen überraſchenden Antrag zu verbergen, von den Hinderniſſen und Gefahren ſprach, die ſich einem ſo gewagten Unternehmen entgegenſetzen würden, ſpottete Wallenſtein ſeiner Furcht. »Bey ſolchen Wageſtücken,« rief er aus, »ſey nur der Anfang ſchwer, die Sterne ſeyen ihm gewogen, die Gelegenheit, wie man ſie nur immer verlangen könne, auch dem Glücke müſſe man etwas vertrauen. Sein Entſchluß ſtehe feſt, und er würde, wenn es nicht anders geſchehen könnte, an der Spitze von tauſend Pferden ſein Heil verſuchen.« Piccolomini hüthete ſich ſehr, durch einen längern Widerſpruch das Mißtrauen des Herzogs zu reizen, und ergab ſich mit anſcheinender Ueberzeugung dem Gewichte ſeiner Gründe. So weit ging die Verblendung des Herzogs, daß es ihm, aller Warnungen des Grafen Terzky ungeachtet, gar nicht einfiel, an der Aufrichtigkeit dieſes Mail-

net zu zweifeln, der keinen Augenblick verlor, die jetzt gemachte merkwürdige Entdeckung nach Wien zu berichten.

Um endlich den entscheidenden Schritt zum Ziele zu thun, berief er im Jänner 1634 alle Commandeurs der Armee nach Pilsen zusammen, wohin er sich gleich nach seinem Rückzuge aus Baiern gewendet hatte. Die neuesten Forderungen des Kaisers, die Erblande mit Winterquartieren zu verschonen, Regensburg noch in der rauhen Jahreszeit wieder zu erobern, und die Armee zur Verstärkung des Cardinal-Infanten um sechs tausend Mann Reiterey zu vermindern, waren erheblich genug, um vor dem ganzen versammelten Kriegsrath in Erwägung gezogen zu werden, und dieser scheinbare Vorwand verbarg den Neugierigen den wahren Zweck der Zusammenberufung. Auch Schweden und Sachsen wurden heimlich dahin geladen, um mit dem Herzog von Friedland über den Frieden zu tractiren; mit den Befehlshabern entlegenerer Heere sollte schriftliche Abrede genommen werden. Zwanzig von den berufenen Commandeurs erschienen; aber gerade die wichtigsten, Gallas, Colloredo und Altringer, blieben aus. Der Herzog ließ seine Einladung an sie dringend wiederhohlen, einstweilen aber, in Erwartung ihrer nahen Ankunft, zu der Hauptsache schreiten.

Es war nichts Geringes, was er jetzt auf dem Wege war, zu unternehmen: einen stolzen, tapfern, auf seine Ehre wachsam haltenden Adel der schändlichsten Untreue fähig zu erklären, und in den Augen derjenigen, die bis jetzt nur gewohnt waren, in ihm den Abglanz der Majestät, den Richter ihrer Handlungen, den Bewahrer der Gesetze zu verehren, auf ein Mahl, als ein Niederträchtiger, als Verführer, als Rebell zu erscheinen. Nichts Geringes war es, eine rechtmäßige, durch lange Verjährung befestigte, durch Religion und Gesetze geheiligte Gewalt in ihren Wurzeln zu erschüttern; alle jene Bezauberungen der Einbildungskraft und der

Sinne, die furchtbaren Wachen eines rechtmäßigen Thrones, zu zerstören; alle jene unvertilgbaren Gefühle der Pflicht, die in der Brust des Unterthans für den gebornen Beherrscher so laut und so mächtig sprechen, mit gewaltsamer Hand zu vertilgen. Aber geblendet von dem Glanze einer Krone, bemerkte Wallenstein den Abgrund nicht, der zu seinen Füßen sich öffnete, und im vollen lebendigem Gefühle seiner Kraft, versäumte er — das gewöhnliche Loos starker und kühner Seelen — die Hindernisse gehörig zu würdigen, und in Berechnung zu bringen. Wallenstein sah nichts, als eine gegen den Hof theils gleichgültige, theils erbitterte Armee — eine Armee, die gewohnt war, seinem Ansehen mit blinder Unterwerfung zu huldigen, vor ihm, als ihrem Gesetzgeber und Richter, zu beben, seine Befehle, gleich den Aussprüchen des Schicksals, mit zitternder Ehrfurcht zu befolgen. In den übertriebenen Schmeicheleyen, womit man seiner Allgewalt huldigte, in den frechen Schmähungen gegen Hof und Regierung, die eine zügellose Soldateska sich erlaubte, und die wilde Rieuz des Lagers entschuldigte, glaubte er die wahren Gesinnungen der Armee zu vernehmen, und die Kühnheit, mit der man selbst die Handlungen des Monarchen zu tadeln wagte, bürgte ihm für die Bereitwilligkeit der Truppen, einem so sehr verachteten Oberherrn die Pflicht aufzukündigen. Aber, was er sich als etwas so Leichtes gedacht hatte, stand als der furchtbarste Gegner wider ihn auf; an dem Pflichtgefühle seiner Truppen scheiterten alle seine Berechnungen. Berauscht von dem Ansehen, das er über so meisterlose Scharen behauptete, schrieb er Alles auf Rechnung seiner persönlichen Größe, ohne zu unterscheiden, wie viel er sich selbst, und wie viel er der Würde dankte, die er bekleidete. Alles zitterte vor ihm, weil er eine rechtmäßige Gewalt ausübte, weil der Gehorsam gegen ihn Pflicht, weil sein Ansehen an die Majestät des Thrones be-

fertigt war. Größe für sich allein kann wohl Bewunderung und Schrecken, aber nur die legale Größe Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen. Und dieses entscheidenden Vortheils beraubte er sich selbst in dem Augenblicke, da er sich als einen Verbrecher entlarvte.

Der Feldmarschall von Illo übernahm es, die Gesinnungen der Commandeurs zu erforschen, und sie auf den Schritt, den man von ihnen erwartete, vorzubereiten. Er machte den Anfang damit, ihnen die neuesten Forderungen des Hofes an den General und die Armee vorzutragen; und durch die gehässige Wendung, die er denselben zu geben wußte, war es ihm leicht, den Zorn der ganzen Versammlung zu entflammen. Nach diesem wohlgewählten Eingange verbreitete er sich mit vieler Beredsamkeit über die Verdienste der Armee und des Feldherrn, und über den Undank, womit der Kaiser sie zu belohnen pflege. „Spanischer Einfluß," behauptete er, „leite alle Schritte des Hofes; das Ministerium stehe in spanischem Solde; nur der Herzog von Friedland habe bis jetzt dieser Tyranney widerstanden, und deßwegen den tödtlichsten Haß der Spanier auf sich geladen. Ihn vom Commando zu entfernen, oder ganz und gar wegzuräumen, fuhr er fort, war längst schon das eifrigste Ziel ihrer Bestrebungen, und bis es ihnen mit einem von beyden gelingt, sucht man seine Macht im Felde zu untergraben. Aus keinem andern Grunde ist man bemüht, dem König von Ungarn das Commando in die Hände zu spielen, bloß damit man diesen Prinzen als ein williges Organ fremder Eingebungen, nach Gefallen im Felde herumführen, die spanische Macht aber desto besser in Deutschland befestigen könne. Bloß um die Armee zu vermindern, begehrt man sechs tausend Mann für den Cardinal-Infanten; bloß um sie durch einen Winterfeldzug aufzureiben, dringt man auf die Wiedereroberung Regensburgs in der feindlichen Jahrszeit. Alle

Mittel zum Unterhalte erschwert man der Armee, während daß sich die Jesuiten und Minister mit dem Schweiße der Provinzen bereichern, und die für die Truppen bestimmten Gelder verschwenden. Der General bekennt sein Unvermögen, der Armee Wort zu halten, weil der Hof ihn im Stiche läßt. Für alle Dienste, die er innerhalb zwey und zwanzig Jahren dem Hause Oesterreich geleistet, für alle Mühseligkeiten, die er übernommen, für alle Reichthümer, die er in kaiserlichem Dienste von dem Seinigen zugesetzt, erwartet ihn eine zweyte schimpfliche Entlassung. — Aber er erklärt, daß er es dazu nicht kommen lassen will. Von freyen Stücken entsagt er dem Commando, ehe man es ihm mit Gewalt aus den Händen windet. Dieß ist es, fuhr der Redner fort, was er den Obersten durch mich entbiethet. Jeder frage sich nun selbst, ob es rathsam ist, einen solchen General zu verlieren. Jeder sehe nun zu, wer ihm die Summen ersetze, die er im Dienste des Kaisers aufgewendet, und wo er den verdienten Lohn seiner Tapferkeit ernte — wenn der dahin ist, unter dessen Augen er sie bewiesen hat.

Ein allgemeines Geschrey, daß man den General nicht ziehen lassen dürfe, unterbrach den Redner. Vier der Vornehmsten werden abgeordnet, ihm den Wunsch der Versammlung vorzutragen, und ihn flehentlich zu bitten, daß er die Armee nicht verlassen möchte. Der Herzog weigerte sich zum Scheine, und ergab sich erst nach einer zweyten Gesandtschaft. Diese Nachgiebigkeit von seiner Seite schien einer Gegengefälligkeit von der ihrigen werth. Da er sich anheischig machte, ohne Wissen und Willen der Commandeurs nicht aus dem Dienste zu treten, so forderte er von ihnen ein schriftliches Gegenversprechen, treu und fest an ihm zu halten, sich nimmer von ihm zu trennen oder trennen zu lassen, und für ihn den letzten Blutstropfen aufzusetzen. Wer sich von dem Bunde absondern würde, sollte für einen

treuvergessenen Verräther gelten, und von den Uebrigen als ein gemeinschaftlicher Feind behandelt werden. Die ausdrücklich angehängte Bedingung: „So lange Wallenstein die Armee zum Dienste des Kaisers gebrauchen würde," entfernte jede Mißdeutung, und keiner der versammelten Commandeurs trug Bedenken, einem so unschuldig scheinenden und so billigen Begehren seinen vollen Beyfall zu schenken.

Die Vorlesung dieser Schrift geschah unmittelbar vor einem Gastmahle, welches der Feldmarschall Illo ausdrücklich in dieser Absicht veranstaltet hatte; nach aufgehobener Tafel sollte die Unterzeichnung vor sich gehen. Der Wirth that das Seinige, die Besinnungskraft seiner Gäste durch starke Getränke abzustumpfen, und nicht eher, als bis er sie von Weindünsten taumeln sah, gab er ihnen die Schrift zur Unterzeichnung. Die Mehresten mahlten leichtsinnig ihren Nahmen hin, ohne zu wissen, was sie unterschrieben; nur einige Wenige, welche neugieriger oder mißtrauischer waren, durchliefen das Blatt noch ein Mahl, und entdeckten mit Erstaunen, daß die Clausel: „So lange Wallenstein die Armee zum Besten des Kaisers gebrauchen würde," hinweggelassen sey. Illo nähmlich hatte mit einem geschickten Taschenspielerkniff das erste Exemplar mit einem andern ausgetauscht, in dem jene Clausel fehlte. Der Betrug wurde laut, und Viele weigerten sich nun, ihre Unterschrift zu geben. Piccolomini, der den ganzen Betrug durchschaute, und bloß in der Absicht, dem Hofe davon Nachricht zu geben, an diesem Auftritte Theil nahm, vergaß sich in der Trunkenheit so, daß er die Gesundheit des Kaisers ausbrachte. Aber jetzt stand Graf Terzky auf, und erklärte alle für meineidige Schelme, die zurück treten würden. Seine Drohungen, die Vorstellung der unvermeidlichen Gefahr, der man durch längerer Weigerung ausgesetzt

war, das Beyſpiel der Menge und Illo's Beredſamkeit überwanden endlich ihre Bedenklichkeiten, und das Blatt wurde von jedem ohne Ausnahme unterzeichnet.

Wallenſtein hatte nun zwar ſeinen Zweck erreicht; aber die ganz unerwartete Widerſetzung der Commandeurs riß ihn auf ein Mahl aus dem lieblichen Wahne, in dem er bisher geſchwebt hatte. Zudem waren die mehreſten Nahmen ſo unleſerlich gekritzelt, daß man eine unredliche Abſicht dahinter vermuthen mußte. Anſtatt aber durch dieſen warnenden Wink des Schickſals zum Nachdenken gebracht zu werden, ließ er ſeine gereizte Empfindlichkeit in unwürdigen Klagen und Verwünſchungen überſtrömen. Er berief die Commandeurs am folgenden Morgen zu ſich, und übernahm es in eigener Perſon, den ganzen Inhalt des Vortrags zu wiederhohlen, welchen Illo den Tag vorher an ſie gehalten hatte. Nachdem er ſeinen Unwillen gegen den Hof in die bitterſten Vorwürfe und Schmähungen ausgegoſſen, erinnerte er ſie an ihre geſtrige Widerſetzlichkeit, und erklärte, daß er durch dieſe Entdeckung bewogen worden ſey, ſein Verſprechen zurück zu nehmen. Stumm und betreten entfernten ſich die Oberſten, erſchienen aber, nach einer kurzen Berathſchlagung im Vorzimmer, auf's Neue, den Vorfall von geſtern zu entſchuldigen, und ſich zu einer neuen Unterſchrift anzubiethen.

Jetzt fehlte nichts mehr, als auch von den ausgebliebenen Generalen entweder eine gleiche Verſicherung zu erhalten, oder ſich im Weigerungsfalle ihrer Perſonen zu bemächtigen. Wallenſtein erneuerte daher ſeine Einladung, und trieb ſie dringend an, ihre Ankunft zu beſchleunigen. Aber noch ehe ſie eintrafen, hatte ſie der Ruf bereits von dem Vorgange zu Pilſen unterrichtet, und ihre Eilfertigkeit plötzlich gehemmt. Altringer blieb unter dem Vorwande einer Krankheit in dem feſten Schloſſe Frauenberg liegen.

Gallas fand sich zwar ein, aber bloß um als Augenzeuge den Kaiser von der drohenden Gefahr desto besser unterrichten zu können. Die Aufschlüsse, welche er und Piccolomini gaben, verwandelten die Besorgnisse des Hofs auf ein Mahl in die schrecklichste Gewißheit. Aehnliche Entdeckungen, welche man zugleich an andern Orten machte, ließen keinem Zweifel mehr Raum, und die schnelle Veränderung der Commandanten-Stellen in Schlesien und Oesterreich schien auf eine höchst bedenkliche Unternehmung zu deuten. Die Gefahr war dringend, und die Hülfe mußte schnell seyn. Dennoch wollte man nicht mit Vollziehung des Urtheils beginnen, sondern streng nach Gerechtigkeit verfahren. Man erließ also an die vornehmsten Befehlshaber, deren Treue man sich versichert hielt, geheime Befehle, den Herzog von Friedland nebst seinen beyden Anhängern, Illo und Terzky, auf was Art es auch seyn möchte, zu verhaften und in sichere Verwahrung zu bringen, damit sie gehört werden und sich verantworten könnten. Sollte dieß aber auf so ruhigem Wege nicht zu bewirken seyn, so fordere die öffentliche Gefahr, sie todt oder lebendig zu greifen. Zugleich erhielt General Gallas ein offenes Patent, worin allen Obersten und Officieren diese kaiserliche Verfügung bekannt gemacht, die ganze Armee ihrer Pflichten gegen den Verräther entlassen, und, bis ein neuer Generalissimus aufgestellt seyn würde, an den General-Lieutenant von Gallas verwiesen wurde. Um den Verführten und Abtrünnigen die Rückkehr zu ihrer Pflicht zu erleichtern, und die Schuldigen nicht in Verzweiflung zu stürzen, bewilligte man eine gänzliche Amnestie über Alles, was zu Pilsen gegen die Majestät des Kaisers begangen worden war.

Dem General von Gallas war nicht wohl zu Muthe bey der Ehre, die ihm widerfuhr. Er befand sich zu Pilsen, unter den Augen desjenigen, dessen Schicksal er bey

ſich trug, in der Gewalt ſeines Feindes, der hundert Augen hatte, ihn zu beobachten. Entdeckte aber Wallenſtein das Geheimniß ſeines Auftrags, ſo konnte ihn nichts vor den Wirkungen ſeiner Rache und Verzweiflung ſchützen. War es ſchon bedenklich, einen ſolchen Auftrag auch nur zu verheimlichen, ſo war es noch weit mißlicher, ihn zur Vollziehung zu bringen. Die Geſinnungen der Commandeurs waren ungewiß, und es ließ ſich wenigſtens zweifeln, ob ſie ſich bereitwillig würden finden laſſen, nach dem einmahl gethanen Schritt den kaiſerlichen Verſicherungen zu trauen, und allen glänzenden Hoffnungen, die ſie auf Wallenſtein gebaut hatten, auf ein Mahl zu entſagen. Und dann, welch' ein gefährliches Wageſtück, Hand an die Perſon eines Mannes zu legen, der bis jetzt für unverletzlich geachtet, durch lange Ausübung der höchſten Gewalt, durch einen zur Gewohnheit gewordenen Gehorſam zum Gegenſtande der tiefſten Ehrfurcht geworden, und mit Allem, was äußere Majeſtät und innere Größe verleihen kann, bewaffnet war — deſſen Anblick ſchon ein knechtiſches Zittern einjagte, der mit einem Winke über Leben und Tod entſchied! Einen ſolchen Mann, mitten unter den Wachen, die ihn umgaben, in einer Stadt, die ihm gänzlich ergeben ſchien, wie einen gemeinen Verbrecher zu greifen, und den Gegenſtand einer ſo lang gewohnten tiefen Verehrung auf ein Mahl in einen Gegenſtand des Mitleidens oder des Spottes zu verwandeln, war ein Auftrag, der auch den Muthigſten zagen machte. So tief hatten ſich Furcht und Achtung vor ihm in die Bruſt ſeiner Soldaten gegraben, daß ſelbſt das ungeheure Verbrechen des Hochverraths dieſe Empfindungen nicht ganz entwurzeln konnte.

Gallas begriff die Unmöglichkeit, unter den Augen des Herzogs ſeinen Auftrag zu vollziehen, und ſein ſehnlichſter Wunſch war, ſich, ehe er einen Schritt zur Ausführung wagte, vorher mit Altringer zu beſprechen. Da das

lange Ausenbleiben des Letztern schon anfing Verdacht bey dem Herzog zu erregen; so erboth sich Gallas, sich in eigener Person nach Frauenberg zu verfügen, und Altringern, als seinen Verwandten, zur Herreise zu bewegen. Wallenstein nahm diesen Beweis seines Eifers mit so großem Wohlgefallen auf, daß er ihm seine eigene Equipage zur Reise hergab. Froh über die gelungene List, verließ Gallas ungesäumt Pilsen, und überließ es dem Grafen Piccolomini, Wallensteins Schritte zu bewachen; er selbst aber zögerte nicht, von dem kaiserlichen Patente, wo es nur irgend anging, Gebrauch zu machen, und die Erklärung der Truppen fiel günstiger aus, als er je hatte erwarten können. Anstatt seinen Freund nach Pilsen mit zurückzubringen, schickte er ihn vielmehr nach Wien, um den Kaiser gegen einen gedrohten Angriff zu schützen, und er selbst ging nach Oberösterreich, wo man von der Nähe des Herzogs Bernhard von Weimar die größte Gefahr besorgte. In Böhmen wurden die Städte Budweis und Tabor auf's Neue für den Kaiser besetzt, und alle Anstalten getroffen, den Unternehmungen des Verräthers schnell und mit Nachdruck zu begegnen.

Da auch Gallas an keine Rückkehr zu denken schien, so wagte es Piccolomini, die Leichtgläubigkeit des Herzogs noch ein Mahl auf die Probe zu stellen. Er bath sich von ihm die Erlaubniß aus, den Gallas zurückzuhohlen, und Wallenstein ließ sich zum zweyten Mahle überlisten. Diese unbegreifliche Blindheit wird uns nur als eine Tochter seines Stolzes erklärbar, der sein Urtheil über eine Person nie zurücknahm, und die Möglichkeit zu irren auch sich selbst nicht gestehen wollte. Auch den Grafen Piccolomini ließ er in seinem eigenen Wagen nach Linz bringen, wo dieser sogleich dem Beyspiele des Gallas folgte, und noch einen Schritt weiter ging. Er hatte Wallenstein versprochen

zurückzukehren; dieſes that er, aber an der Spitze einer Armee, um den Herzog in Pilſen zu überfallen. Ein anderes Heer eilte unter dem General von Suys nach Prag, um dieſe Hauptſtadt in kaiſerliche Pflichten zu nehmen, und gegen einen Angriff der Rebellen zu vertheidigen. Zugleich kündigt ſich Gallas allen zerſtreuten Armeen Oeſterreichs als den einzigen Chef an, von dem man nunmehr Befehle anzunehmen habe. In allen kaiſerlichen Lagern werden Placate ausgeſtreut, die den Herzog nebſt vier ſeiner Vertrauten für vogelfrey erklären, und die Armeen ihrer Pflichten gegen den Verräther entbinden.

Das zu Linz gegebene Beyſpiel findet allgemeine Nachahmung; man verflucht das Andenken des Verräthers, alle Armeen fallen von ihm ab. Endlich nachdem auch Piccolomini ſich nicht wieder ſehen läßt, fällt die Decke von Wallenſteins Augen, und ſchrecklich erwacht er aus ſeinem Traume. Doch auch jetzt glaubt er noch an die Wahrhaftigkeit der Sterne, und an die Treue der Armee. Gleich auf die Nachricht von Piccolomini's Abfall läßt er den Befehl bekannt machen, daß man in's Künftige keiner Ordre zu gehorchen habe, die nicht unmittelbar von ihm ſelbſt oder von Terzky und Illo herrühre. Er rüſtet ſich in aller Eile, um nach Prag aufzubrechen, wo er Willens iſt, endlich ſeine Maske abzuwerfen, und ſich öffentlich gegen den Kaiſer zu erklären. Vor Prag ſollten alle Truppen ſich verſammeln, und von da aus mit Blitzesſchnelligkeit über Oeſterreich herſtürzen. Herzog Bernhard, der in die Verſchwörung gezogen worden, ſollte die Operationen des Herzogs mit ſchwediſchen Truppen unterſtützen, und eine Diverſion an der Donau machen. Schon eilte Terzky nach Prag voraus, und nur Mangel an Pferden hinderte den Herzog, mit dem Reſte der treugebliebenen Regimenter nachzufolgen. Aber indem er mit der geſpannteſten Erwartung den Nachrich-

ten von Prag entgegen ſieht, erfähret er den Verluſt dieſer Stadt, erfährt er den Abfall ſeiner Generale, die Deſertion ſeiner Truppen, die Enthüllung ſeines ganzen Complotts, den eilfertigen Anmarſch des Piccolomini, der ihm den Untergang geſchworen. Schnell und ſchrecklich ſtürzen alle ſeine Entwürfe zuſammen, täuſchen ihn alle ſeine Hoffnungen. Einſam ſteht er da, verlaſſen von Allen, denen er Gutes that, verrathen von Allen, auf die er baute. Aber ſolche Lagen ſind es, die den großen Charakter erproben. In allen ſeinen Erwartungen hintergangen, entſagt er keinem einzigen ſeiner Entwürfe; nichts gibt er verloren, weil er ſich ſelbſt noch übrig bleibt. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er des ſo oft verlangten Beyſtandes der Schweden und der Sachſen bedurfte, und wo aller Zweifel in die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen verſchwand. Und jetzt, nachdem Oxenſtierna und Arnheim ſeinen ernſtlichen Vorſatz und ſeine Noth erkannten, bedachten ſie ſich auch nicht länger, die günſtige Gelegenheit zu benutzen, und ihm ihren Schutz zuzuſagen. Von ſächſiſcher Seite ſollte ihm Herzog Franz Albert von Sachſen-Lauenburg vier tauſend, von ſchwediſcher Herzog Bernhard und Pfalzgraf Chriſtian von Birkenfeld ſechs tauſend Mann geprüfter Truppen zuführen. Wallenſtein verließ Pilſen mit dem Terzky'ſchen Regimente und den Wenigen, die ihm treu geblieben waren, oder ſich doch ſtellten, es zu ſeyn, und eilte nach Eger an die Grenze des Königreichs, um der Oberpfalz näher zu ſeyn, und die Vereinigung mit Herzog Bernhard zu erleichtern. Noch war ihm das Urtheil nicht bekannt, das ihn als einen öffentlichen Feind und Verräther erklärte; erſt zu Eger ſollte ihn dieſer Donnerſtrahl treffen. Noch rechnete er auf eine Armee, die General Schafgotſch in Schleſien für ihn bereit hielt, und ſchmeichelte ſich noch immer mit der Hoffnung, daß Viele, ſelbſt von denen, die längſt von ihm abgefallen waren, beym

ersten Schimmer seines wieder auflebenden Glückes, zu ihm umkehren würden. Selbst auf der Flucht nach Eger — so wenig hatte die niederschlagende Erfahrung seinen verwegenen Muth gebändigt — beschäftigte ihn noch der ungeheure Entwurf, den Kaiser zu entthronen. Unter diesen Umständen geschah es, daß einer aus seinem Gefolge sich die Erlaubniß ausbath, ihm einen Rath zu ertheilen. »Beym Kaiser,« fing er an, »sind Eure fürstlichen Gnaden ein gewisser, ein großer und hoch ästimirter Herr; beym Feinde sind Sie noch ein ungewisser König. Es ist aber nicht weise gehandelt, das Gewisse zu wagen für das Ungewisse. Der Feind wird sich Euer Gnaden Person bedienen, weil die Gelegenheit günstig ist; Ihre Person aber wird ihm immer verdächtig seyn, und stets wird er fürchten, daß Sie auch ihm ein Mahl thun möchten, wie jetzt dem Kaiser. Deßwegen kehren Sie um, dieweil es noch Zeit ist.« — Und wie ist da noch zu helfen?« fiel der Herzog ihm in's Wort. — »Sie haben,« erwiederte jener, »vierzig tausend Armirte (Ducaten mit geharnischten Männern) in der Truhen. Die nehmen Sie in die Hand, und reisen geraden Weges damit an den kaiserlichen Hof. Dort erklären Sie, daß Sie alle bisherigen Schritte bloß gethan, die Treue der kaiserlichen Diener auf die Probe zu stellen, und die Redlichgesinnten von den Verdächtigen zu unterscheiden. Und da nun die Meisten sich zum Abfalle geneigt bewiesen; so seyen Sie jetzt gekommen, Seine kaiserliche Majestät vor diesen gefährlichen Menschen zu warnen. So werden Sie jeden zum Verräther machen, der Sie jetzt zum Schelm machen will. Am kaiserlichen Hofe wird man Sie, mit den vierzig tausend Armirten gewißlich willkommen heißen, und Sie werden wieder der erste Friedländer werden.« — »Der Vorschlag ist gut,« antwortete Wallenstein nach einigem Nachdenken; »aber der Teufel traue!«

Indem der Herzog, von Eger aus, die Unterhandlungen

mit dem Feinde lebhaft betrieb, die Sterne befragte, und frischen Hoffnungen Raum gab, wurde beynahe unter seinen Augen der Dolch geschliffen, der seinem Leben ein Ende machte. Der kaiserliche Urtheilsspruch, der ihn für vogelfrey erklärte, hatte seine Wirkung nicht verfehlt, und die rächende Nemesis wollte, daß der Undankbare unter den Streichen des Undanks erliegen sollte. Unter seinen Officieren hatte Wallenstein einen Irländer, Nahmens Leßlie, mit vorzüglicher Gunst beehrt, und das ganze Glück dieses Mannes gegründet. Eben dieser war es, der sich bestimmt und berufen fühlte, das Todesurtheil an ihm zu vollstrecken, und den blutigen Lohn zu verdienen. Nicht so bald war dieser Leßlie im Gefolge des Herzogs zu Eger angelangt, als er dem Commandanten dieser Stadt, Obersten Buttler, und dem Oberstlieutenant Gordon, zweyen protestantischen Schottländern, alle schlimmen Anschläge des Herzogs entdeckte, welche ihm dieser Unbesonnene auf der Herreise vertraut hatte. Leßlie fand hier zwey Männer, die eines Entschlusses fähig waren. Man hatte die Wahl zwischen Verrätherey und Pflicht, zwischen dem rechtmäßigen Herrn und einem flüchtigen, allgemein verlassenen Rebellen. Wiewohl der Letztere der gemeinschaftliche Wohlthäter war, so konnte die Wahl doch keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Man verbindet sich fest und feyerlich zur Treue gegen den Kaiser, und diese fordert die schnellsten Maßregeln gegen den öffentlichen Feind. Die Gelegenheit ist günstig, und sein böser Genius hat ihn von selbst in die Hände der Rache geliefert. Um jedoch der Gerechtigkeit nicht in ihr Amt zu greifen, beschließt man, ihr das Opfer lebendig zuzuführen, und man scheidet von einander mit dem gewagten Enschlusse, den Feldherrn gefangen zu nehmen. Tiefes Geheimniß umhüllt dieses schwarze Complott, und Wallenstein, ohne Ahnung des ihm so nahe schwebenden Verderbens, schmeichelt sich viel-

mehr, in der Besatzung von Eger seine tapfersten und treusten Verfechter zu finden.

Um eben diese Zeit werden ihm die kaiserlichen Patente überbracht, die sein Urtheil enthalten, und in allen Lägern gegen ihn bekannt gemacht sind. Er erkennt jetzt die ganze Größe der Gefahr, die ihn umlagert, die gänzliche Unmöglichkeit der Rückkehr, seine fürchterlich verlassene Lage, die Nothwendigkeit, sich auf Treu und Glauben dem Feinde zu überliefern. Gegen Leßlie ergießt sich der ganze Unmuth seiner verwundeten Seele, und die Heftigkeit des Affects entreißt ihm das letzte noch übrige Geheimniß. Er entdeckt diesem Officier seinen Entschluß, Eger und Elnbogen, als die Päße des Königreichs, dem Pfalzgrafen von Birkenfeld einzuräumen, und unterrichtet ihn zugleich von der nahen Ankunft des Herzogs Bernhard in Eger, wovon er noch in eben dieser Nacht durch einen Eilbothen benachrichtigt worden. Diese Entdeckung, welche Leßlie seinen Mitverschwornen auf's Schleunigste mittheilt, ändert ihren ersten Entschluß. Die dringende Gefahr erlaubt keine Schonung mehr. Eger konnte jeden Augenblick in feindliche Hände fallen, und eine schnelle Revolution ihren Gefangenen in Freyheit setzen. Diesem Unglück zuvor zu kommen, beschließen sie, ihn sammt seinen Vertrauten in der folgenden Nacht zu ermorden.

Damit dieß mit um so weniger Geräusch geschehen möchte, sollte die That bey einem Gastmahle vollzogen werden, welches der Oberst Buttler auf dem Schlosse zu Eger veranstaltete. Die andern Alle erschienen, nur Wallenstein, der viel zu bewegt war, um in fröhliche Gesellschaft zu taugen, ließ sich entschuldigen. Man mußte also, in Ansehung seiner, den Plan abändern; gegen die Andern aber beschloß man der Abrede gemäß zu verfahren. In sorgloser Sicherheit erschienen die drey Obersten Illo, Terzky und Wilhelm Kinsky, und mit ihnen Rittmeister Neumann, ein Offi-

cier voll Fähigkeit, deſſen ſich Terzky bey jedem verwickelten Geſchäfte, welches Kopf erforderte, zu bedienen pflegte. Man hatte vor ihrer Ankunft die zuverläſſigſten Soldaten aus der Beſatzung, welche mit in das Complott gezogen waren, in das Schloß eingenommen, alle Ausgänge aus demſelben wohl beſetzt, und in einer Kammer neben dem Speiſeſaal ſechs Buttler'ſche Dragoner verborgen, die auf ein verabredetes Signal hervorbrechen, und die Verräther niederſtoßen ſollten. Ohne Ahnung der Gefahr, die über ihrem Haupte ſchwebte, überließen ſich die ſorgloſen Gäſte den Vergnügungen der Mahlzeit, und Wallenſteins, nicht mehr des kaiſerlichen Dieners, ſondern des ſouveränen Fürſten, Geſundheit wurde aus vollen Bechern getrunken, der Wein öffnete ihnen die Herzen, und Illo entdeckte mit vielem Uebermuthe, daß in drey Tagen eine Armee daſtehen werde, dergleichen Wallenſtein niemahls angeführt habe. — „Ja, fiel Neumann ein, und dann hoffe er, ſeine Hände in der Oeſterreicher Blut zu waſchen.“ Unter dieſen Reden wird das Deſert aufgetragen, und nun gibt Leßlie das verabredete Zeichen, die Aufzugbrücke zu ſperren, und nimmt ſelbſt alle Thorſchlüſſel zu ſich. Auf ein Mahl füllt ſich der Speiſeſaal mit Bewaffneten an, die ſich mit dem unerwarteten Gruße: Vivat Ferdinandus! hinter die Stühle der bezeichneten Gäſte pflanzen. Beſtürzt und mit einer übeln Ahnung ſpringen alle Vier zugleich von der Tafel auf. Kinsky und Terzky werden ſogleich erſtochen, ehe ſie ſich zur Wehre ſetzen können; Neumann allein findet Gelegenheit, während der Verwirrung in den Hof zu entwiſchen, wo er aber von den Wachen erkannt, und ſogleich niedergemacht wird. Nur Illo hatte Gegenwart des Geiſtes genug, ſich zu vertheidigen. Er ſtellte ſich an ein Fenſter, von wo er dem Gordon ſeine Verrätherey unter den bitterſten Schmähungen vorwarf, und ihn aufforderte, ſich ehrlich und ritterlich mit

ihm zu ſchlagen. Erſt nach der tapferſten Gegenwehr, nachdem er zwey ſeiner Feinde todt dahin geſtreckt, ſank er, überwältigt von der Zahl und von zehn Stichen durchbohrt, zu Boden. Gleich nach vollbrachter That eilte Leßlie nach der Stadt, um einem Aufſauf zuvor zu kommen. Als die Schildwachen am Schloßthor ihn außer Athem daher rennen ſahen, feuerten ſie, in dem Wahne, daß er mit zu den Rebellen gehöre, ihre Flinten auf ihn ab, doch ohne ihn zu treffen. Aber dieſe Schüſſe brachten die Wachen in der Stadt in Bewegung, und Leßlie's ſchnelle Gegenwart war nöthig, ſie zu beruhigen. Er entdeckte ihnen nunmehr umſtändlich den ganzen Zuſammenhang der Friedländiſchen Verſchwörung, und die Maßregeln, die dagegen bereits getroffen worden, das Schickſal der vier Rebellen, ſo wie dasjenige, welches den Anführer ſelbſt erwartete. Als er ſie bereitwillig fand, ſeinem Vorhaben beyzutreten, nahm er ihnen auf's Neue einen Eid ab, dem Kaiſer getreu zu ſeyn, und für die gute Sache zu leben und zu ſterben. Nun wurden hundert Buttler'ſche Dragoner von der Burg aus in die Stadt eingelaſſen, die alle Straßen durchreiten mußten, um die Anhänger des Herzogs im Zaume zu halten, und jedem Tumulte vorzubeugen. Zugleich beſetzte man alle Thore der Stadt Eger, und jeden Zugang zum Friedländiſchen Schloſſe, das an den Markt ſtieß, mit einer zahlreichen und zuverläſſigen Mannſchaft, daß der Herzog weder entkommen, noch Hülfe von außen erhalten konnte.

Bevor man aber zur Ausführung ſchritt, wurde von den Verſchwornen auf der Burg noch eine lange Berathſchlagung gehalten, ob man ihn wirklich ermorden, oder ſich nicht lieber begnügen ſollte, ihn gefangen zu nehmen. Beſpritzt mit Blut, und gleichſam auf den Leichen ſeiner erſchlagenen Genoſſen, ſchuderten dieſe wilden Seelen zurück vor der Gräuelthat, ein ſo merkwürdiges Leben zu enden. Sie ſahen ihn,

den Führer in der Schlacht, in ſeinen glücklichen Tagen, umgeben von ſeiner ſiegenden Armee, im vollen Glanz ſeiner Herrſchergröße; und noch einmahl ergriff die langgewohnte Furcht ihre zagenden Herzen. Doch bald erſtickt die Vorſtellung der dringenden Gefahr dieſe flüchtige Regung. Man erinnert ſich der Drohungen, welche Neumann und Illo bey der Tafel ausgeſtoßen; man ſieht die Sachſen und Schweden ſchon in der Nähe von Eger mit einer furchtbaren Armee, und keine Rettung, als in dem ſchleunigen Untergange des Verräthers. Es bleibt alſo bey dem erſten Entſchluß, und der ſchon bereit gehaltene Mörder Hauptmann Deveroux, ein Irländer, erhält den blutigen Befehl.

Während das jene Drey auf der Burg von Eger ſein Schickſal beſtimmten, beſchäftigte ſich Wallenſtein in einer Unterredung mit Seni, es in den Sternen zu leſen. „Die Gefahr iſt noch nicht vorüber,“ ſagte der Aſtrolog mit prophetiſchem Geiſte. „Sie iſt es,“ ſagte der Herzog, der an dem Himmel ſelbſt ſeinen Willen wollte durchgeſetzt haben. „Aber daß Du mit nächſtem wirſt in den Kerker geworfen werden,“ fuhr er mit gleich prophetiſchem Geiſte fort, „das, Freund Seni, ſteht in den Sternen geſchrieben!“ Der Aſtrolog hatte ſich beurlaubt, und Wallenſtein war zu Bette, als Hauptmann Deveroux mit ſechs Hellebardierern vor ſeiner Wohnung erſchien, und von der Wache, der es nichts Außerordentliches war, ihn zu einer ungewöhnlichen Zeit bey dem General aus und eingehen zu ſehen, ohne Schwierigkeit eingelaſſen wurde. Ein Page, der ihm auf der Treppe begegnet, und Lärm machen will, wird mit einer Picke durchſtochen. In dem Vorzimmer ſtoßen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemache ſeines Herrn tritt, und den Schlüſſel zu demſelben ſo eben abgezogen hat. Den Finger auf den Mund legend, bedeutet ſie der erſchrockene Sclave, keinen Lärm zu machen; weil der Herzog eben ein-

geſchlafen ſey. „Freund,“ ruft Deveroux ihn an, „jetzt iſt es Zeit zu lärmen.“ Unter dieſen Worten rennt er gegen die verſchloſſene Thür, die auch von innen verriegelt iſt, und ſprengt ſie mit einem Fußtritte.

Wallenſtein war durch den Knall, den eine losgehende Flinte erregte, aus dem erſten Schlafe aufgepocht worden, und an's Fenſter geſprungen, um der Wache zu rufen. In dieſem Augenblicke hörte er aus den Fenſtern des anſtoßenden Gebäudes das Heulen und Wehklagen der Gräfinnen Terzky und Kinsky, die ſo eben von dem gewaltſamen Tode ihrer Männer benachrichtigt worden. Ehe er Zeit hatte, dieſem ſchrecklichen Vorfalle nachzudenken, ſtand Deveroux mit ſeinen Mordgehülfen im Zimmer. Er war noch im bloßen Hemde, wie er aus dem Bette geſprungen war, zunächſt an dem Fenſter an einen Tiſch gelehnt. „Biſt Du der Schelm,“ ſchreyt Deveroux ihn an, „der des Kaiſers Volk zu dem Feinde überführen, und Seiner Majeſtät die Krone vom Haupte herunter reißen will? Jetzt mußt du ſterben.“ Er hält einige Augenblicke inne, als ob er eine Antwort erwartete; aber Ueberraſchung und Trotz verſchließen Wallenſteins Mund. Die Arme weit aus einander breitend, empfängt er vorn in der Bruſt den tödtlichen Stoß der Partiſane, und fällt dahin in ſeinem Blut, ohne einen Laut auszuſtoßen.

Den Tag darauf langt ein Expreſſer von dem Herzog von Lauenburg an, der die nahe Ankunft dieſes Prinzen berichtet. Man verſichert ſich ſeiner Perſon, und ein anderer Lakey wird in Friedländiſcher Livree an den Herzog abgeſchickt, ihn nach Eger zu locken. Die Liſt gelingt, und Franz Albert überliefert ſich ſelbſt den Händen der Feinde. Wenig fehlte, daß Herzog Bernhard von Weimar, der ſchon auf der Reiſe nach Eger begriffen war, nicht ein ähnliches Schickſal erfahren hätte. Zum Glücke erhielt er von Wal-

lenſtein's Untergang noch früh genug Nachricht, um ſich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr zu entreißen. Ferdinand weihte dem Schickſale ſeines Generals eine Thräne, und ließ für die Ermordeten zu Wien drey tauſend Seelenmeſſen leſen; zugleich aber vergaß er nicht, die Mörder mit goldenen Gnadenketten, Kammerherrnſchlüſſeln, Dignitäten und Rittergütern zu belohnen.

So endigte Wallenſtein, in einem Alter von fünfzig Jahren, ſein thatenreiches und außerordentliches Leben; durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Ehrſucht geſtürzt, bey allen ſeinen Mängeln noch groß und bewundernswerth, unübertrefflich, wenn er Maß gehalten hätte. Die Tugenden des Herrſchers und Helden, Klugheit, Gerechtigkeit, Feſtigkeit und Muth, regen in ſeinem Charakter koloſſalisch hervor; aber ihm fehlten die ſanftern Tugenden des Menſchen, die den Helden zieren, und dem Herrſcher Liebe erwerben. Furcht war der Talisman, durch den er wirkte; ausſchweifend im Strafen, wie im Belohnen wußte er den Eifer ſeiner Untergebenen in immerwährender Spannung zu erhalten, und gehorcht zu ſeyn wie er, kannte kein Feldherr in mittlern und neuern Zeiten ſich rühmen. Mehr als Tapferkeit galt ihm die Unterwürfigkeit gegen ſeine Befehle; weil durch jene nur der Soldat, durch dieſe der Feldherr handelt. Er übte die Folgſamkeit der Truppen durch eigenſinnige Verordnungen, und belohnte die Willigkeit, ihm zu gehorchen, auch in Kleinigkeiten, mit Verſchwendung; weil er den Gehorſam höher als den Gegenſtand ſchätzte. Einmahl ließ er bey Lohnſtrafe verbiethen, daß in der ganzen Armee keine andere, als rothe Feldbinden getragen werden ſollten. Ein Rittmeiſter hatte dieſen Befehl kaum vernommen, als er ſeine mit Gold durchwirkte Feldbinde abnahm, und mit Füßen trat. Wallenſtein, dem man es hinterbrachte, machte ihn auf der Stelle zum Oberſten. Stets

war ſein Blick auf das Ganze gerichtet, und bey allem Scheine der Willkühr verlor er doch nie den Grundſatz der Zweckmäßigkeit aus den Augen. Die Räubereyen der Soldaten im Freundes-Land hatten geſchärfte Verordnungen gegen die Marodeurs veranlaßt, und der Strang war jedem gedroht, den man auf einem Diebſtahle betreten würde. Da geſchah es, daß Wallenſtein ſelbſt einem Soldaten auf dem Felde begegnete, den er ununterſucht als einen Uebertreter des Geſetzes ergreifen ließ, und mit dem gewöhnlichen Donnerwort, gegen welches keine Einwendung Statt fand: „Laß die Beſtie hängen,“ zum Galgen verdammte. Der Soldat betheuert und beweiſt ſeine Unſchuld — aber die unwiderrufliche Sentenz iſt heraus. „So hänge man dich unſchuldig,“ ſagte der Unmenſchliche; „deſto gewiſſer wird der Schuldige zittern.“ Schon macht man die Anſtalten, dieſen Befehl zu vollziehen, als der Soldat, der ſich ohne Rettung verloren ſieht, den verzweifelten Entſchluß faßte, nicht ohne Rache zu ſterben. Wüthend fällt er ſeinen Richter an, wird aber, ehe er ſeinen Vorſatz ausführen kann, von der überlegenen Anzahl entwaffnet. „Jetzt laßt ihn laufen,“ ſagte der Herzog. „Es wird Schrecken genug erregen.“ — Seine Freygebigkeit wurde durch unermeßliche Einkünfte unterſtützt, welche jährlich auf drey Millionen geſchätzt wurden, die ungeheuern Summen nicht gerechnet, die er unter dem Nahmen von Brandſchatzungen zu erpreſſen wußte. Sein freyer Sinn und heller Verſtand erhob ihn über die Religionsvorurtheile ſeines Jahrhunderts, und die Jeſuiten vergaben es ihm nie, daß er ihr Syſtem durchſchaute, und in dem Papſte nichts als einen römiſchen Biſchof ſah.

Aber, wie ſchon ſeit Samuels des Propheten Tagen keiner, der ſich mit der Kirche entzweyte, ein glückliches Ende nahm, ſo vermehrte auch Wallenſtein die Zahl ihrer Opfer. Durch Mönchsintriguen verlor er zu Regensburg den

Commandostab, und zu Eger das Leben; durch mönchische Künste verlor er vielleicht, was mehr war als Beydes, seinen ehrlichen Nahmen und seinen guten Ruf vor der Nachwelt. Denn endlich muß man, zur Steuer der Gerechtigkeit, gestehen, daß es nicht ganz treue Federn sind, die uns die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes überliefert haben; daß die Verrätherey des Herzogs und sein Entwurf auf die böhmische Krone sich auf keine streng bewiesene Thatsache, bloß auf wahrscheinliche Vermuthungen gründen. Noch hat sich das Document nicht gefunden, das uns die geheimen Triebfedern seines Handelns mit historischer Zuverlässigkeit aufdeckte, und unter seinen öffentlichen, allgemein beglaubigten Thaten ist keine, die nicht endlich aus einer unschuldigen Quelle könnte geflossen seyn. Viele seiner getadeltsten Schritte beweisen bloß seine ernstliche Neigung zum Frieden; die meisten Andern erklärt und entschuldigt das gerechte Mißtrauen gegen den Kaiser, und das verzeihliche Bestreben, seine Wichtigkeit zu behaupten. Zwar zeugt sein Betragen gegen den Churfürsten von Baiern von einer unedlen Rachsucht und einem unversöhnlichen Geiste; aber keine seiner Thaten berechtigt uns, ihn der Verrätherey für überwiesen zu halten. Wenn endlich Noth und Verzweiflung ihn antrieben, das Urtheil wirklich zu verdienen, das gegen den Unschuldigen gefällt war; so kann dieses dem Urtheile selbst nicht zur Rechtfertigung gereichen; so fiel Wallenstein, nicht weil er Rebell war, sondern er rebellirte, weil er fiel. Ein Unglück für den Lebenden, daß er eine siegende Partey sich zum Feinde gemacht hatte — ein Unglück für den Todten, daß ihn dieser Feind überlebte, und seine Geschichte schrieb.

Fünftes Buch.

Wallenſtein's Tod machte einen neuen Generaliſſimus nothwendig, und der Kaiſer gab nun endlich dem Zureden der Spanier nach, ſeinen Sohn Ferdinand, König von Ungarn, zu dieſer Würde zu erheben. Unter ihm führte der Graf von Gallas das Commando, der die Functionen des Feldherrn ausübte, während daß der Prinz dieſen Poſten eigentlich nur mit ſeinem Nahmen und Anſehen ſchmückte. Bald ſammelt ſich eine beträchtliche Macht unter Ferdinands Fahnen, der Herzog von Lothringen führt ihm in Perſon Hülfsvölker zu, und aus Italien erſcheint der Cardinal-Infant mit zehn tauſend Mann, ſeine Armee zu verſtärken. Um den Feind von der Donau zu vertreiben, unternimmt der neue Feldherr, was man von ſeinem Vorgänger nicht hatte erhalten können, die Belagerung der Stadt Regensburg. Umſonſt dringt Herzog Bernhard von Weimar in das Innerſte von Baiern, um den Feind von dieſer Stadt wegzulocken; Ferdinand betreibt die Belagerung mit ſtandhaftem Ernſte, und die Reichsſtadt öffnete ihm, nach der hartnäckigſten Gegenwehr, die Thore. Donauwerth trifft bald darauf ein ähnliches Schickſal, und nun wird Nördlingen in Schwaben belagert. Der Verluſt ſo vieler Reichsſtädte mußte der ſchwediſchen Parkey um ſo empfindlicher fallen, da die Freundſchaft dieſer Städte für das Glück ihrer Waffen bis jetzt ſo entſcheidend war, alſo Gleichgültigkeit gegen das Schickſal derſelben um ſo weniger verantwortet werden konnte. Es gereichte ihnen zur unauslöſchlichen Schan-

de, ihre Bundesgenoſſen in der Noth zu verlaſſen, und der Rachſucht eines unverſöhnlichen Siegers Preis zu geben. Durch dieſe Gründe bewogen, ſetzt ſich die ſchwediſche Armee, unter der Anführung Horns und Bernhards von Weimar, nach Nördlingen in Bewegung, entſchloſſen, wenn es eine Schlacht koſten ſollte, die Stadt zu entſetzen.

Das Unternehmen war mißlich, da die Macht des Feindes der ſchwediſchen merklich überlegen war, und die Klugheit rieth um ſo mehr an, unter dieſen Umſtänden nicht zu ſchlagen, da die feindliche Macht ſich in kurzer Zeit trennen mußte, und die Beſtimmung der italieniſchen Truppen ſie nach den Niederlanden rief. Man konnte indeſſen eine ſolche Stellung erwählen, daß Nördlingen gedeckt und dem Feinde die Zufuhr genommen wurde. Alle dieſe Gründe machte Guſtav Horn in dem ſchwediſchen Kriegsrathe geltend; aber ſeine Vorſtellungen fanden keinen Eingang bey Gemüthern, die, von einem langen Kriegsglücke trunken, in den Rathſchlägen der Klugheit nur die Stimme der Furcht zu vernehmen glaubten. Von dem höhern Anſehen Herzog Bernhards überſtimmt, mußte ſich Guſtav Horn wider Willen zu einer Schlacht entſchließen, deren unglücklichen Ausgang ihm eine ſchwarze Ahnung ſchon vorher verkündigte.

Das ganze Schickſal des Treffens ſchien von Beſetzung einer Anhöhe abzuhängen, die das kaiſerliche Lager beherrſchte. Der Verſuch, dieſelbe noch in der Nacht zu erſteigen, war mißlungen; weil der mühſame Transport des Geſchützes durch Hohlwege und Gehölze den Marſch der Truppen verzögerte. Als man gegen die Mitternachtſtunde davor erſchien, hatte der Feind die Anhöhe ſchon beſetzt, und durch ſtarke Schanzen vertheidigt. Man erwartete alſo den Anbruch des Tages, um ſie im Sturme zu erſteigen. Die ungeſtüme Tapferkeit der Schweden machte ſich durch alle Hinderniſſe Bahn, die mondförmigen Schanzen werden von jeder der dazu comman-

dirten Brigaden glücklich erstiegen; aber da beyde zu gleicher Zeit von entgegengesetzten Seiten in die Verschanzungen dringen, so treffen sie gegen einander und verwirren sich. In diesem unglücklichen Augenblicke geschieht es, daß ein Pulverfaß in die Luft fliegt, und unter den schwedischen Völkern die größte Unordnung anrichtet. Die kaiserliche Reiterey bricht in die zerrissenen Glieder, und die Flucht wird allgemein. Kein Zureden ihres Generals kann die Fliehenden bewegen, den Angriff zu erneuern.

Er entschließt sich also, um diesen wichtigen Posten zu behaupten, frische Völker dagegen anzuführen; aber indessen haben einige spanische Regimenter ihn besetzt, und jeder Versuch, ihn zu erobern, wird durch die heldenmüthige Tapferkeit dieser Truppen vereitelt. Ein von Bernhard herbeygeschicktes Regiment setzt sieben Mahl an, und sieben Mahl wird es zurückgetrieben. Bald empfindet man den Nachtheil, sich dieses Postens nicht bemächtigt zu haben. Das Feuer des feindlichen Geschützes von der Anhöhe richtet auf dem angrenzenden Flügel der Schweden eine fürchterliche Niederlage an, daß Gustav Horn, der ihn anführt, sich zum Rückzuge entschließen muß. Anstatt diesen Rückzug seines Gehülfen decken, und den nachsetzenden Feind aufhalten zu können, wird Herzog Bernhard selbst von der überlegenen Macht des Feindes in die Ebene herabgetrieben, wo seine flüchtige Reiterey die Horn'schen Völker mit in Verwirrung bringt, und Niederlage und Flucht allgemein macht. Beynahe die ganze Infanterie wird gefangen oder niedergehauen; mehr als zwölf tausend Mann blieben todt auf dem Wahlplatze; achtzig Kanonen, gegen vier tausend Wagen und dreyhundert Standarten und Fahnen fallen in kaiserliche Hände. Gustav Horn selbst geräth nebst drey andern Generalen in die Gefangenschaft. Herzog Bernhard rettet mit Mühe

einige schwache Trümmer der Armee, die sich erst zu Frankfurt wieder unter seine Fahnen versammeln.

Die Nördlinger Niederlage kostete dem Reichskanzler die zweyte schlaflose Nacht in Deutschland. Unübersehbar groß war der Verlust, den sie nach sich zog. Die Ueberlegenheit im Felde war nun auf ein Mahl für die Schweden verloren, und mit ihr das Vertrauen aller Bundesgenossen, die man ohnehin nur dem bisherigen Kriegsglücke verdankte. Eine gefährliche Trennung drohte dem ganzen protestantischen Bunde den Untergang. Furcht und Schrecken ergriffen die ganze Partey, und die katholische erhob sich mit übermüthigem Triumphe aus ihrem tiefen Verfalle. Schwaben und die nächsten Kreise empfanden die ersten Folgen der Nördlinger Niederlage, und Würtemberg besonders wurde von der siegenden Armee überschwemmt. Alle Mitglieder des Heilbronn'schen Bundes zitterten vor der Rache des Kaisers; was fliehen konnte, rettete sich nach Straßburg, und die hülflosen Reichsstädte erwarteten mit Bangigkeit ihr Schicksal. Etwas mehr Mäßigung gegen die Besiegten würde alle diese schwächern Stände unter die Herrschaft des Kaisers zurückgeführt haben. Aber die Härte, die man auch gegen diejenigen bewies, welche sich freywillig unterwarfen, brachte die Uebrigen zur Verzweiflung, und ermunterte sie zu dem thätigsten Widerstande.

Alles suchte in dieser Verlegenheit Rath und Hülfe bey Oxenstierna; Oxenstierna suchte sie bey den deutschen Ständen. Es fehlte an Armeen, es fehlte an Geld, neue aufzurichten, und den alten die ungestüm geforderten Rückstände zu bezahlen. Oxenstierna wendet sich an den Churfürsten von Sachsen, der die schwedische Sache verläßt, um mit dem Kaiser zu Pirna über den Frieden zu tractiren. Er spricht die niedersächsischen Stände um Beystand an; diese, schon längst der schwedischen Geldforderungen und Ansprüche müde, sorgen jetzt bloß für sich selbst, und der Herzog Georg

von Lüneburg, anſtatt dem obern Deutſchlande zu Hülfe zu eilen, belagert Minden, um es für ſich ſelbſt zu behalten. Von ſeinen deutſchen Alliirten hülflos gelaſſen, bemüht ſich der Kanzler um den Beyſtand auswärtiger Mächte. England, Holland, Venedig werden um Geld, um Truppen angeſprochen, und von der äußerſten Noth getrieben, entſchließt er ſich endlich zu dem lange vermiedenen ſauern Schritt, ſich Frankreich in die Arme zu werfen.

Endlich war der Zeitpunct erſchienen, welchem Richelieu längſt mit ungeduldiger Sehnſucht entgegen blickte. Nur die völlige Unmöglichkeit, ſich auf einem andern Wege zu retten, konnte die proteſtantiſchen Stände Deutſchlands vermögen, die Anſprüche Frankreichs auf das Elſaß zu unterſtützen. Dieſer äußerſte Nothfall war jetzt vorhanden; Frankreich war unentbehrlich, und es ließ ſich den lebhaften Antheil, den es von jetzt an dem deutſchen Kriege nahm, mit einem theuern Preiſe bezahlen. Voll Glanz und Ehre betrat es jetzt den politiſchen Schauplatz. Schon hatte Oxenſtierna, dem es wenig koſtete, Deutſchlands Rechte und Beſitzungen zu verſchenken, die Reichsfeſtung Philippsburg und die noch übrigen verlangten Plätze an Richelieu abgetreten; jetzt ſchickten die oberdeutſchen Proteſtanten auch in ihrem Nahmen eine eigene Geſandtſchaft ab, das Elſaß, die Feſtung Breyſach (die erſt erobert werden ſollte) und alle Plätze am Oberrhein, die der Schlüſſel zu Deutſchland waren, unter franzöſiſchen Schutz zu geben. Was der franzöſiſche Schutz bedeute, hatte man an den Biſthümern Metz, Tull und Verdün geſehen, welche Frankreich ſchon ſeit Jahrhunderten ſelbſt gegen ihre rechtmäßigen Eigenthümer beſchützte. Das Trieriſche Gebieth hatte ſchon franzöſiſche Beſatzungen; Lothringen war ſo gut als erobert, da es jeden Augenblick mit einer Armee überſchwemmt werden, und ſeinem furchtbaren Nachbar durch eigene Kraft nicht widerſtehen konnte. Jetzt war die wahre

ſcheinlichſte Hoffnung für Frankreich vorhanden, auch das Elſaß zu ſeinen weitläufigen Beſitzungen zu ſchlagen, und, da man ſich bald darauf mit den Holländern in die ſpaniſchen Niederlande theilte, den Rhein zu ſeiner natürlichen Grenze gegen Deutſchland zu machen. So ſchimpflich wurden Deutſchlands Rechte von deutſchen Ständen an dieſe treuloſe habſüchtige Macht verkauft, die, unter der Larve einer uneigennützigen Freundſchaft, nur nach Vergrößerung ſtrebte, und, indem ſie mit frecher Stirn die ehrenvolle Benennung einer Beſchützerinn annahm, bloß darauf bedacht war, ihr Netz auszuſpannen, und in der allgemeinen Verwirrung ſich ſelbſt zu verſorgen.

Für dieſe wichtigen Ceſſionen machte Frankreich ſich anheiſchig, den ſchwediſchen Waffen durch Bekriegung der Spanier eine Diverſion zu machen, und, wenn es mit dem Kaiſer ſelbſt zu einem öffentlichen Bruche kommen ſollte, dieſſeits des Rheins eine Armee von zwölf tauſend Mann zu unterhalten, die dann in Vereinigung mit den Schweden und Deutſchen gegen Oeſterreich agiren würde. Zu dem Kriege mit den Spaniern wurde von dieſen ſelbſt die erwünſchte Veranlaſſung gegeben. Sie überfielen von den Niederlanden aus die Stadt Trier, hieben die franzöſiſche Beſatzung, die in derſelben befindlich war, nieder, bemächtigten ſich, gegen alle Rechte der Völker, der Perſon des Churfürſten, der ſich unter franzöſiſchen Schutz begeben hatte, und führten ihn gefangen nach Flandern. Als der Cardinal-Infant, als Statthalter der ſpaniſchen Niederlande, dem König von Frankreich die geforderte Genugthuung abſchlug, und ſich weigerte, den gefangenen Fürſten in Freyheit zu ſetzen, kündigte ihm Richelieu, nach altem Brauche durch einen Wappenherold, zu Brüſſel förmlich den Krieg an, der auch wirklich von drey verſchiedenen Armeen, in Mailand in dem Weltlin und in Flandern, eröffnet wurde. Weniger Ernſt ſchien es dem franzöſiſchen Miniſter mit dem Kriege gegen

den Kaiſer zu ſeyn, wobey weniger Vortheile zu ernten und größere Schwierigkeiten zu beſiegen waren. Dennoch wurde unter der Anführung des Cardinals von la Valette eine vierte Armee über den Rhein nach Deutſchland geſendet, die in Vereinigung mit Herzog Bernhard ohne vorhergegangene Kriegserklärung gegen den Kaiſer zu Felde zog.

Ein weit empfindlicherer Schlag, als ſelbſt die Nördlinger Niederlage, war für die Schweden die Ausſöhnung des Churfürſten von Sachſen mit dem Kaiſer, welche, nach wiederhohlten wechſelſeitigen Verſuchen, ſie zu hindern und zu befördern, endlich im Jahre 1634 zu Pirna erfolgte, und im Mai des darauf folgenden Jahres zu Prag in einem förmlichen Frieden befeſtigt wurde. Nie hatte der Churfürſt von Sachſen die Anmaßungen der Schweden in Deutſchland verſchmerzen können, und ſeine Abneigung gegen dieſe ausländiſche Macht, die in dem deutſchen Reiche Geſetze gab, war mit jeder neuen Forderung, welche Oxenſtierna an die deutſchen Reichsſtände machte, geſtiegen. Dieſe üble Stimmung gegen Schweden unterſtützte auf's Kräftigſte die Bemühungen des ſpaniſchen Hofes, einen Frieden zwiſchen Sachſen und dem Kaiſer zu ſtiften. Ermüdet von den Unfällen eines ſo langen und verwüſtenden Krieges, der die ſächſiſchen Länder vor allen andern zu ſeinem traurigen Schauplatze machte, gerührt von dem allgemeinen und ſchrecklichen Elende, das Freund und Feind ohne Unterſchied über ſeine Unterthanen häuften, und durch die verführeriſchen Anträge des Hauſes Oeſterreich gewonnen, ließ endlich der Churfürſt die gemeine Sache im Stiche, und weniger beſorgt um das Loos ſeiner Mitſtände, und um deutſche Freyheit, dachte er nur darauf, ſeine eigenen Vortheile, wär's auch auf Unkoſten des Ganzen, zu befördern.

Und wirklich war das Elend in Deutſchland zu einem ſo ausſchweifenden Grade geſtiegen, daß das Gebeth um Frie-

den von tausend Mahl tausend Zungen ertönte, und auch der nachtheiligste noch immer für eine Wohlthat des Himmels galt. Wüsten lagen da, wo sonst tausend frohe und fleißige Menschen wimmelten, wo die Natur ihren herrlichsten Segen ergossen und Wohlleben und Ueberfluß geherrscht hatte. Die Felder, von der fleißigen Hand des Pflügers verlassen, lagen ungebaut und verwildert, und wo eine junge Saat aufschoß, oder eine lachende Ernte winkte, da zerstörte ein einziger Durchmarsch den Fleiß eines ganzen Jahres, die letzte Hoffnung des verschmachtenden Volkes. Verbrannte Schlösser, verwüstete Felder, eingeäscherte Dörfer lagen Meilen weit herum in grauenvoller Zerstörung, während daß ihre verarmten Bewohner hingingen, die Zahl jener Mordbrennerheere zu vermehren, und, was sie selbst erlitten hatten, ihren verschonten Mitbürgern schrecklich zu erstatten. Kein Schutz gegen Unterdrückung, als selbst unterdrücken zu helfen. Die Städte seufzten unter der Geißel zügelloser und räuberischer Besatzungen, die das Eigenthum des Bürgers verschlangen, und die Freyheiten des Krieges, die Licenz ihres Standes, und die Vorrechte der Noth mit dem grausamsten Muthwillen geltend machten. Wenn schon unter dem kurzen Durchzuge einer Armee ganze Landstrecken zur Einöde wurden, wenn andere durch Winterquartiere verarmten, oder durch Brandschatzungen ausgesogen wurden: so litten sie doch nur vorübergehende Plagen, und der Fleiß eines Jahres konnte die Drangsale einiger Monathe vergessen machen. Aber keine Erhohlung wurde denjenigen zu Theil, die eine Besatzung in ihren Mauern oder in ihrer Nachbarschaft hatten, und ihr unglückliches Schicksal konnte selbst der Wechsel des Glückes nicht verbessern; da der Sieger an des Platz und in die Fußtapfen des Besiegten trat, und Freund und Feind gleich wenig Schonung bewiesen. Die Vernachlässigung der Felder, die Zerstörung der Saaten, und die

Vervielfältigung der Armeen, die über die ausgesogenen Länder daher stürmten, hatten Hunger und Theuerung zur unausbleiblichen Folge, und in den letzten Jahren vollendete noch Mißwachs das Elend. Die Anhäufung der Menschen in Lägern und Quartieren, Mangel auf der einen Seite, und Völlerey auf der andern, brachten pestartige Seuchen hervor, die mehr als Schwert und Feuer die Länder verheerten. Alle Bande der Ordnung lösten in dieser langen Zerrüttung sich auf, die Achtung für Menschenrechte, die Furcht vor Gesetzen, die Reinheit der Sitten verlor sich, Treue und Glaube verfiel, indem die Stärke allein mit eisernem Zepter herrschte; üppig schossen unter dem Schirme der Anarchie und der Strafloſigkeit alle Laster auf, und die Menschen verwilderten mit den Ländern. Kein Stand war dem Muthwillen zu ehrwürdig, kein fremdes Eigenthum der Noth und der Raubsucht heilig. Der Soldat (um das Elend jener Zeit in ein einziges Wort zu pressen) der Soldat herrschte, und dieser brutalste der Despoten ließ seine eigenen Führer nicht selten seine Obermacht fühlen. Der Befehlshaber einer Armee war eine wichtigere Person in dem Lande, worin er sich sehen ließ, als der rechtmäßige Regent, der oft dahin gebracht war, sich vor ihm in seinen Schlössern zu verkriechen. Ganz Deutschland wimmelte von solchen kleinen Tyrannen, und die Länder litten gleich hart von dem Feinde und von ihren Vertheidigern. Alle diese Wunden schmerzen um so mehr, wenn man sich erinnerte, daß es fremde Mächte waren, welche Deutschland ihrer Habsucht aufopferten, und die Drangsale des Krieges vorsätzlich verlängerten, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen. Damit Schweden sich bereichern und Eroberungen machen konnte, mußte Deutschland unter der Geißel des Krieges bluten; damit Richelieu in Frankreich nothwen-

dig blieb, durfte die Fackel der Zwietracht im deutschen Reiche nicht erlöschen.

Aber es waren nicht lauter eigennützige Stimmen, die sich gegen den Frieden erklärten, und wenn sowohl Schweden, als deutsche Reichsstände die Fortdauer des Krieges aus unreiner Absicht wünschten, so sprach eine gesunde Staatskunst für sie. Konnte man nach der Nördlinger Niederlage einen billigen Frieden von dem Kaiser erwarten? Und wenn man dieß nicht konnte, sollte man siebzehn Jahre lang alles Ungemach des Kriegs erduldet, alle Kräfte verschwendet haben, um am Ende nichts gewonnen, oder gar noch verloren zu haben? Wofür so viel Blut vergossen, wenn alles blieb, wie es gewesen; wenn man in seinen Rechten und Ansprüchen um gar nichts gebessert war? wenn man alles, was so sauer errungen worden, in einem Frieden wieder herausgeben mußte? War es nicht wünschenswerther, die lang getragene Last noch zwey oder drey Jahre länger zu tragen, um für zwanzigjährige Leiden endlich doch einen Ersatz einzuernten? Und an einem vortheilhaften Frieden war nicht zu zweifeln, sobald nur Schweden und deutsche Protestanten, im Felde, wie im Cabinette, standhaft zusammen hielten, und ihr gemeinschaftliches Interesse mit wechselseitigem Antheil, mit vereinigtem Eifer besorgten. Ihre Trennung allein machte den Feind mächtig, und entfernte die Hoffnung eines dauerhaften und allgemein beglückenden Friedens. Und dieses größte aller Uebel fügte der Churfürst von Sachsen der protestantischen Sache zu, indem er sich durch einen Separatvergleich mit Oesterreich versöhnte.

Schon vor der Nördlinger Schlacht hatte er die Unterhandlungen mit dem Kaiser eröffnet; aber der unglückliche Ausgang der erstern beschleunigte die Abschließung des Vergleichs. Das Vertrauen auf den Beystand der Schweden war gefallen, und man zweifelte, ob sie sich von diesem har-

ten Schlage je wieder aufrichten würden. Die Trennung unter ihren eigenen Anführern, die schlechte Subordination der Armee und die Entkräftung des schwedischen Reichs ließ keine großen Thaten mehr von ihnen erwarten. Um so mehr glaubte man eilen zu müssen, sich die Großmuth des Kaisers zu Nutzen zu machen, der seine Anerbiethungen auch nach dem Nördlinger Siege nicht zurücknahm. Oxenstierna, der die Stände in Frankfurt versammelte, forderte; der Kaiser hingegen gab: und so bedurfte es keiner langen Ueberlegung, welchem von Beyden man Gehör geben sollte.

Indessen wollte man doch den Schein vermeiden, als ob man die gemeine Sache hintansetzte, und bloß auf seinen eigenen Nutzen bedacht wäre. Alle deutschen Reichsstände, selbst die Schweden, waren eingeladen worden, zu diesem Frieden mitzuwirken, und Theil daran zu nehmen, obgleich Churſachsen und der Kaiser die einzigen Mächte waren, die ihn schlossen, und sich eigenmächtig zu Gesetzgebern über Deutschland aufwarfen. Die Beschwerden der protestantischen Stände kamen in demselben zur Sprache, ihre Verhältnisse und Rechte wurden von diesem willkührlichen Tribunale entschieden, und selbst das Schicksal der Religionen ohne Zuziehung der dabey so sehr interessirten Glieder bestimmt. Es sollte ein allgemeiner Friede, ein Reichsgesetz seyn, als ein solches bekannt gemacht, und durch ein Reichsexecutionsheer, wie ein förmlicher Reichsschluß, vollzogen werden. Wer sich dagegen auflehnte, war ein Feind des Reiches; und so mußte er, allen ständischen Rechten zuwider, ein Gesetz anerkennen, das er nicht selbst mit gegeben hatte. Der Prager Friede war also, schon seiner Form nach, ein Werk der Willkühr; und er war es nicht weniger durch seinen Inhalt.

Das Restitutionsedict hatte den Bruch zwischen Churſachsen und dem Kaiser vorzüglich veranlaßt; also mußte man auch bey der Wiederaussöhnung zuerst darauf Rücksicht neh-

men. Ohne es ausdrücklich und förmlich aufzuheben, ſetzte man in dem Prager Frieden feſt, daß alle unmittelbaren Stifter, und unter den mittelbaren diejenigen, welche nach dem Paſſauiſchen Vertrage von den Proteſtanten eingezogen und beſeſſen worden, noch vierzig Jahre, jedoch ohne Reichstagsſtimme, in demjenigen Stande bleiben ſollten, in welchem das Reſtitutionsedict ſie gefunden habe. Vor Ablauf dieſer vierzig Jahre ſollte dann eine Commiſſion von beyderley Religionsverwandten von gleicher Anzahl friedlich und geſetzmäßig darüber verfügen, und wenn es auch dann zu keinem Endurtheile käme, jeder Theil in den Beſitz aller Rechte zurücktreten, die er vor Erſcheinung des Reſtitutionsedicts ausgeübt habe. Dieſe Auskunft alſo, weit entfernt, den Samen der Zwietracht zu erſticken, ſuſpendirte nur auf eine Zeit lang ſeine verderblichen Wirkungen, und der Zunder eines neuen Krieges lag ſchon in dieſem Artikel des Prager Friedens.

Das Erzſtift Magdeburg bleibt dem Prinzen Auguſt von Sachſen, und Halberſtadt dem Erzherzog Leopold Wilhelm. Von dem Magdeburgiſchen Gebieth werden vier Aemter abgeriſſen und an Churſachſen verſchenkt; der Adminiſtrator von Magdeburg, Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, wird auf andere Art abgefunden. Die Herzoge von Mecklenburg empfangen, wenn ſie dieſem Frieden beytreten, ihr Land zurück, das ſie glücklicher Weiſe längſt ſchon durch Guſtav Adolphs Großmuth beſitzen; Donauwerth erlangt ſeine Reichsfreyheit wieder. Die wichtige Forderung der pfälziſchen Erben bleibt, wie wichtig es auch dem proteſtantiſchen Reichstheile war, dieſe Churſtimme nicht zu verlieren, gänzlich unberührt; weil — ein lutheriſcher Fürſt einem reformirten keine Gerechtigkeit ſchuldig iſt. Alles, was die proteſtantiſchen Stände, die Ligue und der Kaiſer in dem Kriege von einander erobert haben, wird zurück gegeben; Al-

les, was die auswärtigen Mächte, Schweden und Frankreich, ſich zugeeignet, wird ihnen mit geſammter Hand wieder abgenommen. Die Kriegsvölker aller contrahirenden Theile werden in eine einzige Reichsmacht vereinigt, welche, vom Reiche unterhalten und bezahlt, dieſen Frieden mit gewaffneter Hand zu vollſtrecken hat.

Da der Prager Friede als ein allgemeines Reichsgeſetz gelten ſollte, ſo wurden diejenigen Puncte, welche mit dem Reiche nichts zu thun hatten, in einem Nebenvertrage beygefügt. In dieſem wurde dem Churfürſten von Sachſen die Lauſitz als ein böhmiſches Lehen zuerkannt, und über die Religionsfreyheit dieſes Landes und Schleſien noch beſonders gehandelt.

Alle evangeliſchen Stände waren zur Annahme des Prager Friedens eingeladen, und unter dieſer Bedingung der Amneſtie theilhaftig gemacht; bloß die Fürſten von Würtemberg und Baden — deren Länder man inne hatte, und nicht geneigt war, ſo ganz unbedingt wieder herzugeben — die eigenen Unterthanen Oeſterreichs, welche die Waffen gegen ihren Landesherrn geführt, und diejenigen Stände, die unter Oxenſtierna's Direction den Rath der oberdeutſchen Kreiſe ausmachten, ſchloß man aus; nicht ſowohl um den Krieg gegen ſie fortzuſetzen, als vielmehr um ihnen den nothwendig gewordenen Frieden deſto theurer zu verkaufen. Man behielt ihre Lande als ein Unterpfand, bis Alles herausgegeben, und Alles in ſeinen vorigen Stand zurückgeſtellt ſeyn würde. Eine gleiche Gerechtigkeit gegen Alle hätte vielleicht das wechſelſeitige Zutrauen zwiſchen Haupt und Gliedern, zwiſchen Proteſtanten und Papiſten, zwiſchen Reformirten und Lutheranern zurückgeführt, und, verlaſſen von allen ihren Bundesgenoſſen, hätten die Schweden einen ſchimpflichen Abſchied aus dem Reiche nehmen müſſen. Jetzt beſtärkte dieſe ungleiche Behandlung die härter gehaltenen Stände in ihrem

Mißtrauen und Widersetzungsgeiste, und erleichterte es den Schweden, das Feuer des Kriegs zu nähren, und einen Anhang in Deutschland zu behalten.

Der Prager Friede fand, wie vorher zu erwarten gewesen war, eine sehr ungleiche Aufnahme in Deutschland. Ueber dem Bestreben, beyde Parteyen einander zu nähern, hatte man sich von beyden Vorwürfe zugezogen. Die Protestanten klagten über die Einschränkungen, die sie in diesem Frieden erleiden sollten; die Katholiken fanden diese verwerfliche Secte, auf Kosten der wahren Kirche, viel zu günstig behandelt. Nach diesen hatte man der Kirche von ihren unveräußerlichen Rechten vergeben, indem man den Evangelischen den vierzigjährigen Genuß der geistlichen Güter bewilligte; nach jenen hatte man eine Verrätherey an der protestantischen Kirche begangen, weil man seinen Glaubensbrüdern in den österreichischen Ländern die Religionsfreyheit nicht errungen hatte. Aber Niemand wurde bitterer getadelt, als der Churfürst von Sachsen, den man als einen treulosen Ueberläufer, als einen Verräther der Religion und Reichsfreyheit, und als einen Mitverschwornen des Kaisers in öffentlichen Schriften darzustellen suchte.

Indessen tröstete er sich mit dem Triumphe, daß ein großer Theil der evangelischen Stände seinen Frieden nothgezwungen annahm. Der Churfürst von Brandenburg, Herzog Wilhelm von Weimar, die Fürsten von Anhalt, die Herzoge von Mecklenburg, die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, die Hansestädte und die mehresten Reichsstädte traten demselben bey. Landgraf Wilhelm von Hessen schien eine Zeit lang unschlüssig, oder stellte sich vielmehr nur, es zu seyn, um Zeit zu gewinnen, und seine Maßregeln nach dem Erfolge einzurichten. Er hatte mit dem Schwerte in der Hand schöne Länder in Westphalen errungen, aus denen er seine besten Kräfte zu Führung des Krieges zog, und welche

alle er nun, dem Frieden gemäß, zurück geben sollte. Herzog Bernhard von Weimar, dessen Staaten noch bloß auf dem Papiere existirten, kam nicht als kriegführende Macht, desto mehr aber als kriegführender General in Betrachtung, und in beyderley Rücksicht konnte er den Prager Frieden nicht anders, als mit Abscheu verwerfen. Sein ganzer Reichthum war seine Tapferkeit, und in seinem Degen lagen alle seine Länder. Nur der Krieg machte ihn groß und bedeutend; nur der Krieg konnte die Entwürfe seines Ehrgeizes zur Zeitigung bringen.

Aber unter Allen, welche ihre Stimme gegen den Prager Frieden erhoben, erklärten sich die Schweden am heftigsten dagegen, und Niemand hatte auch mehr Ursache dazu. Von den Deutschen selbst in Deutschland hereingerufen, Retter der protestantischen Kirche und der ständischen Freyheit, die sie mit so vielem Blute, mit dem heiligen Leben ihres Königs erkauften, sahen sie sich jetzt auf ein Mahl schimpflich im Stiche gelassen, auf ein Mahl in allen ihren Planen getäuscht, ohne Lohn, ohne Dankbarkeit aus dem Reiche gewiesen, für welches sie bluteten, und von den nähmlichen Fürsten, die ihnen Alles verdankten, dem Hohngelächter des Feindes preisgegeben. An eine Genugthuung für sie, an einen Ersatz ihrer aufgewandten Kosten, an ein Aequivalent für die Eroberungen, welche sie im Stiche lassen sollten, war in dem Prager Frieden mit keiner Sylbe gedacht worden. Nackter, als sie gekommen waren, sollten sie nun entlassen, und, wenn sie sich dagegen sträubten, durch dieselben Hände, welche sie herein gerufen, aus Deutschland hinaus gejagt werden. Endlich ließ zwar der Churfürst von Sachsen ein Wort von einer Genugthuung fallen, die in Geld bestehen, und die Summe von dritthalb Millionen Gulden betragen sollte. Aber die Schweden hatten weit mehr von ihrem Eigenen zugesetzt; eine so schimpfliche Abfindung mit Geld muß-

te ihren Eigennutz kränken und ihren Stolz empören. »Die Churfürsten von Baiern und Sachsen,« antwortete Oxenstierna, »ließen sich den Beystand, den sie dem Kaiser leisteten, und als Vasallen ihm schuldig waren, mit wichtigen Provinzen bezahlen; und uns Schweden, uns, die wir unsern König für Deutschland dahingegeben, will man mit der armseligen Summe von dritthalb Millionen Gulden nach Hause weisen?« Die getäuschte Hoffnung schmerzte um so mehr, je gewisser man darauf gerechnet hatte, sich mit dem Herzogthume Pommern, dessen gegenwärtiger Besitzer alt und ohne Succession war, bezahlt zu machen. Aber die Anwartschaft auf dieses Land wurde in dem Prager Frieden dem Churfürsten von Brandenburg zugesichert, und gegen die Festsetzung der Schweden in diesen Grenzen des Reichs empörten sich alle benachbarten Mächte.

Nie in dem ganzen Kriege hatte es schlimmer um die Schweden gestanden, als in diesem 1635sten Jahre, unmittelbar nach Bekanntmachung des Prager Friedens. Viele ihrer Alliirten, unter den Reichsstädten besonders, verließen ihre Partey, um der Wohlthat des Friedens theilhaftig zu werden; Andere wurden durch die siegreichen Waffen des Kaisers dazu gezwungen. Augsburg, durch Hunger besiegt, unterwarf sich unter harten Bedingungen; Würzburg und Koburg gingen an die Oesterreicher verloren. Der Heilbronnische Bund wurde förmlich getrennt. Beynahe ganz Oberdeutschland, der Hauptsitz der schwedischen Macht, erkannte die Herrschaft des Kaisers. Sachsen, auf den Prager Frieden sich stützend, verlangte die Räumung Thüringens, Halberstadts, Magdeburgs. Philippsburg, der Waffenplatz der Franzosen, war mit allen Vorräthen, die darin niedergelegt waren, von den Oesterreichern überrumpelt worden, und dieser große Verlust hatte die Thätigkeit Frankreichs geschwächt. Um die Bedränguisse der Schweden vollkommen

zu machen, mußte gerade jetzt der Stillstand mit Pohlen sich seinem Ende nähern. Mit Pohlen und mit dem deutschen Reiche zugleich Krieg zu führen, überstieg bey weitem die Kräfte des schwedischen Staats, und man hatte die Wahl, welches von diesen beyden Feinden man sich entledigen sollte. Stolz und Ehrgeiz entschieden für die Fortsetzung des deutschen Krieges, welch ein hartes Opfer es auch gegen Pohlen kosten möchte; doch eine Armee kostete es immer, um sich bey den Pohlen in Achtung zu setzen, und bey den Unterhandlungen um einen Stillstand oder Frieden seine Freyheit nicht ganz und gar zu verlieren.

Allen diesen Unfällen, welche zu gleicher Zeit über Schweden hereinstürmten, setzte sich der standhafte, an Hülfsmitteln unerschöpfliche Geist Oxenstierna's entgegen, und sein durchdringender Verstand lehrte ihn selbst die Widerwärtigkeiten, die ihn trafen, zu seinem Vortheile kehren. Der Abfall so vieler deutschen Reichsstände von der schwedischen Partey beraubte ihn zwar eines großen Theils seiner bisherigen Bundesgenossen, aber er überhob ihn auch zugleich aller Schonung gegen sie; und je größer die Zahl seiner Feinde wurde, über desto mehr Länder konnten sich seine Armeen verbreiten, desto mehr Magazine öffneten sich ihm. Die schreyende Undankbarkeit der Stände, und die stolze Verachtung, mit der ihm von dem Kaiser begegnet wurde, (der ihn nicht einmahl würdigte, unmittelbar mit ihm über den Frieden zu tractiren,) entzündete in ihm den Muth der Verzweiflung, und einen edeln Trotz, es bis auf's Aeußerste zu treiben. Ein noch so unglücklich geführter Krieg konnte die Sache der Schweden nicht schlimmer machen, als sie war; und wenn man das deutsche Reich räumen sollte, so war es wenigstens anständiger und rühmlicher, es mit dem Schwerte in der Hand zu thun, und der Macht, nicht der Furcht zu unterliegen.

In der großen Extremität, worin die Schweden sich durch

die Deſertion ihrer Alliirten befanden, warfen ſie ihre Blicke zuerſt auf Frankreich, welches ihnen mit den ermunterndſten Anträgen entgegen eilte. Das Intereſſe beyder Kronen war auf das Engſte an einander gekettet, und Frankreich handelte gegen ſich ſelbſt, wenn es die Macht der Schweden in Deutſchland gänzlich verfallen ließ. Die durchaus hülfloſe Lage der Letztern war vielmehr eine Aufforderung für daſſelbe, ſich feſter mit ihnen zu verbinden, und einen thätigern Antheil an dem Kriege in Deutſchland zu nehmen. Schon ſeit Abſchließung des Allianz-Tractats mit den Schweden zu Beerwalde im Jahre 1632 hatte Frankreich den Kaiſer durch die Waffen Guſtav Adolphs befehdet, ohne einen öffentlichen und förmlichen Bruch, bloß durch die Geldhülfe, die es den Gegnern desſelben leiſtete, und durch ſeine Geſchäftigkeit, die Zahl der Letztern zu vermehren. Aber, beunruhigt von dem unerwartet ſchnellen und außerordentlichen Glücke der ſchwediſchen Waffen, ſchien es ſeinen erſten Zweck eine Zeit lang aus den Augen zu verlieren, um das Gleichgewicht der Macht wieder herzuſtellen, das durch die Ueberlegenheit der Schweden gelitten hatte. Es ſuchte die katholiſchen Reichsfürſten durch Neutralitätsverträge gegen den ſchwediſchen Eroberer zu ſchützen, und war ſchon im Begriffe, da dieſe Verſuche mißlangen, ſich gegen ihn ſelbſt zu bewaffnen. Nicht ſo bald aber hatte Guſtav Adolphs Tod und die Hülfloſigkeit der Schweden dieſe Furcht zerſtreut, als es mit friſchem Eifer zu ſeinem erſten Entwurfe zurückkehrte, und den Unglücklichen in vollem Maße den Schutz angedeihen ließ, den es den Glücklichen entzogen hatte. Befreyt von dem Widerſtande, den Guſtav Adolphs Ehrgeiz und Wachſamkeit ſeinen Vergrößerungsentwürfen entgegen ſetzten, ergreift es den günſtigen Augenblick, den das Nördlinger Unglück ihm darbiethet, ſich die Herrſchaft des Krieges zuzueignen, und denen, die ſeines mächtigen Schutzes bedürftig ſind, Geſetze

vorzuſchreiben. Der Zeitpunct begünſtigt ſeine kühnſten Entwürfe, und was vorher nur eine ſchöne Chimäre war, läßt ſich von jetzt an als ein überlegter, durch die Umſtände gerechtfertigter Zweck verfolgen. Jetzt alſo widmet es dem deutſchen Kriege ſeine ganze Aufmerkſamkeit, und ſo bald es durch ſeinen Tractat mit den Deutſchen ſeine Privatzwecke ſicher geſtellt ſieht, erſcheint es als handelnde und herrſchende Macht auf der politiſchen Bühne. Während daß ſich die kriegführenden Mächte in einem langwierigen Kampfe erſchöpften, hatte es ſeine Kräfte geſchont, und zehn Jahre lang den Krieg bloß mit ſeinem Gelde geführt; jetzt, da die Zeitumſtände es zur Thätigkeit rufen, greift es zum Schwert, und ſtrengt ſich zu Unternehmungen an, die ganz Europa in Verwunderung ſetzen. Es läßt zu gleicher Zeit zwey Flotten im Meere kreuzen, und ſchickt ſechs verſchiedene Heere aus, während daß es mit ſeinem Gelde noch eine Krone und mehrere deutſche Fürſten beſoldet. Belebt durch die Hoffnung ſeines mächtigen Schutzes, raffen ſich die Schweden und Deutſchen aus ihrem tiefen Verfall empor, und getrauen ſich, mit dem Schwert in der Hand, einen rühmlichern Frieden, als den Prager zu erfechten. Von ihren Mitſtänden verlaſſen, die ſich mit dem Kaiſer verſöhnen, ſchließen ſie ſich nur deſto enger an Frankreich an, das mit der wachſenden Noth ſeinen Beyſtand verdoppelt, an dem deutſchen Krieg immer größern, wiewohl noch immer verſteckten Antheil nimmt, bis es zuletzt ganz ſeine Maske abwirft, und den Kaiſer unmittelbar unter ſeinem eigenen Nahmen befehdet.

Um den Schweden vollkommen freye Hand gegen Oeſterreich zu geben, machte Frankreich den Anfang damit, es von dem pohlniſchen Kriege zu befreyen. Durch den Grafen von Avaux, ſeinen Geſandten, brachte es beyde Theile dahin, daß zu Stummsdorf in Preußen der Waffenſtillſtand auf ſechs und zwanzig Jahre verlängert wurde, wiewohl nicht

ohne großen Verlust für die Schweden, welche beynahe das ganze pohlnische Preußen, Gustav Adolphs theuer erkämpfte Eröberung, durch einen einzigen Federzug einbüßten. Der Beerwalder Tractat wurde mit einigen Veränderungen, welche die Umstände nöthig machten, Anfangs zu Compiegne, dann zu Wismar und Hamburg auf entferntere Zeiten erneuert. Mit Spanien hatte man schon im Mai des Jahrs 1635 gebrochen, und durch den lebhaften Angriff dieser Macht dem Kaiser seinen wichtigsten Beystand aus den Niederlanden entzogen; jetzt verschaffte man, durch Unterstützung des Landgrafen Wilhelm von Cassel und Herzogs Bernhard von Weimar, den schwedischen Waffen an der Elbe und Donau eine größere Freyheit, und nöthigte den Kaiser, durch eine starke Diversion am Rhein, seine Macht zu theilen.

Heftiger entzündete sich also der Krieg, und der Kaiser hatte durch den Prager Frieden zwar seine Gegner im deutschen Reiche vermindert, aber zugleich auch den Eifer und die Thätigkeit seiner auswärtigen Feinde vermehrt. Er hatte sich in Deutschland einen unumschränkten Einfluß erworben, und sich, mit Ausnahme weniger Stände, zum Herrn des ganzen Reichskörpers und der Kräfte desselben gemacht, daß er von jetzt an wieder als Kaiser und Herr handeln konnte. Die erste Wirkung davon war die Erhebung seines Sohnes Ferdinand III. zur römischen Königswürde, die, ungeachtet des Widerspruchs von Seiten Triers und der pfälzischen Erben, durch eine entscheidende Stimmenmehrheit zu Stande kam. Aber die Schweden hatte er zu einer verzweifelten Gegenwehr gereizt, die ganze Macht Frankreichs gegen sich bewaffnet, und in die innersten Angelegenheiten Deutschlands gezogen. Beyde Kronen bilden von jetzt an mit ihren deutschen Alliirten eine eigene festgeschlossene Macht, der Kaiser mit den ihm anhängenden deutschen Staaten die andere. Die Schweden beweisen von jetzt an keine Schonung mehr, weil sie

nicht mehr für Deutſchland, ſondern für ihr eigenes Daſeyn fechten. Sie handeln raſcher, unumſchränkter und kühner; weil ſie es überhoben ſind, bey ihren deutſchen Alliirten herum zu fragen, und Rechenſchaft von ihren Entwürfen zu geben. Die Schlachten werden hartnäckiger und blutiger, aber weniger entſcheidend. Größere Thaten der Tapferkeit und der Kriegskunſt geſchehen; aber es ſind einzelne Handlungen, die, von keinem übereinſtimmenden Plane geleitet, von keinem Alles lenkenden Geiſte benutzt, für die ganze Partey ſchwache Folgen haben, und an dem Laufe des Krieges nur wenig verändern.

Sachſen hatte ſich in dem Prager Frieden verbindlich gemacht, die Schweden aus Deutſchland zu verjagen; von jetzt an alſo vereinigen ſich die ſächſiſchen Fahnen mit den kaiſerlichen, und zwey Bundesgenoſſen haben ſich in zwey unverſöhnliche Feinde verwandelt. Das Erzſtift Magdeburg, welches der Prager Friede den ſächſiſchen Prinzen zuſprach, war noch in ſchwediſchen Händen, und alle Verſuche, ſie auf einem friedlichen Wege zur Abtretung desſelben zu bewegen, waren ohne Wirkung geblieben. Die Feindſeligkeiten fangen an, und der Churfürſt von Sachſen eröffnet ſie damit, durch ſogenannte Avocatorien alle ſächſiſchen Unterthanen von der Banner'ſchen Armee abzurufen, die an der Elbe gelagert ſteht. Die Officiere, längſt ſchon wegen des rückſtändigen Soldes ſchwürig, geben dieſer Aufforderung Gehör, und räumen ein Quartier nach dem andern. Da die Sachſen zugleich eine Bewegung gegen Mecklenburg machten, um Dömitz wegzunehmen, und den Feind von Pommern und von der Oſtſee abzuſchneiden; ſo zog ſich Banner eilfertig dahin, entſetzte Dömitz und ſchlug den ſächſiſchen General Baudiſſin mit ſieben tauſend Mann auf's Haupt, daß gegen tauſend blieben und eben ſo viel gefangen wurden. Verſtärkt durch die Truppen und Artillerie, welche bisher in pohlniſch Preußen

geſtanden, nunmehr aber durch den Vertrag zu Stummsdorf in dieſem Lande entbehrlich wurden, brach dieſer tapfere und ungeſtüme Krieger im folgenden 1636ſten Jahr in das Churfürſtenthum Sachſen ein, wo er ſeinem alten Haß gegen die Sachſen die blutigſten Opfer brachte. Durch vieljährige Beleidigungen aufgebracht, welche er und ſeine Schweden während ihrer gemeinſchaftlichen Feldzüge von dem Uebermuth der Sachſen hatten erleiden müſſen, und jetzt durch den Abfall des Churfurſten auf's Aeußerſte gereizt, ließen ſie die unglücklichen Unterthanen desſelben ihre Rachſucht und Erbitterung fühlen. Gegen Oeſterreich und Baiern hatte der ſchwediſche Soldat mehr aus Pflicht gefochten; gegen die Sachſen kämpfte er aus Privathaß und mit perſönlicher Wuth: weil er ſie als Abtrünnige und Verräther verabſcheute, weil der Haß zwiſchen zerfallenen Freunden gewöhnlich der grimmigſte und unverſöhnlichſte iſt. Die nachdrückliche Diverſion, welche dem Kaiſer unterdeſſen von dem Herzoge von Weimar und dem Landgrafen von Heſſen am Rhein und in Weſtphalen gemacht wurde, hinderte ihn, den Sachſen eine hinlängliche Unterſtützung zu leiſten, und ſo mußte das ganze Churfürſtenthum von Banners ſtreifenden Horden die ſchrecklichſte Behandlung erleiden. Endlich zog der Churfürſt den kaiſerlichen General von Hatzfeld an ſich, und rückte vor Magdeburg, welches der herbeyeilende Banner umſonſt zu entſetzen ſtrebte. Nun verbreitete ſich die vereinigte Armee der Kaiſerlichen und Sachſen durch die Mark Brandenburg, entriß den Schweden viele Städte, und war im Begriffe, ſie bis an die Oſtſee zu treiben. Aber gegen alle Erwartungen, griff der ſchon verloren gegebene Banner die alliirte Armee am 24. September 1636 bey Wittſtock an, und eine große Schlacht wurde geliefert. Der Angriff war fürchterlich, und die ganze Macht des Feindes fiel auf den rechten Flügel der Schweden, den Banner ſelbſt anführte. Lange Zeit kämpfte

man auf beyden Seiten mit gleicher Hartnäckigkeit und Erbitterung, und unter den Schweden war keine Schwadron, die nicht zehn Mahl angerückt und zehn Mahl geschlagen worden wäre. Als endlich Banner der Uebermacht zu weichen genöthigt war, setzte sein linker Flügel das Treffen bis zum Einbruche der Nacht fort, und das schwedische Hintertreffen, welches noch gar nicht gefochten hatte, war bereit, am folgenden Morgen die Schlacht zu erneuern. Aber diesen zweyten Angriff wollte der Churfürst von Sachsen nicht abwarten. Seine Armee war durch das Treffen des vorhergehenden Tages erschöpft, und die Knechte hatten sich mit allen Pferden davon gemacht, daß die Artillerie nie gebraucht werden konnte. Er ergriff also mit dem Grafen von Holzfeld noch in derselben Nacht die Flucht, und überließ das Schlachtfeld den Schweden. Gegen fünf tausend von den Allirten waren auf der Wahlstatt geblieben, diejenigen nicht gerechnet, welche von den nachsetzenden Schweden erschlagen wurden, oder dem ergrimmten Landmanne in die Hände fielen. Hundert und fünfzig Standarten und Fahnen, drey und zwanzig Kanonen, das ganze Bagage, das Silbergeschirr und Churfürsten mit gerechnet, wurden erbeutet, und noch außerdem gegen zwey tausend Gefangene gemacht. Dieser glänzende Sieg, über einen weit überlegenen und vortheilhaft postirten Feind erfochten, setzte die Schweden auf ein Mahl wieder in Achtung; ihre Feinde zagten, ihre Freunde fingen an, frischen Muth zu schöpfen. Banner benützte das Glück, das sich so entscheidend für ihn erklärt hatte, setzte über die Elbe, und trieb die Kaiserlichen durch Thüringen und Hessen bis nach Westphalen. Dann kehrte er zurück, und bezog die Winterquartiere auf sächsischem Boden.

Aber ohne die Erleichterung, welche ihm durch die Thätigkeit Herzog Bernhards und der Franzosen am Rhein verschafft wurde, würde es ihm schwer geworden seyn, diese

herrlichen Victorien zu erfechten. Herzog Bernhard hatte nach der Nördlinger Schlacht die Trümmer der geschlagenen Armee in der Wetterau versammelt; aber verlassen von dem Heilbronnischen Bunde, dem der Prager Friede bald darauf ein völliges Ende machte, und von den Schweden zu wenig unterstützt, sah er sich außer Stand gesetzt, die Armee zu unterhalten, und große Thaten an ihrer Spitze zu thun. Die Nördlinger Niederlage hatte sein Herzogthum Franken verschlungen, und die Ohnmacht der Schweden raubte ihm alle Hoffnung, sein Glück durch diese Krone zu machen. Zugleich auch des Zwanges müde, den ihm das gebietherische Betragen des schwedischen Reichskanzlers auferlegte, richtete er seine Augen auf Frankreich, welches ihm mit Geld, dem Einzigen, was er brauchte, aushelfen konnte, und sich bereitwillig dazu finden ließ. Richelieu wünschte nichts so sehr, als den Einfluß der Schweden auf den deutschen Krieg zu vermindern, und sich selbst unter fremdem Nahmen die Führung desselben in die Hände zu spielen. Zur Erreichung dieses Zweckes konnte er kein besseres Mittel erwählen, als daß er den Schweden ihren tapfersten Feldherrn abtrünnig machte, ihn auf's Genaueste in Frankreichs Interesse zog, und sich zur Ausführung seiner Entwürfe, seines Armes versicherte. Von einem Fürsten, wie Bernhard, der sich ohne den Beystand einer fremden Macht nicht behaupten konnte, hatte Frankreich nichts zu besorgen; da auch der glücklichste Erfolg nicht hinreichte, ihn außer Abhängigkeit von dieser Krone zu setzen. Bernhard kam selbst nach Frankreich, und schloß im October 1635 zu St. Germain en Laye, nicht mehr als schwedischer General, sondern in eigenem Nahmen, einen Vergleich mit dieser Krone, worin ihm eine jährliche Pension von anderthalb Millionen Livres für ihn selbst, und vier Millionen zur Unterhaltung einer Armee, die er unter königlichen Befehlen commandiren sollte, bewilligt wurde. Um

seinen Eifer desto lebhafter anzufeuern, und die Eroberung von Elsaß durch ihn zu beschleunigen, trug man kein Bedenken, ihm in einem geheimen Artikel diese Provinz zur Belohnung anzubiethen; eine Großmuth, von der man sehr weit entfernt war, und welche der Herzog selbst nach Würden zu schätzen wußte. Aber Bernhard vertraute seinem Glücke und seinem Arme, und setzte der Argliſt Verſtellung entgegen. War er einmahl mächtig genug, das Elsaß dem Feinde zu entreißen, so verzweifelte er nicht daran, es im Nothfalle auch gegen einen Freund behaupten zu können. Jetzt also schuf er sich mit französischem Gelde eine eigene Armee, die er zwar unter französischer Hoheit, aber doch so gut als unumschränkt, commandirte, ohne jedoch seine Verbindung mit den Schweden ganz und gar aufzuheben. Er eröffnete seine Operationen am Rheinstrom, wo eine andere französische Armee unter dem Cardinal la Valette die Feindseligkeiten gegen den Kaiser schon im Jahre 1635 eröffnet hatte.

Gegen diese hatte sich das österreichische Hauptheer, welches den großen Sieg bey Nördlingen erfochten hatte, nach Unterwerfung Schwabens und Frankens unter der Anführung des Gallas gewendet, und sie auch glücklich bis Metz zurück gescheucht, den Rheinstrom befreyt, und die von den Schweden besetzten Städte, Mainz und Frankenthal, erobert. Aber die Hauptabsicht dieses Generals, die Winterquartiere in Frankreich zu beziehen, wurde durch den thätigen Widerstand der Franzosen vereitelt, und er sah sich genöthigt, seine Truppen in das erschöpfte Elsaß und Schwaben zurück zu führen. Bey Eröffnung des Feldzugs im folgenden Jahre passirte er zwar bey Breysach den Rhein, und rüstete sich, den Krieg in das innere Frankreich zu spielen. Er fiel wirklich in die Grafschaft Burgund ein, während daß die Spanier von den Niederlanden aus in der Picardie glückliche Fortschritte machten, und Johann von Werth, ein gefürchteter

der General der Ligue und berühmter Parteygänger, tief in Champagne streifte, und Paris selbst mit seiner drohenden Ankunft erschreckte. Aber die Tapferkeit der Kaiserlichen scheiterte vor einer einzigen unbeträchtlichen Festung in Franche Comté, und zum zweyten Mahle mußte sie ihre Entwürfe aufgeben.

Dem thätigen Geiste Herzog Bernhards hatte die Abhängigkeit von einem französischen Generale, der seinem Priesterrocke mehr, als seinem Commandostabe Ehre machte, bisher zu enge Fesseln angelegt, und ob er gleich in Verbindung mit demselben Elsaß-Zabern eroberte, so hatte er sich doch in den Jahren 1636 und 37 am Rhein nicht behaupten können. Der schlechte Fortgang der französischen Waffen in den Niederlanden hatte die Thätigkeit der Operationen im Elsaß und Breisgau gehemmt; aber im Jahre 1638 nahm der Krieg in diesen Gegenden eine desto glänzendere Wendung. Seiner bisherigen Fesseln entledigt, und jetzt wollkommener Herr seiner Truppen, verließ Herzog Bernhard schon im Anfange des Januars die Ruhe der Winterquartiere, die er im Bisthum Basel genommen hatte, und erschien gegen alle Erwartung am Rhein, wo man in dieser rauhen Jahrszeit nichts weniger als einen Angriff vermuthete. Die Waldstädte, Laufenburg, Waldshut und Seckingen, wurden durch Ueberfall weggenommen, und Rheinfelden belagert. Der dort commandirende kaiserliche General, Herzog von Savelli, eilt mit beschleunigten Märschen diesem wichtigen Orte zu Hülfe, entsetzt ihn auch wirklich, und nöthigt Herzog von Weimar nicht ohne großen Verlust zurück. Aber gegen aller Menschen Vermuthen erscheint dieser am dritten Tage (den 21. Februar 1638) wieder im Gesichte der Kaiserlichen, die in voller Sicherheit über den erhaltenen Sieg bey Rheinfelden ausruhen, und schlägt sie bey einer großen Schlacht, worin die zwey kaiserlichen Generale, Savelli und Rheinach, ge-

Lesford und Sperreuter, nebst zwey tausend Mann, zu Gefangenen gemacht werden. Zwey derselben, von Werth und von Enkeford, ließ Richelieu in der Folge nach Frankreich abführen, um der Eitelkeit des französischen Volks durch den Anblick so berühmter Gefangenen zu schmeicheln, und das öffentliche Elend durch das Schaugepränge der erfochtenen Siege zu hintergehen. Auch die eroberten Standarten und Fahnen wurden in dieser Absicht unter einer feyerlichen Prozession in die Kirche de notre Dame gebracht, drey Mahl vor dem Altar geschwungen, und dem Heiligthum in Verwahrung gegeben.

Die Einnahme von Rheinfelden, Rötteln und Freyburg war die nächste Folge des durch Bernhard erfochtenen Sieges. Sein Heer wuchs beträchtlich, und so wie das Glück sich für ihn erklärte, erweiterten sich seine Entwürfe. Die Festung Breysach am Oberrhein wurde als die Beherrscherinn dieses Stroms, und als der Schlüssel zum Elsaß betrachtet. Kein Ort war dem Kaiser in diesen Gegenden wichtiger, auf keinen hatte man so große Sorgfalt verwendet. Breysach zu behaupten, war die vornehmste Bestimmung der italienischen Armee unter Feria gewesen; die Festigkeit seiner Werke, und der Vortheil seiner Lage bothen jedem gewaltsamen Angriffe Trotz, und die kaiserlichen Generale, welche in diesen Gegenden commandirten, hatten Befehl, alles für die Rettung dieses Platzes zu wagen. Aber Bernhard vertraute seinem Glücke, und beschloß den Angriff auf die Festung. Unbezwingbar durch Gewalt, konnte sie nur durch Hunger besiegt werden; und die Sorglosigkeit ihres Commandanten, der keines Angriffs gewärtig, seinen aufgehäuften Getreidevorrath zu Gelde gemacht hatte, beschleunigte dieses Schicksal. Da sie unter diesen Umständen nicht vermögend war, eine lange Belagerung auszuhalten; so mußte man eilen, sie zu entsetzen, oder mit Proviant zu versorgen. Der

kaiſerliche General von Götz näherte ſich daher auf's Eilfertigſte an der Spitze von zwölf tauſend Mann, von drey tauſend Proviantwagen begleitet, die er in die Stadt werfen wollte. Aber von Herzog Bernhard bey Wittenweyer angegriffen, verlor er ſein ganzes Corps bis auf drey tauſend Mann, und die ganze Fracht, die er mit ſich führte. Ein ähnliches Schickſal widerfuhr auf dem Ochſenfelde bey Thann dem Herzoge von Lothringen, der mit fünf bis ſechs tauſend Mann zum Entſatze der Feſtung heranrückte. Nachdem auch ein dritter Verſuch des Generals von Götz zu Breyſachs Rettung mißlungen war, ergab ſich dieſe Feſtung, von der ſchrecklichſten Hungersnoth geängſtigt, nach einer viermonathlichen Belagerung, am 7. December 1638 ihrem eben ſo menſchlichen als beharrlichen Sieger.

Breyſachs Eroberung eröffnete dem Ehrgeize des Herzogs von Weimar ein grenzenloſes Feld, und jetzt fängt der Roman ſeiner Hoffnungen an, ſich der Wahrheit zu nähern. Weit entfernt, ſich der Früchte ſeines Schwerts zu Frankreichs Vortheil zu begeben, beſtimmt er Breyſach für ſich ſelbſt, und kündigt dieſen Entſchluß ſchon in der Huldigung an, die er, ohne einer andern Macht zu erwähnen, in ſeinem eigenen Nahmen von den Ueberwundenen fordert. Durch die bisherigen glänzenden Erfolge berauſcht, und zu den ſtolzeſten Hoffnungen hingeriſſen, glaubt er von jetzt an, ſich ſelbſt genug zu ſeyn, und die gemachten Eroberungen, ſelbſt gegen Frankreichs Willen, behaupten zu können. Zu einer Zeit, wo Alles um Tapferkeit feil war, wo perſönliche Kraft noch etwas galt, und Heere und Heerführer höher als Länder geachtet wurden, war es einem Helden, wie Bernhard, erlaubt, ſich ſelbſt etwas zuzutrauen, und an der Spitze einer trefflichen Armee, die ſich unter ſeiner Anführung unüberwindlich fühlte, an keiner Unternehmung zu verzagen. Um ſich unter der Menge von Feinden, denen

er jetzt entgegen ging, an einen Freund anzuschließen, warf er seine Augen auf die Landgräfinn Amalia von Hessen, die Witwe des kürzlich verstorbenen Landgrafen Wilhelm, eine Dame von eben so viel Geist als Entschlossenheit, die eine streitbare Armee, schöne Eroberungen und ein beträchtliches Fürstenthum mit ihrer Hand zu verschenken hatte. Die Eroberungen der Hessen mit seinen eigenen am Rhein in einen einzigen Staat, und ihre beyderseitigen Armeen, in Eine militärische Macht verbunden, konnten eine bedeutende Macht und vielleicht gar eine dritte Partey in Deutschland bilden, die den Ausschlag des Krieges in ihren Händen hielt. Aber diesem vielversprechenden Entwurfe machte der Tod ein frühzeitiges Ende.

„Herz gefaßt, Pater Joseph! Breysach ist unser!“ schrie Richelieu dem Capuziner in die Ohren, der sich schon zur Reise in jene Welt anschickte; so sehr hatte ihn die Freudenpost berauscht. Schon verschlang er in Gedanken das Elsaß, das Breisgau und alle österreichischen Vorlande, ohne sich der Zusage zu erinnern, die er dem Herzoge Bernhard gethan hatte. Der ernstliche Entschluß des Letztern, Breysach für sich zu behalten, den er auf eine unzweydeutige Art zu erkennen gab, stürzte den Cardinal in nicht geringe Verlegenheit, und Alles wurde hervorgesucht, den siegreichen Bernhard im französischen Interesse zu erhalten. Man lud ihn nach Hof, um Zeuge der Ehre zu seyn, womit man dort das Andenken seiner Triumphe beginge; Bernhard erkannte und floh die Schlinge der Verführung. Man that ihm die Ehre an, ihm eine Nichte des Cardinals zur Gemahlinn anzubiethen; der edle Reichsfürst schlug sie aus, um das sächsische Blut durch keine Mißheirath zu entehren. Jetzt fing man an, ihn als einen gefährlichen Feind zu betrachten, und auch als solchen zu behandeln. Man entzog ihm die Subsidiengelder; man bestach den Gouverneur von Breysach und

seine vornehmsten Officiere, um wenigstens nach dem Tode des Herzogs sich in den Besitz seiner Eroberungen und seiner Truppen zu setzen. Dem Letztern blieben diese Ränke kein Geheimniß, und die Vorkehrungen, die er in den eroberten Plätzen traf, bewiesen sein Mißtrauen gegen Frankreich. Aber diese Irrungen mit dem französischen Hofe hatten den nachtheiligsten Einfluß auf seine folgenden Unternehmungen. Die Anstalten, welche er machen mußte, um seine Eroberungen gegen einen Angriff von französischer Seite zu behaupten, nöthigten ihn, seine Kriegsmacht zu theilen, und das Ausbleiben der Subsidiengelder verzögerte seine Erscheinung im Felde. Seine Absicht war gewesen, über den Rhein zu gehen, den Schweden Luft zu machen, und an den Ufern der Donau gegen den Kaiser und Baiern zu agiren. Schon hatte er Banner, der im Begriffe war, den Krieg in die österreichischen Lande zu wälzen, seinen Operationsplan entdeckt, und versprochen, ihn abzulösen — als der Tod ihn zu Neuburg am Rhein (im July 1639), im sechs und dreyßigsten Jahre seines Alters, mitten in seinem Heldenlaufe überraschte.

Er starb an einer pestartigen Krankheit, welche binnen zwey Tagen gegen vier hundert Menschen im Lager dahin gerafft hatte. Die schwarzen Flecken, die an seinem Leichnam hervor brachen, die eigenen Aeußerungen des Sterbenden, und die Vortheile, welche Frankreich von seinem plötzlichen Hintritte erntete, erweckten den Verdacht, daß er durch französisches Gift sey hingerafft worden, der aber durch die Art seiner Krankheit hinlänglich widerlegt wird. In ihm verloren die Alliirten den größten Feldherrn, den sie nach Gustav Adolph besaßen, Frankreich einen gefürchteten Nebenbuhler um das Elsaß, der Kaiser seinen gefährlichsten Feind. In der Schule Gustav Adolphs zum Helden und Feldherrn gebildet, ahmte er diesem erhabenen Muster nach, und nur ein längeres Leben fehlte ihm, um es zu erreichen,

wo nicht gar zu übertreffen. Mit der Tapferkeit des Soldaten verband er den kalten und ruhigen Blick des Feldherrn, mit dem ausdauernden Muth des Mannes die rasche Entschlossenheit des Jünglings, mit dem wilden Feuer des Kriegers die Würde des Fürsten, die Mäßigung des Weisen, und die Gewissenhaftigkeit des Mannes von Ehre. Von keinem Unfalle gebeugt, erhob er sich schnell und kraftvoll nach dem härtesten Schlage; kein Hinderniß konnte seine Kühnheit beschränken, kein Fehlschlag seinen unbezwinglichen Muth besiegen. Sein Geist strebte nach einem großen, vielleicht nie erreichbaren Ziele; aber Männer seiner Art stehen unter andern Klugheitsgesetzen, als diejenigen sind, wornach wir den großen Haufen zu messen pflegen; fähig, mehr als Andere zu vollbringen, durfte er auch verwegenere Plane entwerfen. Bernhard steht in der neuern Geschichte als ein schönes Bild jener kraftvollen Zeiten da, wo persönliche Größe noch etwas ausrichtete, Tapferkeit Länder errang, und Heldentugend einen deutschen Ritter selbst auf den Kaiserthron führte.

Das beste Stück aus der Hinterlassenschaft des Herzogs war seine Armee, die er, nebst dem Elsaß, seinem Bruder Wilhelm vermachte. Aber an eben diese Armee glaubten Schweden und Frankreich gegründete Rechte zu haben: jenes, weil sie im Nahmen dieser Krone geworben war, und ihr gehuldigt hatte; dieses, weil sie von seinem Gelde unterhalten worden. Auch der Churprinz von der Pfalz trachtete nach dem Besitze derselben, um sich ihrer zur Wiedereroberung seiner Staaten zu bedienen, und versuchte Anfangs durch seine Agenten, und endlich in eigener Person, sie in sein Interesse zu ziehen. Selbst von kaiserlicher Seite geschah ein Versuch, diese Armee zu gewinnen; und dieß darf uns zu einer Zeit nicht wundern, wo nicht die Gerechtigkeit der Sache, nur der Preis der geleisteten Dienste in Betrachtung kam, und die Tapferkeit, wie jede andere Waare, dem Meistbiethenden

feil war. Aber Frankreich, vermögender und entſchloſſener, überboth alle Mitbewerber. Es erkaufte den General von Erlach, den Befehlshaber Breyſachs, und die übrigen Oberhäupter, die ihm Breyſach und die ganze Armee in die Hände ſpielten. Der junge Pfalzgraf Carl Ludwig, der ſchon in den vorhergehenden Jahren einen unglücklichen Feldzug gegen den Kaiſer gethan hatte, ſah auch hier ſeinen Anſchlag ſcheitern. Im Begriffe, Frankreich einen ſo ſchlimmen Dienſt zu erzeigen, nahm er unbeſonnener Weiſe ſeinen Weg durch dieſes Reich. Dem Cardinal, der die gerechte Sache des Pfalzgrafen fürchtete, war jeder Vorwand willkommen, ſeinen Anſchlag zu vereiteln. Er ließ ihn alſo zu Moulin gegen alles Völkerrecht anhalten, und gab ihm ſeine Freyheit nicht eher wieder, als bis der Ankauf der Weimar'ſchen Truppen berichtigt war. So ſah ſich Frankreich nun im Beſitze einer beträchtlichen und wohl geübten Kriegsmacht in Deutſchland, und jetzt fing es eigentlich erſt an, den Kaiſer unter ſeinem eigenen Nahmen zu bekriegen.

Aber es war nicht mehr Ferdinand II., gegen den es jetzt als ein offenbarer Feind aufſtand; dieſen hatte ſchon im Februar 1637 im neun und fünfzigſten Jahre ſeines Alters der Tod von dem Schauplatze abgerufen. Der Krieg, den ſeine Herrſchſucht entzündet hatte, überlebte ihn; nie hatte er während ſeiner achtzehnjährigen Regierung das Schwert aus der Hand gelegt; nie, ſo lang er das Reichszepter führte, die Wohlthat des Friedens geſchmeckt. Mit den Talenten des guten Herrſchers geboren, mit vielen Tugenden geſchmückt, die das Glück der Völker begründen, ſanft und menſchlich von Natur, ſehen wir ihn, aus einem übel verſtandenen Begriff von Monarchenpflicht, das Werkzeug zugleich und das Opfer fremder Leidenſchaften, ſeine wohlthätige Beſtimmung verfehlen, und den Freund der Gerechtigkeit in einen Unterdrücker der Menſchheit, in einen Feind des Friedens, in

eine Geißel seiner Völker ausarten. In seinem Privatleben liebenswürdig, in seinem Regentenamt achtungswerth, nur in seiner Politik schlimm berichtet, vereinigte er auf seinem Haupte den Segen seiner katholischen Unterthanen und die Flüche der protestantischen Welt. Die Geschichte stellt mehr und schlimmere Despoten auf, als Ferdinand II. gewesen, und doch hat nur Einer einen dreyßigjährigen Krieg entzündet; aber der Ehrgeiz dieses Einzigen mußte unglücklicher Weise gerade mit einem solchen Jahrhundert, mit solchen Vorbereitungen, mit solchen Keimen der Zwietracht zusammentreffen, wenn er von so verderblichen Folgen begleitet seyn sollte. In einer friedlichern Zeitepoche hätte dieser Funke keine Nahrung gefunden, und die Ruhe des Jahrhunderts hätte den Ehrgeiz des Einzelnen erstickt; jetzt fiel der unglückliche Strahl in ein hochaufgethürmtes, lange gesammeltes Brenngeräthe, und Europa entzündete sich.

Sein Sohn, Ferdinand III., wenige Monathe vor seines Vaters Hintritt zur Würde eines römischen Königs erhoben, erbte seine Throne, seine Grundsätze und seinen Krieg. Aber Ferdinand III. hatte den Jammer der Völker, und die Verwüstung der Länder in der Nähe gesehen, und das Bedürfniß des Friedens näher und feuriger gefühlt. Weniger abhängig von den Jesuiten und Spaniern, und billiger gegen fremde Religionen, konnte er leichter als sein Vater die Stimme der Mäßigung hören. Er hörte sie, und schenkte Europa den Frieden; aber erst nach einem eilfjährigen Kampfe mit dem Schwerte und der Feder, und nicht eher, als bis aller Widerstand fruchtlos war, und die zwingende Noth ihm ihr hartes Gesetz dictirte.

Das Glück begünstigte den Antritt seiner Regierung, und seine Waffen waren siegreich gegen die Schweden. Diese hatten unter Banners kraftvoller Anführung nach dem Siege bey Wittstock Sachsen mit Winterquartieren belastet, und den

Feldzug des 1637sten Jahres mit der Belagerung Leipzigs eröffnet. Der tapfere Widerstand der Besatzung, und die Annäherung der churfürstlich-kaiserlichen Völker rettete diese Stadt, und Banner, um nicht von der Elbe abgeschnitten zu werden, mußte sich nach Torgau zurück ziehen. Aber die Ueberlegenheit der Kaiserlichen verscheuchte ihn auch von hier, und umringt von feindlichen Schwärmern, aufgehalten von Strömen und vom Hunger verfolgt, mußte er einen höchst gefährlichen Rückzug nach Pommern nehmen, dessen Kühnheit und glücklicher Erfolg an's Romanhafte grenzt. Die ganze Armee durchwatete an einer seichten Stelle die Oder bey Fürstenberg, und der Soldat, dem das Wasser bis an den Hals trat, schleppte selbst die Kanonen fort; weil die Pferde nicht mehr ziehen wollten. Banner hatte darauf gerechnet, jenseits der Oder seinen in Pommern stehenden Untergeneral Wrangel zu finden, und, durch diesen Zuwachs verstärkt, dem Feinde alsdann die Spitze zu bieten. Wrangel erschien nicht, und an seiner Statt hatte sich ein kaiserliches Heer bey Landsberg postirt, den fliehenden Schweden den Weg zu verlegen. Banner entdeckte nun, daß er in eine verderbliche Schlinge gefallen, woraus kein Entkommen war. Hinter sich ein ausgehungertes Land, die Kaiserlichen und die Oder, die Oder zur Linken, die von einem kaiserlichen General Bucheim bewacht, keinen Uebergang gestattete, vor sich Landsberg, Cüstrin, die Warta und ein feindliches Heer, zur Rechten Pohlen, dem man, des Stillstands ungeachtet, nicht wohl vertrauen konnte, sah er sich ohne ein Wunder verloren, und schon triumphirten die Kaiserlichen über seinen unvermeidlichen Fall. Banners gerechte Empfindlichkeit klagte die Franzosen als die Urheber dieses Unglücks an. Sie hatten die versprochene Diversion am Rhein unterlassen, und ihre Unthätigkeit erlaubte dem Kaiser, seine ganze Macht gegen die Schweden zu gebrauchen. „Sollten wir einst,“

brach der aufgebrachte General gegen den französischen Residenten aus, der dem schwedischen Lager folgte, „stünden wir und die Deutschen einmahl in Gesellschaft gegen Frankreich fechten, so werden wir nicht so viel Umstände machen, ehe wir den Rheinstrom passiren.“ Aber Worte dieser waren jetzt vergeblich verschwendet, Entschluß und That forderte die dringende Noth. Um den Feind vielleicht durch eine falsche Spur von der Oder hinweg zu locken, stellte sich Banner, als ob er durch Pohlen einkommen wollte, schickte auch wirklich den größten Theil der Bagage auf diesem Wege voran, und ließ seine Gemahlinn sammt den übrigen Officiersfrauen dieser Marschroute folgen. Sogleich brechen die Kaiserlichen gegen die pohlnische Grenze auf, ihm diesen Paß zu versperren, auch Buchheim verläßt seinen Standort, und die Oder wird entblößt. Rasch wendet sich Banner in der Dunkelheit der Nacht gegen diesen Strom zurück, und setzt seine Truppen, sammt Bagage und Geschütz, eine Meile oberhalb Custrin, ohne Brücken, ohne Schiffe, wie vorher bey Fürstenberg, über. Ohne Verlust erreichte er Pömmern, in dessen Vertheidigung er und Hermann Wrangel sich theilen.

Aber die Kaiserlichen, von Gallas angeführt, drangen bey Ridsee in dieses Herzogthum, und überschwemmten es mit ihrer überlegenen Macht. Usedom und Wolgast werden mit Sturm, Demmin mit Accord erobert, und die Schweden bis tief in Hinterpömmern zurück getrieben. Und jetzt gerade kam es wohl alles darauf an, sich in diesem Lande zu behaupten; da Herzog Bogislaw XIV. in eben diesem Jahre stirbt, und das schwedische Reich seine Ansprüche auf Pömmern geltend machen soll. Um den Churfürsten von Brandenburg zu verhindern, seine alten Erbverbrüderung und auf den Prager Frieden gegründeten Rechte an dieses Herzogthum geltend zu machen, strengt es jetzt alle

ſeine Kräfte an, und unterſtützt ſeine Generale auf's Nachdrücklichſte mit Geld und Soldaten. Auch in andern Gegenden des Reichs gewinnen die Angelegenheiten Schwedens ein günſtigeres Anſehen, und ſie fangen an, ſich von dem tiefen Verfalle zu erheben, worein ſie durch die Unthätigkeit Frankreichs, und durch den Abfall ihrer Alliirten verſunken waren. Denn nach ihrem eilfertigen Rückzuge nach Pommern hatten ſie einen Platz nach dem andern in Oberſachſen verloren; die mecklenburgiſchen Fürſten, von den kaiſerlichen Waffen bedrängt, fingen an, ſich auf die öſterreichiſche Seite zu neigen, und ſelbſt Herzog Georg von Lüneburg erklärte ſich feindlich gegen ſie. Ehrenbreitſtein, durch Hunger beſiegt, öffnete dem baieriſchen General von Werth ſeine Thore, und die Oeſterreicher bemächtigten ſich aller am Rheinſtrome aufgeworfener Schanzen. Frankreich hatte gegen die Spanier eingebüßt, und der Erfolg entſprach den prahleriſchen Anſtalten nicht, womit man den Krieg gegen dieſe Krone eröffnet hatte. Verloren war Alles, was die Schweden im innern Deutſchland beſaßen, und nur die Hauptplätze in Pommern behaupteten ſich noch. Ein einziger Feldzug reißt ſie aus dieſer tiefen Erniedrigung, und durch die mächtige Diverſion, welche der ſiegende Bernhard, den kaiſerlichen Waffen an den Ufern des Rheins macht, wird der ganzen Lage des Kriegs ein ſchneller Umſchwung gegeben.

Die Irrungen zwiſchen Frankreich und Schweden waren endlich beygelegt, und der alte Tractat zwiſchen beyden Kronen zu Hamburg mit neuen Vortheilen für die Schweden beſtätigt worden. In Heſſen übernahm die ſtaatskluge Landgräfinn Amalia mit Bewilligung der Stände, nach dem Abſterben Wilhelms, ihres Gemahls, die Regierung, und behauptete mit vieler Entſchloſſenheit gegen den Widerſpruch des Kaiſers und der darmſtädtiſchen Linie ihre Rechte. Der ſchwediſchproteſtantiſchen Partey ſchon allein aus Religions-

grundsätzen eifrig ergeben, erwartete sie bloß die Gunst der Gelegenheit, um sich laut und thätig dafür zu erklären. Unterdessen gelang es ihr, durch eine kluge Zurückhaltung und listig angesponnene Tractaten den Kaiser in Unthätigkeit zu erhalten, bis ihr geheimes Bündniß mit Frankreich geschlossen war, und Bernhards Siege den Angelegenheiten der Protestanten eine günstige Wendung gaben. Da warf sie auf ein Mahl die Maske ab, und erneuerte die alte Freundschaft mit der schwedischen Krone. Auch den Churprinzen von der Pfalz ermunterten Herzog Bernhards Triumphe, sein Glück gegen den gemeinschaftlichen Feind zu versuchen. Mit englischem Gelde warb er Völker in Holland, errichtete zu Meppen ein Magazin, und vereinigte sich in Westphalen mit schwedischen Truppen. Sein Magazin ging zwar verloren, seine Armee wurde von dem Grafen Hatzfeld bey Flotha geschlagen; aber seine Unternehmung hatte doch den Feind eine Zeit lang beschäftigt, und den Schweden in andern Gegenden ihre Operationen erleichtert. Noch manche ihrer andern Freunde lebten auf, wie das Glück sich zu ihrem Vortheil erklärte, und es war schon Gewinn genug für sie, daß die niedersächsischen Stände die Neutralität ergriffen.

Von diesen wichtigen Vortheilen begünstigt, und durch vierzehn tausend Mann frischer Truppen aus Schweden und Liefland verstärkt, eröffnete Banner voll guter Hoffnungen im Jahre 1638 den Feldzug. Die Kaiserlichen, welche Vorpommern und Mecklenburg inne hatten, verließen größten Theils ihren Posten, oder liefen scharenweise den schwedischen Fahnen zu, um dem Hunger, ihrem grimmigsten Feind in diesen ausgeplünderten und verarmten Gegenden, zu entfliehen. So schrecklich hatten die bisherigen Durchzüge und Quartiere das ganze Land zwischen der Elbe und Oder verödet, daß Banner, um in Sachsen und Böhmen einbrechen zu können, und auf dem Wege dahin nicht mit seiner

TAYLOR INST. OXFORD

ganzen Armee zu verhungern, von Hinterpommern auf einem Umweg nach Niedersachsen nahm, und dann erst durch das halberstädtische Gebieth in Churſachſen einrückte. Die Ungeduld der niederſächſiſchen Staaten, einen ſo hungrigen Gaſt nicht länger zu werden, verſorgte ihn mit dem nöthigen Proviant, daß er für ſeine Armee in Magdeburg Brot hatte; — in einem Lande, wo der Hunger ſchon den Abſcheu an Menſchenfleiſch überwunden hatte. Er erſchreckte Sachſen mit ſeiner verwüſtenden Ankunft; aber nicht auf dieſes erſchöpfte Land, auf die kaiſerlichen Erbländer war ſeine Abſicht gerichtet. Bernhards Siege erhoben ſeinen Muth, und die wohlhabenden Provinzen des Hauſes Oeſterreich lockten ſeine Habſucht. Nachdem er den kaiſerlichen General von Salis bey Eilenburg geſchlagen, die ſächſiſche Armee bey Eilenburg zu Grunde gerichtet, und Pirna erobert hatte, drang er in Böhmen mit unwiderſtehlicher Macht ein, ſetzte über die Elbe, bedrohte Prag, eroberte Brandeis und Leutmeritz, ſchlug den General von Hoffkirchen mit zehn Regimentern, und verbreitete Schrecken und Verwüſtung durch das ganze unbeſchützte Königreich. Beute, was alles, was ſich fortſchaffen ließ, und zerſtört wurde, was nicht genoſſen und geraubt werden konnte. Um deſto mehr Korn fortzuſchleppen, ſchnitt man die Aehren von den Halmen, und verderbte den Ueberreſt. Ueber tauſend Schlöſſer, Meyerhöfe und Dörfer wurden in die Aſche gelegt, und oft ſah man ihrer hundert in einer einzigen Nacht auflodern. Von Böhmen aus that er Streifzüge nach Schleſien, und ſelbſt Mähren und Oeſterreich ſollte ſeine Raubſucht empfinden. Dieß zu verhindern, mußte Graf Gätzfeld aus Weſtphalen und Piccolomini aus den Niederlanden herbeyeilen. Erzherzog Leopold, ein Bruder des Kaiſers, erhält den Commandoſtab, um die Ungeſchicklichkeit ſeines Vorgängers, Gallas, wieder gut zu machen, und die Armee aus ihrem tiefen Verfalle zu erheben.

Der Ausgang rechtfertigte die getroffene Veränderung, und der Feldzug des 1640ſten Jahres ſchien für die Schweden eine ſehr nachtheilige Wendung zu nehmen. Sie werden aus einem Quartiere nach dem andern in Böhmen vertrieben, und nur bemüht, ihren Raub in Sicherheit zu bringen, ziehen ſie ſich eilfertig über das Meißniſche Gebirge. Aber auch durch Sachſen von dem nacheilenden Feinde verfolgt, und bey Plauen geſchlagen, müſſen ſie nach Thüringen ihre Zuflucht nehmen. Durch einen einzigen Sommer zu Meiſtern des Feldes gemacht, ſtürzen ſie eben ſo ſchnell wieder zu der tiefſten Schwäche herab, um ſich auf's Neue zu erheben, und ſo mit beſtändigem raſchem Wechſel von einem Aeußerſten zum andern zu eilen. Banners geſchwächte Macht, im Lager bey Erfurt ihrem gänzlichen Untergange nahe, erhebt ſich auf ein Mahl wieder. Die Herzoge von Lüneburg verlaſſen den Prager Frieden, und führen ihm jetzt die nähmlichen Truppen zu, die ſie wenige Jahre vorher gegen ihn fechten ließen. Heſſen ſchickte Hülfe, und der Herzog von Longueville ſtößt mit der nachgelaſſenen Armee Herzog Bernhards zu ſeinen Fahnen. Den Kaiſerlichen auf's Neue an Macht überlegen, bietet ihnen Banner bey Saalfeld ein Treffen an; aber ihr Anführer Piccolomini vermeidet es klüglich, und hat eine zu gute Stellung gewählt, um dazu gezwungen zu werden. Als endlich die Baiern ſich von dem Kaiſerlichen trennen, und ihren Marſch gegen Franken richten, verſucht Banner auf dieſes getrennte Corps einen Angriff, den aber die Klugheit des baieriſchen Anführers, von Mercy, und die ſchnelle Annäherung der kaiſerlichen Hauptmacht vereitelt. Beyde Armeen ziehen ſich nunmehr in das ausgehungerte Heſſen, wo ſie ſich, nicht weit von einander, in ein feſtes Lager einſchließen, bis endlich Mangel und rauhe Jahreszeit ſie aus dieſem verarmten Landſtriche verſcheuchen. Piccolomini erwählt ſich die fetten Ufer der Weſer zu

Winterquartieren; aber überflügelt von Bannern muß er sie den Schweden einräumen, und die fränkischen Bisthümer mit seinem Besuche beläſtigen.

Um eben diese Zeit wurde zu Regensburg ein Reichstag gehalten, wo die Klagen der Stände gehört, an der Beruhigung des Reiches gearbeitet, und über Krieg und Frieden ein Schluß gefaßt werden sollte. Die Gegenwart des Kaisers, die Wahrheit der katholischen Stimmen im Churfürstenrathe, die überlegene Anzahl der Bischöfe, und der Abgang von mehreren evangelischen Stimmen leitete die Verhandlungen zum Vortheile des Kaisers, und es fehlte viel, daß auf diesem Reichstage das Reich repräsentirt worden wäre. Nicht ganz mit Unrecht betrachteten ihn die Protestanten als eine Zusammenverschwörung Oesterreichs und seiner Creaturen gegen den protestantischen Theil, und in ihren Augen konnte es Verdienst scheinen, diesen Reichstag zu stören, oder auseinander zu scheuchen.

Banner entwarf diesen verwegenen Anschlag. Der Ruhm seiner Waffen hatte bey dem letzten Rückzuge aus Böhmen gelitten, und es bedurfte einer unternehmenden That, um seinen vorigen Glanz wieder herzustellen. Ohne Jemand zum Vertrauten seines Anschlags zu machen, verließ er in der strengsten Kälte des Winters im Jahre 1641 seine Quartiere in Lüneburg, sobald die Wege und Ströme gefroren waren. Begleitet von dem Marschall von Guebriant, der die französische und Weimarische Armee commandirte, richtete er durch Thüringen und das Vogtland seinen Marsch nach der Donau; und stand Regensburgs gegenüber, ehe der Reichstag von seiner Ankunft gewarnt werden konnte. Unbeschreiblich groß war die Bestürzung der versammelten Stände, und in der ersten Angst schickten sich als Gesandten zur Flucht an. Nur der Kaiser erklärte, daß er die Stadt nicht verlassen würde, und stärkte durch sein Bey-

spiel die Andern. Zum Unglück der Schweden fiel ein Thauwetter ein, daß die Donau aufging, und weder trockenen Fußes, noch wegen des starken Eisganges zu Schiffe passirt werden konnte. Um doch etwas gethan zu haben, und den Stolz des deutschen Kaisers zu kränken, beging Banner die Unhöflichkeit, die Stadt mit fünf hundert Kanonenschüssen zu begrüßen, die aber wenig Schaden anrichteten. In dieser Unternehmung getäuscht, beschloß er nunmehr, tiefer in Baiern und in das unvertheidigte Mähren zu dringen, wo eine reiche Beute und bequemere Quartiere seine bedürftigen Truppen erwarteten. Aber Nichts konnte den französischen General bewegen, ihm bis dahin zu folgen. Guebriant fürchtete, daß die Absicht der Schweden sey, die Weimar'sche Armee immer weiter vom Rhein zu entfernen, und von aller Gemeinschaft mit Frankreich abzuschneiden, bis man sie entweder gänzlich auf seine Seite gebracht, oder doch außer Stand gesetzt habe, etwas Eigenes zu unternehmen. Er trennte sich also von Bannern, um nach dem Mainstrome zurückzukehren, und dieser sah sich auf ein Mahl der ganzen kaiserlichen Macht bloß gestellt, die zwischen Regensburg und Ingolstadt in aller Stille versammelt, gegen ihn anrückte. Jetzt galt es, auf einen schnellen Rückzug zu denken, der im Angesicht eines an Reiterey überlegenen Heeres, zwischen Strömen und Wäldern, in einem weit und breit feindlichen Lande, kaum anders, als durch ein Wunder möglich schien. Eilfertig zog er sich nach dem Wald, um durch Böhmen nach Sachsen zu entkommen; aber drey Regimenter mußte er bey Neuburg im Stiche lassen. Diese hielten durch eine spartanische Gegenwehr hinter einer schlechten Mauer die feindliche Macht vier ganze Tage auf, daß Banner den Vorsprung gewinnen konnte. Er entkam über Eger nach Annaberg; Piccolomini setzte ihm auf einem nähern Wege über Schlackenwald nach; und es kam

bloß auf den Vortheil einer kleinen halben Stunde an, daß ihm der kaiserliche General nicht bey dem Passe zu Priesnitz zuvor kam, und die ganze schwedische Macht vertilgte. Zu Zwickau vereinigte sich Guebriant wieder mit dem Banner'schen Heere, und beyde richteten ihren Marsch nach Halberstadt, nachdem sie umsonst versucht hatten, die Saale zu vertheidigen, und den Oesterreichern den Uebergang zu verwehren.

Zu Halberstadt fand endlich Banner (im Mai 1641) das Ziel seiner Thaten, durch kein anderes als das Gift der Unmäßigkeit und des Verdrusses getödtet. Mit großem Ruhme, obgleich mit abwechselndem Glück, behauptete er das Ansehen der schwedischen Waffen in Deutschland, und zeigte sich durch eine Kette von Siegesthaten seines großen Lehrers in der Kriegskunst werth. Er war reich an Anschlägen, die er geheimnißvoll bewahrte und rasch vollstreckte, besonnen in Gefahren, in der Widerwärtigkeit größer als im Glück, und nie mehr furchtbar, als wenn man ihn am Rande des Verderbens glaubte. Aber die Tugenden des Kriegshelden waren in ihm mit allen Unarten und Lastern gepaart, die das Waffenhandwerk erzeugt, oder doch in Schutz nimmt. Eben so gebietherisch im Umgange als vor der Fronte seines Heeres, rauh wie sein Gewerbe, und stolz wie ein Eroberer, drückte er die deutschen Fürsten nicht weniger durch seinen Uebermuth, als durch seine Erpressungen ihre Länder. Für die Beschwerden des Krieges entschädigte er sich durch die Freuden der Tafel, und in den Armen der Wollust, die er bis zum Uebermaße trieb, und endlich mit einem frühen Tode büßen mußte. Aber üppig, wie ein Alexander und Mahomed II., stürzte er sich mit gleicher Leichtigkeit aus den Armen der Wollust in die härteste Arbeit des Krieges, und in seiner ganzen Feldherrngröße stand er da, als die Armee über den Waffenstillstand murrte. Gegen

achtzig tausend Mann fielen in den zahlreichen Schlachten, die er lieferte, und gegen sechs hundert feindliche Standarten und Fahnen, die er nach Stockholm sandte, beurkundeten seine Siege. Der Verlust dieses großen Führers wurde von den Schweden bald auf's Empfindlichste gefühlt, und man fürchtete, daß er nicht zu ersetzen seyn würde. Der Geist der Empörung und Zügellosigkeit, durch das überwiegende Ansehen dieses gefürchteten Generals in Schranken gehalten, erwachte, sobald er dahin war. Die Officiere fordern mit furchtbarer Einstimmigkeit ihre Rückstände, und keiner der vier Generale, die sich nach Bannern in das Commando theilen, besitzt Ansehen genug, diesen ungestümen Mahnern Genüge zu leisten oder Stillschweigen zu gebiethen. Die Kriegszucht erschlafft; der zunehmende Mangel und die kaiserlichen Abrufungsschreiben vermindern mit jedem Tage die Armee; die französisch-weimarischen Völker beweisen wenig Eifer; die Lüneburger verlassen die schwedischen Fahnen, da die Fürsten des Hauses Braunschweig nach dem Tode Herzogs Georg sich mit dem Kaiser vergleichen; und endlich sondern sich auch die Hessen von ihnen ab, um in Westphalen bessere Quartiere zu suchen. Der Feind benutzt dieses verderbliche Zwischenreich, und, obgleich in zwey Actionen auf's Haupt geschlagen, gelingt es ihm, beträchtliche Fortschritte in Niedersachsen zu machen.

Endlich erschien der neuernannte schwedische Generalissimus mit frischem Geld und Soldaten. Bernhard Torstensohn war es, ein Zögling Gustav Adolphs, und der glücklichste Nachfolger dieses Helden, dem er schon in dem polnischen Kriege als Page zur Seite stand. Von dem Podagra gelähmt, und an die Sänfte geschmiedet, besiegte er alle seine Gegner durch Schnelligkeit, und seine Unternehmungen hatten Flügel, während daß sein Körper die schrecklichsten aller Fesseln trug. Unter ihm verändert

ſich der Schauplatz des Krieges, und neue Maximen herrſchen, die die Noth gebiethet und der Erfolg rechtfertigt. Erſchöpft ſind alle Länder, um die man bisher geſtritten hatte, und, in ſeinen hinterſten Landen unangefochten, fühlt das Haus Oeſterreich den Jammer des Krieges nicht, unter welchem ganz Deutſchland blutet. Torſtenſohn verſchafft ihm zuerſt dieſe bittere Erfahrung, ſättigt ſeine Schweden an dem fetten Tiſche Oeſterreichs, und wirft den Feuerbrand bis an den Thron des Kaiſers.

In Schleſien hatte der Feind beträchtliche Vortheile über den ſchwediſchen Anführer Stalhartſch erfochten, und ihn nach der Neumark gejagt. Torſtenſohn, der ſich im Lüneburgiſchen mit der ſchwediſchen Hauptmacht vereinigt hatte, zog ihn an ſich, und brach im Jahre 1642 durch Brandenburg, das unter dem großen Churfürſten angefangen hatte, eine gewaffnete Neutralität zu beobachten, plötzlich in Schleſien ein. Glogau wird ohne Approche, ohne Breſche, mit dem Degen in der Fauſt erſtiegen, der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg bey Schweidnitz geſchlagen und ſelbſt erſchoſſen, Schweidnitz, wie faſt das ganze dießſeits der Oder gelegene Schleſien erobert. Nun drang er mit unaufhaltſamer Gewalt bis in das Innerſte von Mähren, wohin noch kein Feind des Hauſes Oeſterreich gekommen war, bemeiſterte ſich der Stadt Olmütz, und machte ſelbſt die Kaiſerſtadt beben. Unterdeſſen hatte Piccolomini und Erzherzog Leopold eine überlegene Macht verſammelt, die den ſchwediſchen Eroberer aus Mähren, und bald auch, nach einem vergeblichen Verſuch auf Brieg, aus Schleſien verſcheuchte. Durch Wrangeln verſtärkt, wagte er ſich zwar auf's Neue dem überlegenen Feinde entgegen, und entſetzte Großglogau; aber er konnte weder den Feind zum Schlagen bringen, noch ſeine Abſicht auf Böhmen ausführen. Er überſchwemmte nun die Lauſitz, wo er in

Angesicht des Feindes Zistau wegnahm, und nach einem kurzen Aufenthalt seinen Marsch durch Meißen an die Elbe richtete, die er bey Torgau passirte. Jetzt bedrohte er Leipzig mit einer Belagerung, und machte sich Hoffnung, in dieser wohlhabenden, seit zehn Jahren verschont gebliebenen Stadt einen reichlichen Vorrath an Lebensmitteln und starke Brandschatzungen zu erheben.

Sogleich eilen die Kaiserlichen unter Leopold und Piccolomini über Dresden zum Entsatz herbey, und Torstenson, um nicht zwischen der Armee und der Stadt eingeschlossen zu werden, rückt ihnen beherzt und in voller Schlachtordnung entgegen. Durch einen wunderbaren Kreislauf der Dinge traf man jetzt wieder auf dem nähmlichen Boden zusammen, den Gustav Adolph eilf Jahre vorher durch einen entscheidenden Sieg merkwürdig gemacht hatte, und der Vorfahren Heldentugend erhitzte ihre Nachfolger zu einem edlen Wettstreit auf dieser heiligen Erde. Die schwedischen Generale Stalhantsch und Willenberg warfen sich auf den noch nicht ganz in Ordnung gestellten linken Flügel der Oesterreicher mit solchem Ungestüm, daß die ganze ihn bedeckende Reiterey über den Haufen geranzt und zum Treffen unbrauchbar gemacht wird. Aber auch dem linken der Schweden drohte schon ein ähnliches Schicksal, als ihm der siegende rechte zu Hülfe kam, dem Feinde in den Rücken und in die Flanken fiel, und seine Linien trennte. Die Infanterie beyder Theile stand einer Mauer gleich, und wahrte sich, nachdem alles Pulver verschossen war, mit umgekehrten Musketen; bis endlich die Kaiserlichen, von allen Seiten umringt, nach einem dreystündigen Gefechte das Feld räumen mußten. Die Anführer beyder Armeen hatten ihr Aeußerstes gethan, ihre fliehenden Völker aufzuhalten, und Erzherzog Leopold war mit seinem Regimente der erste beym Angriff, und der letzte auf der Flucht. Ueber drey

tausend Mann und zwey ihrer besten Generäle, Schlangen und Lilienhoek, kostete den Schweden dieser blutige Sieg. Von den Kaiserlichen blieben fünf tausend auf dem Platze, und beynahe eben so viele wurden zu Gefangenen gemacht. Ihre ganze Artillerie von sechs und vierzig Kanonen, das Silbergeschirr und die Kanzley des Erzherzogs, die ganze Bagage der Armee fiel in der Sieger Hände. Torstenssohn, zu sehr geschwächt durch seinen Sieg, um den Feind verfolgen zu können, rückt vor Leipzig; die geschlagene Armee nach Böhmen, wo die flüchtigen Regimenter sich wieder sammelten. Erzherzog Leopold konnte diese verlorne Schlacht nicht verschmerzen, und das Cavallerieregiment, das durch seine frühe Flucht dazu Anlaß gegeben, erfuhr die Wirkungen seines Grimmes. Zu Nackonitz in Böhmen erklärte er es im Angesichte der übrigen Truppen für ehelos, beraubte es aller seiner Pferde, Waffen und Insignien, ließ seine Standarten zerreißen, mehrere seiner Officiere und von den Gemeinen den zehnten Mann zum Tode verurtheilen.

Leipzig selbst, welches drey Wochen nach dem Treffen bezwungen wurde, war die schönste Beute des Siegers. Die Stadt mußte das ganze schwedische Heer neu bekleiden, und sich mit drey Tonnen Goldes, wozu auch die fremden Handlungshäuser, die ihre Waarenlager darin hatten, mit Taxen beschwert wurden, von der Plünderung los kaufen. Torstenssohn rückte noch im Winter vor Freyberg, trotzte vor dieser Stadt mehrere Wochen lang dem Grimme der Witterung, und hoffte durch seine Beharrlichkeit den Muth der Belagerten zu ermüden. Aber er opferte nur seine Truppen auf, und die Annäherung des kaiserlichen Generals Piccolomini nöthigte ihn endlich, mit seiner geschwächten Armee sich zurück zu ziehen. Doch achtete er es schon für Gewinn, daß auch der Feind die Ruhe der Winterquartiere, deren er sich freywillig beraubte, zu entbehren gemüthigt ward, und in

diesem ungünstigen Winterfeldzuge über drey tausend Pferde einbüßte. Er machte nun eine Bewegung gegen die Oder, um sich durch die Garnisonen aus Pommern und Schlesien zu verstärken; aber mit Blitzesschnelligkeit stand er wieder an der böhmischen Grenze, durchflog dieses Königreich, und — entsetzte Olmütz in Mähren, das von den Kaiserlichen hart geängstigt wurde. Aus seinem Lager bey Dobitschau, zwey Meilen von Olmütz, beherrschte er ganz Mähren, drückte es mit schweren Erpressungen, und ließ bis an die Brücken von Wien seine Scharen streifen. Umsonst bemühte sich der Kaiser, zur Vertheidigung dieser Provinz den ungarischen Adel zu bewaffnen; dieser berief sich auf seine Privilegien, und wollte außerhalb seinem Vaterlande nicht dienen. Ueber dieser fruchtlosen Unterhandlung verlor man die Zeit für einen thätigen Widerstand, und ließ die ganze Provinz Mähren den Schweden zum Raube werden.

Während daß Bernhard Torstensohn durch seine Märsche und Siege Freund und Feind in Erstaunen setzte, hatten sich die Armeen der Alliirten in andern Theilen des Reichs nicht unthätig verhalten. Die Hessen und Weimar'schen unter dem Grafen von Eberstein und dem Marschall von Guebriant waren in das Erzstift Cölln eingefallen, um dort ihre Winterquartiere zu beziehen. Um sich dieser räuberischen Gäste zu erwehren, rief der Churfürst den kaiserlichen General von Hatzfeld herbey, und versammelte seine eigenen Truppen unter dem General Lamboy. Diesen griffen die Alliirten (im Jänner 1642) bey Kempen an, und schlugen ihn in einer großen Schlacht, daß zwey tausend blieben, und noch ein Mahl so viel zu Gefangenen gemacht wurden. Dieser wichtige Sieg öffnete ihnen das ganze Churfürstenthum und die angrenzenden Lande, daß sie nicht nur ihre Winterquartiere darin behaupteten, sondern auch große Verstärkungen an Soldaten und Pferden daraus zogen.

Guebriant überließ den hessischen Völkern, ihre Eroberungen am Niederrhein gegen den Grafen von Hatzfeld zu vertheidigen, und näherte sich Thüringen, um Torstenssohns Unternehmungen in Sachsen zu unterstützen. Aber anstatt seine Macht mit der schwedischen zu vereinigen, eilte er zurück nach dem Main- und Rheinstrome, von dem er sich schon weiter, als er sollte, entfernt hatte. Da ihm die Baiern unter Mercy und Johann von Werth in der Markgrafschaft Baden zuvorgekommen waren; so irrte er viele Wochen lang, dem Grimme der Witterung Preis gegeben, ohne Obdach umher, und mußte gewöhnlich auf dem Schnee campiren, bis er in Breisgau endlich ein kümmerliches Unterkommen fand. Zwar zeigte er sich im folgenden Sommer wieder im Felde, und beschäftigte in Schwaben das baierische Heer, daß es die Stadt Thionville in den Niederlanden, welche Condé belagerte, nicht entsetzen sollte. Aber bald ward er von dem überlegenen Feinde in das Elsaß zurück gedrückt, wo er eine Verstärkung erwartete.

Der Tod des Cardinals Richelieu, der im November des Jahres 1642 erfolgt war, und der Thron- und Ministerwechsel, den das Absterben Ludwigs XIII. im Mai 1643 nach sich zog, hatte die Aufmerksamkeit Frankreichs eine Zeit lang von dem deutschen Kriege abgezogen, und diese Unthätigkeit im Felde bewirkt. Aber Mazarin, der Erbe von Richelieu's Macht, Grundsätzen und Entwürfen, verfolgte den Plan seines Vorgängers mit erneuertem Eifer, wie theuer auch der französische Unterthan diese politische Größe Frankreichs bezahlte. Wenn Richelieu die Hauptstärke der Armeen gegen Spanien gebrauchte, so kehrte sie Mazarin gegen den Kaiser, und machte durch die Sorgfalt, die er dem Kriege in Deutschland widmete, seinen Ausspruch wahr, daß die deutsche Armee der rechte Arm seines Königs und der Wall der französischen Staaten sey. Er schickte dem Feldma-

schall von Guebriant, gleich nach der Einnahme von Thionville, eine beträchtliche Verstärkung in's Elsaß; und damit diese Truppen sich den Mühseligkeiten des deutschen Krieges desto williger unterziehen möchten, mußte der berühmte Sieger bey Rocroy, Herzog von Enguien, nachheriger Prinz von Condé, sie in eigener Person dahin führen. Jetzt fühlte sich Guebriant stark genug, um in Deutschland wieder mit Ehren auftreten zu können. Er eilte über den Rhein zurück, um sich in Schwaben bessere Winterquartiere zu suchen, und machte sich auch wirklich Meister von Rothweil, wo ihm ein baierisches Magazin in die Hände fiel. Aber dieser Platz wurde theurer bezahlt, als er werth war, und schneller, als er gewonnen worden, wieder verloren. Guebriant erhielt eine Wunde im Arm, welche die ungeschickte Hand seines Wundarztes tödtlich machte, und die Größe seines Verlustes wurde noch selbst an dem Tage seines Todes kund.

Die französische Armee, durch die Expedition in einer so rauhen Jahreszeit merklich vermindert, hatte sich nach der Einnahme von Rothweil in die Gegend von Tuttlingen gezogen, wo sie, ohne alle Ahnung eines feindlichen Besuchs, in tiefer Sicherheit rastet. Unterdessen versammelt der Feind eine große Macht, die bedenkliche Festsetzung der Franzosen jenseits des Rheins, und in einer so großen Nähe von Baiern, zu hindern, und diese Gegend von ihren Erpressungen zu befreyen. Die Kaiserlichen, von Hatzfeld angeführt, verbinden sich mit der baierischen Macht, welche Mercy befehligt, und auch der Herzog von Lothringen, den man in diesem ganzen Kriege überall, nur nicht in seinem Herzogthume findet, stößt mit seinen Truppen zu ihren vereinigten Fahnen. Der Anschlag wird gefaßt, die Quartiere der Franzosen in Tuttlingen und den angrenzenden Dörfern aufzuschlagen, d. i. sie unvermuthet zu überfallen; eine in diesem Kriege sehr beliebte Art von Expeditionen, die, weil sie

immer und nothwendig mit Verwirrung verknüpft war, gewöhnlich mehr Blut koſtete, als geordnete Schlachten. Hier war ſie um ſo mehr an ihrem Platze, da der franzöſiſche Soldat in dergleichen Unternehmungen unerfahren, von einem deutſchen Winter ganz andere Begriffe hegte, und durch die Strenge der Jahrszeit ſich gegen jede Ueberraſchung für hinlänglich geſichert hielt. Johann von Werth, ein Meiſter in dieſer Art Krieg zu führen, der ſeit einiger Zeit gegen Guſtav Horn war ausgewechſelt worden, führte die Unternehmung an, und brachte ſie auch über alle Erwartung glücklich zu Stande.

Man that den Angriff von einer Seite, wo er der vielen engen Päſſe und Waldungen wegen am wenigſten erwartet werden konnte, und ein ſtarker Schnee, der an eben dieſem Tage (den 24. des Novembers 1643) fiel, verbarg die Annäherung des Vortrabs, bis er im Angeſichte von Tuttlingen Halt machte. Die ganze außerhalb des Orts verlaſſen ſtehende Artillerie wird, ſo wie das nahe liegende Schloß Homburg, ohne Widerſtand erobert, ganz Tuttlingen von der nach und nach eintreffenden Armee umzingelt, und aller Zuſammenhang der in den Dörfern umher zerſtreuten feindlichen Quartiere ſtill und plötzlich gehemmt. Die Franzoſen waren alſo ſchon beſiegt, ehe man eine Kanone abbrannte. Die Reiterey dankte ihre Rettung der Schnelligkeit ihrer Pferde und den wenigen Minuten, welche ſie vor dem nachſetzenden Feinde voraus hatte. Das Fußvolk ward zuſammen gehauen, oder ſtreckte freywillig das Gewehr. Gegen zwey tauſend blieben, ſieben tauſend geben ſich mit fünf und zwanzig Stabsofficieren und neunzig Capitains gefangen. Dieß war wohl in dieſem ganzen Kriege die einzige Schlacht, welche auf die verlierende und die gewinnende Partey ungefähr den nähmlichen Eindruck machte; beyde waren Deutſche, und die Franzoſen hatten ſich beſchimpft. Das Andenken dieſes unholden Tages, der hundert Jahre ſpäter bey Roßbach

erneuert ward, wurde in der Folge zwar durch die Heldenthaten eines Türenne und Condé wieder ausgelöscht; aber es war den Deutschen zu gönnen, wenn sie sich für das Elend, das die französische Politik über sie häufte, mit einem Gassenhauer auf die französische Tapferkeit bezahlt machten.

Diese Niederlage der Franzosen hätte indessen den Schweden sehr verderblich werden können; da nunmehr die ganze ungetheilte Macht des Kaisers gegen sie losgelassen wurde, und die Zahl ihrer Feinde in dieser Zeit noch um einen vermehrt worden war. Torstenson hatte Mähren im September 1643 plötzlich verlassen und sich nach Schlesien gezogen. Niemand wußte die Ursache seines Aufbruchs, und die oft veränderte Richtung seines Marsches trug dazu bey, die Ungewißheit zu vermehren. Von Schlesien aus näherte er sich unter mancherley Krümmungen der Elbe, und die Kaiserlichen folgten ihm bis in die Lausitz nach. Er ließ bey Torgau eine Brücke über die Elbe schlagen, und sprengte aus, daß er durch Meißen in die obere Pfalz und in's Baiern dringen würde. Auch bey Barby stellte er sich an, als wollte er diesen Strom passiren, zog sich aber immer weiter die Elbe hinab, bis Havelberg, wo er seiner erstaunten Armee bekannt machte, daß er sie nach Holstein gegen die Dänen führe.

Längst schon hatte die Parteylichkeit, welche König Christian IV. bey dem von ihm übernommenen Mittleramte gegen die Schweden blicken ließ, die Eifersucht, womit er dem Fortgange ihrer Waffen entgegen arbeitete, die Hindernisse, die er der schwedischen Schiff-Fahrt im Sund entgegensetzte, und die Lasten, mit denen er ihren aufblühenden Handel beschwerte, den Unwillen dieser Krone gereizt, und endlich, da der Kränkungen immer mehrere wurden, ihre Rache aufgefordert. Wie gewagt es auch schien, sich in einen neuen Krieg zu verwickeln, während daß man unter der Last des alten, mitten unter gewonnenen Siegen, beynahe zu

Boden fand; so erhob doch die Rachbegierde und ein verführter Nationalhaß den Muth der Schweden über alle diese Bedenklichkeiten, und diese Verlegenheiten selbst, in welche man sich durch den Krieg in Deutschland verwickelt sah, waren ein Beweggrund mehr, sein Glück gegen Dänemark zu versuchen. Es war endlich so weit gekommen, daß man den Krieg nur fortsetzte, um den Truppen nur Arbeit und Brot zu verschaffen, daß man fast bloß um den Vortheil der Winterquartiere stritt, und die Armee gut untergebracht zu haben, höher als eine gewonnene Hauptschlacht schätzte. Aber fast alle Provinzen des deutschen Reichs waren verödet und ausgezehrt; es fehlte an Proviant, an Pferden und Menschen, und an allen diesem hatte Holstein Ueberfluß. Gewann man auch weiter nichts, als daß man die Armee in dieser Provinz recrutirte, Pferde und Soldaten sättigte, und die Reiterey besser beritten machte — so war der Erfolg schon der Mühe und Gefahr des Versuches werth. Auch kam jetzt bey Eröffnung des Friedensgeschäftes Alles darauf an, den nachtheiligen dänischen Einfluß auf die Friedensunterhandlungen zu hemmen, den Frieden selbst, der die schwedische Krone nicht sehr zu begünstigen schien, durch Verwirrung der Interessen möglich zu verzögern, und, da es auf Bestimmung einer Genugthuung ankam, die Zahl seiner Eroberungen zu vermehren, um die einzige, welche man zu behalten wünschte, desto gewisser zu erlangen. Die schlechte Verfassung des dänischen Reichs berechtigte zu noch größern Hoffnungen, wenn man nur den Anfang schnell und verschwiegen ausführte. Wirklich beobachtete man in Stockholm das Geheimniß so gut, daß die dänischen Minister nicht das Geringste davon argwohnten, und weder Frankreich noch Holland wurde in das Geheimniß gezogen. Der Krieg selbst war die Kriegserklärung, und Torstenson stand in Holstein, ehe man eine Feindseligkeit ahnete. Durch keinen Widerstand aufge-

halten, ergiessen sich die schwedischen Truppen wie eine Ueberschwemmung durch dieses Herzogthum, und bemächtigen sich aller festen Plätze desselben, Rendsburg und Glückstadt ausgenommen. Eine andere Armee bricht in Schonen ein, welches gleich wenig Widerstand leistet, und nur die stürmische Jahreszeit verhindert die Anführer, den kleinen Belt zu passiren und den Krieg selbst nach Fühnen und Seeland zu wälzen. Die dänische Flotte vereinigt bey Femern, und Christian selbst, der sich auf derselben befindet, verliert durch einen Splitter sein rechtes Auge. Abgeschnitten von der weit entlegenen Macht des Kaisers, seines Bundesgenossen, sieht dieser König auf dem Puncte, sein ganzes Reich von der schwedischen Macht überschwemmt zu sehen, und es liess sich in allem Ernst zur Erfüllung der Wahrsagung an, die man sich von dem berühmten Tycho Brahe erzählte, dass Christian IV. im Jahre 1644 mit einem bloßen Stecken aus seinem Reiche würde wandern müssen.

Aber der Kaiser durfte nicht gleichgültig zusehen, dass Dänemark den Schweden zum Opfer wurde, und der Raub dieses Königreichs ihre Macht vermehrte. Wie groß auch die Schwierigkeiten waren, die sich einem so weiten Marsch durch lauter ausgehungerte Länder entgegen setzten; so säumte er doch nicht, den Grafen von Gallas, dem nach dem Ausbleiben des Piccolomini das Obercommando über die Truppen auf's Neue war anvertraut worden, mit einer Armee nach Holstein zu senden. Gallas erschien auch wirklich in diesem Herzogthume, eroberte Kiel, und hoffte, nach der Vereinigung mit den Dänen, die schwedische Armee in Jütland einzuschließen. Zugleich wurden die Hessen und der schwedische General von Königsmark durch Hatzfeld und durch den Erzbischof von Bremen, den Sohn Christian IV., beschäftigt, und der Letztere durch einen Angriff auf Meissen nach Sachsen gezogen. Aber Torstenson drang durch

den unbesetzten Paß zwischen Schleswig und Stappelholm, ging mit seiner neugestärkten Armee dem Gallas entgegen, und drückte ihn den ganzen Elbstrom hinauf bis Bernburg, wo die Kaiserlichen ein festes Lager bezogen. Torstenson passirte die Saale, und nahm eine solche Stellung, daß er den Feinden in den Rücken kam, und sie von Sachsen und Böhmen abschnitt. Da riß der Hunger in ihrem Lager ein, und richtete den größten Theil der Armee zu Grunde; der Rückzug nach Magdeburg verbesserte nichts an dieser verzweifelten Lage. Die Cavallerie, welche nach Schlesien zu entkommen suchte, wird von Torstenson bey Jüterbock eingeholt und zerstreut, die übrige Armee, nach einem vergeblichen Versuche, sich mit dem Schwert in der Hand durchzuschlagen, bey Magdeburg fast ganz aufgerieben. Von seiner großen Macht brachte Gallas bloß einige tausend Mann und den Ruhm zurück, daß kein größerer Meister zu finden sey, eine Armee zu ruiniren. Nach diesem verunglückten Versuche zu seiner Befreyung suchte der König von Dännemark den Frieden, und erhielt ihn zu Bremsebroor im Jahre 1645 unter harten Bedingungen.

Torstenson verfolgte seinen Sieg. Während daß einer seiner Untergenerale, Axel Lilienstern, Churſachsen ängstigte, und Königsmark ganz Bremen sich unterwürfig machte, brach er selbst an der Spitze von sechzehn tausend Mann und mit achtzig Kanonen in Böhmen ein, und suchte nun den Krieg aufs Neue in die Erbstaaten Oesterreichs zu verpflanzen. Ferdinand eilte auf diese Nachricht selbst nach Prag, um durch seine Gegenwart den Muth seiner Völker zu entflammen, und da es so sehr an einem tüchtigen General und den vielen Befehlshabern an Uebereinstimmung fehlte, in der Nähe den Kriegsscenen desto schneller und nachdrücklicher wirken zu können. Auf seinen Befehl sammelte Hatzfeld die ganze österreichische und baieri-

ſche Macht, und ſtellte ſie — das letzte Heer des Kaiſers und der letzte Wall ſeiner Staaten — wider ſeinen Rath und Willen, dem eindringenden Feinde bey Jankau oder Jankowitz am 24. Februar 1645 entgegen. Ferdinand verließ ſich auf ſeine Reiterey, welche drey tauſend Pferde mehr als die feindliche zählte, und auf die Zuſage der Jungfrau Maria, die ihm im Traume erſchienen, und einen gewiſſen Sieg verſprochen hatte.

Die Ueberlegenheit der Kaiſerlichen ſchreckte Torſtenſohn nicht ab, der nie gewohnt war, ſeine Feinde zu zählen. Gleich beym erſten Angriffe wurde der linke Flügel, den der liguiſtiſche General von Götz in eine ſehr unvortheilhafte Gegend zwiſchen Teichen und Wäldern verwickelt hatte, völlig in Unordnung gebracht, der Anführer ſelbſt mit dem größten Theil ſeiner Völker erſchlagen, und beynahe die ganze Kriegsmunition der Armee erbeutet. Dieſer unglückliche Anfang entſchied das Schickſal des ganzen Treffens. Die Schweden bemächtigten ſich, immer vorwärts dringend, der wichtigſten Anhöhen, und nach einem achtſtündigen blutigen Gefechte, nach einem wüthenden Anlauf der kaiſerlichen Reiterey, und dem tapferſten Widerſtand des Fußvolks, waren ſie Meiſter vom Schlachtfelde. Zwey tauſend Oeſterreicher blieben auf dem Platze, und Hatzfeld ſelbſt mußte ſich mit Dreytauſend gefangen geben. Und ſo war denn an einem Tage der beſte General und das letzte Heer des Kaiſers verloren.

Dieſer entſcheidende Sieg bey Jankowitz öffnete auf ein Mahl dem Feind alle öſterreichiſchen Lande. Ferdinand entfloh eilig nach Wien, um für die Vertheidigung dieſer Stadt zu ſorgen, und ſich ſelbſt, ſeine Schätze und ſeine Familie in Sicherheit zu bringen. Auch währte es nicht lange, ſo brachen die ſiegenden Schweden in Mähren und Oeſterreich wie eine Waſſerfluth herein. Nachdem ſie beynahe das ganze

Mähren erobert, Brünn eingeschlossen, von allen festen Schlössern und Städten bis an die Donau Besitz genommen, und endlich selbst die Schanze an der Wolfsbrücke, unfern von Wien, erstiegen, stehen sie endlich im Gesicht dieser Kaiserstadt, und die Sorgfalt, mit der sie die eroberten Plätze befestigen, scheint keinen kurzen Besuch anzudeuten. Nach einem langen verderblichen Umweg durch alle Provinzen des deutschen Reichs krümmt sich endlich der Kriegsstrom rückwärts zu seinem Anfang, und der Knall des schwedischen Geschützes erinnert die Einwohner Wiens an jene Kugeln, welche die böhmischen Rebellen vor sieben und zwanzig Jahren in die Kaisersburg warfen. Dieselbe Kriegsbühne führt auch dieselben Werkzeuge des Angriffs zurück. Wie Bethlen Gabor von den rebellischen Böhmen, so wird jetzt sein Nachfolger, Ragotzy, von Torstensohn zum Beystand herbey gerufen; schon ist Oberungarn von seinen Truppen überschwemmt, und täglich fürchtet man seine Vereinigung mit den Schweden. Johann Georg von Sachsen, durch die schwedischen Einquartierungen in seinem Lande auf's Aeusserste gebracht, hülflos gelassen von dem Kaiser, der sich nach dem Jankauischen Treffen selbst nicht beschützen kann, ergreift endlich das letzte und einzige Rettungsmittel, einen Stillstand mit den Schweden zu schliessen, der von Jahr zu Jahr bis zum allgemeinen Frieden verlängert wird. Der Kaiser verliert einen Freund, indem an den Thoren seines Reichs ein neuer Feind gegen ihn aufsteht, indem seine Kriegsheere schmelzen, und seine Bundesgenossen an andern Enden Deutschlands geschlagen werden. Denn auch die französische Armee hatte den Schimpf der Tuttlinger Niederlage durch einen glänzenden Feldzug wieder ausgelöscht, und die ganze Macht Baierns am Rhein und in Schwaben beschäftigt. Mit neuen Truppen aus Frankreich verstärkt, die der grosse und jetzt schon durch seine

Siege in Italien verherrlichte Türenne dem Herzog von Enguien zuführte, erschienen sie am 3. August 1644 vor Freyburg, welches Mercy kurz vorher erobert hatte, und mit seiner ganzen, auf's Beste verschanzten Armee bedeckte. Das Ungestüm der französischen Tapferkeit scheiterte zwar an der Standhaftigkeit der Baiern, und der Herzog von Enguien mußte sich zum Rückzug entschließen, nachdem er bey sechs tausend seiner Leute umsonst hingeschlachtet hatte. Mazarin vergoß Thränen über diesen großen Verlust, den aber der herzlose, für den Ruhm allein empfindliche Condé nicht achtete. „Eine einzige Nacht in Paris," hörte man ihn sagen, „gibt mehr Menschen das Leben, als diese Action getödtet hat." Indessen hatte doch diese mörderische Schlacht die Baiern so sehr entkräftet, daß sie, weit entfernt, das bedrängte Oesterreich zu entsetzen, nicht einmahl die Rheinufer vertheidigen konnten. Speier, Worms, Mannheim ergeben sich; das feste Philippsburg wird durch Mangel bezwungen, und Mainz selbst eilt, durch eine zeitige Unterwerfung den Sieger zu entwaffnen.

Was Oesterreich und Mähren am Anfang des Krieges gegen die Böhmen gerettet hatte, rettete es auch jetzt gegen Torstenson. Ragotzy war zwar mit seinen Völkern, fünf und zwanzig tausend an der Zahl, bis an die Donau in die Nähe des schwedischen Lagers gedrungen; aber diese undisciplinirten und rohen Scharen verwüsteten nur das Land, und vermehrten den Mangel im Lager der Schweden, anstatt daß sie die Unternehmungen Torstensons durch eine zweckmäßige Wirksamkeit hätten befördern sollen. Dem Kaiser Tribut, dem Unterthan Geld und Gut abzuängstigen, war der Zweck, der den Ragotzy, wie Bethlen Gaborn, ins Feld rief, und beyde gingen heim, sobald sie diese Absicht erreicht hatten. Ferdinand, um seiner los zu werden, bewilligte dem Barbaren, was er nur

immer forderte, und befreyte durch ein geringes Opfer seine Staaten von diesem furchtbaren Feinde.

Unterdessen hatte sich die Hauptmacht der Schweden in einem langwierigen Lager vor Brünn auf's Aeußerste geschwächt. Torstenson, der selbst dabey commandirte, erschöpfte vier Monathe lang umsonst seine ganze Belagerungskunst. Der Widerstand war dem Angriff gleich, und Verzweiflung erhöhte den Muth des Commandanten de Souches, eines schwedischen Ueberläufers, der keinen Pardon zu hoffen hatte. Die Wuth der Seuchen, welche Mangel, Unreinlichkeit und der Genuß unreifer Früchte in seinem langwierigen verpesteten Lager erzeugte, und der schnelle Abzug des Siebenbürgers nöthigten endlich den schwedischen Befehlshaber, die Belagerung aufzuheben. Da alle Päße an der Donau besetzt, seine Armee aber durch Krankheit und Hunger schon sehr geschmolzen war; so entsagte er seiner Unternehmung auf Oesterreich und Mähren, begnügte sich, durch Zurücklassung schwedischer Besatzungen in den eroberten Schlössern einen Schlüssel zu beyden Provinzen zu behalten, und nahm seinen Weg nach Böhmen, wohin ihm die Kaiserlichen unter dem Erzherzog Leopold folgten. Welche der verlornen Plätze von dem Letztern noch nicht wieder erobert waren, wurden nach seinem Abzuge von dem kaiserlichen General Buchheim bezwungen, so daß die österreichische Grenze in dem folgenden Jahre wieder völlig von Feinden gereinigt war, und das zitternde Wien mit dem bloßen Schrecken davon kam. Auch in Böhmen und Schlesien behaupteten sich die Schweden nur mit sehr abwechselndem Glück, und durchirrten beyde Länder, ohne sich darin behaupten zu können. Aber wenn auch der Erfolg der Torstenson'schen Unternehmung ihrem vielversprechenden Anfang nicht ganz gemäß war, so hatte sie doch für die schwedische Partey die entscheidendsten Folgen. Dänemark wurde dadurch zum Frie-

den, Sachsen zum Stillstand genöthigt, der Kaiser bey dem Friedenscongresse nachgiebiger, Frankreich gefälliger, und Schweden selbst in seinem Betragen gegen die Kronen zuversichtlicher und kühner gemacht. Seiner großen Pflicht so glänzend entledigt, trat der Urheber dieser Vortheile, mit Lorbern geschmückt, in die Stille des Privatstandes zurück, um gegen die Qualen seiner Krankheit Linderung zu suchen.

Von der böhmischen Seite zwar sah sich der Kaiser nach Torstensohns Abzug vor einem feindlichen Einbruch gesichert; aber bald näherte sich von Schwaben und Baiern her eine neue Gefahr den österreichischen Grenzen. Türenne, der sich von Condé getrennt, und nach Schwaben gewendet hatte, war im Jahre 1645 unweit Mergentheim von Mercy auf's Haupt geschlagen worden, und die siegenden Baiern drangen unter ihrem tapfern Anführer in Hessen ein. Aber der Herzog von Enguien eilte sogleich mit einem beträchtlichen Succurs aus dem Elsaß, Königsmark aus Mähren, die Hessen von dem Rheinstrom herbey, das geschlagene Heer zu verstärken, und die Baiern wurden bis an das äußerste Schwaben zurück gedrängt. Bey dem Dorf Allersheim unweit Nördlingen hielten sie endlich Stand, die Grenze von Baiern zu vertheidigen. Aber der ungestüme Muth des Herzogs von Enguien ließ sich durch kein Hinderniß schrecken. Er führte seine Völker gegen die feindlichen Schanzen, und eine große Schlacht geschah, die der heldenmüthige Widerstand der Baiern zu einer der hartnäckigsten und blutigsten machte, und endlich der Tod des vortrefflichen Mercy, Türennes Besonnenheit und die felsenfeste Standhaftigkeit der Hessen zum Vortheil der Alliirten entschied. Aber auch diese zweyte barbarische Hinopferung von Menschen hatte auf den Gang des Kriegs und der Friedensunterhandlungen wenig Einfluß. Das französische Heer, durch diesen blutigen Sieg entkräftet, verminderte sich noch mehr

durch den Abzug der Heſſen, und den Baiern führte Leopold kaiſerliche Hülfsvölker zu, daß Türenne auf's Eilfertigſte nach dem Rhein zurück fliehen mußte.

Der Rückzug der Franzoſen erlaubte dem Feind ſeine ganze Macht jetzt nach Böhmen gegen die Schweden zu kehren. Guſtav Wrangel, kein unwürdiger Nachfolger Banners und Torſtenſohns, hatte im Jahre 1646 das Obercommando über die ſchwediſche Macht erhalten, die, außer Königsmarks fliegendem Corps und den vielen im Reiche zerſtreuten Beſatzungen, ungefähr noch acht tauſend Pferde und fünfzehn tauſend Mann Fußvolk zählte. Nachdem der Erzherzog ſeine vier und zwanzig tauſend Mann ſtarke Macht durch zwölf baieriſche Cavallerie- und achtzehn Infanterie-Regimenter verſtärkt hatte, ging er auf Wrangel los, und hoffte ihn, ehe Königsmark zu ihm ſtieße, oder die Franzoſen eine Diverſion machten, mit ſeiner überlegenen Macht zu erdrücken. Aber dieſer erwartete ihn nicht, ſondern eilte durch Oberſachſen an die Weſer, wo er Höxter und Paderborn wegnahm. Von da wendete er ſich nach Heſſen, um ſich mit Türenne zu vereinigen, und zog in ſeinem Lager zu Wetzlar die fliegende Armee des Königsmark an ſich. Aber Türenne, gefeſſelt durch Mazarins Befehle, der dem Kriegsglück und dem immer wachſenden Uebermuth Schwedens gern eine Grenze geſetzt ſah, entſchuldigte ſich mit dem dringendern Bedürfniß, die niederländiſchen Grenzen des franzöſiſchen Reichs zu vertheidigen; weil die Holländer ihre verſprochene Diverſion in dieſem Jahre unterlaſſen hätten. Da aber Wrangel fortfuhr, auf ſeiner gerechten Forderung mit Nachdruck zu beſtehen, da eine längere Widerſetzlichkeit bey den Schweden Verdacht erwecken, ja ſie vielleicht gar zu einem Privatfrieden mit Oeſterreich geneigt machen konnte, ſo erhielt endlich Türenne die erwünſchte Erlaubniß, das ſchwediſche Heer zu verſtärken.

Die Vereinigung geschah bey Gießen, und jetzt fühlte man sich mächtig genug, dem Feinde die Stirne zu biethen. Er war den Schweden bis Hessen nachgeeilt, wo er ihnen die Lebensmittel abschneiden, und die Vereinigung mit Türenne verhindern wollte. Beydes mißlung, und die Kaiserlichen sahen sich nun selbst von dem Main abgeschnitten, und nach dem Verlust ihrer Magazine dem größten Mangel ausgesetzt. Wrangel benutzte ihre Schwäche, um eine Unternehmung auszuführen, die dem Krieg eine ganz andere Wendung geben sollte. Auch er hatte die Maxime seines Vorgängers adoptirt, den Krieg in die österreichischen Staaten zu spielen; aber von dem schlechten Fortgange der Torstenson'schen Unternehmung abgeschreckt, hoffte er denselben Zweck auf einem andern Wege sicherer und gründlicher zu erreichen. Er entschloß sich, dem Laufe der Donau zu folgen, und mitten durch Baiern gegen die österreichischen Grenzen hineinzubrechen. Einen ähnlichen Plan hatte schon Gustav Adolph entworfen, aber nicht zur Ausführung bringen können; weil ihn die Wallenstein'sche Macht und Sachsens Gefahr von seiner Siegesbahn zu frühzeitig abriefen. In seine Fußstapfen war Herzog Bernhard getreten, und, glücklicher als Gustav Adolph, hatte er schon zwischen der Iser und dem Inn seine siegreichen Fahnen ausgebreitet; aber auch ihn zwang die Menge und die Nähe der feindlichen Armeen, in seinem Heldenlaufe still zu stehen und seine Völker zurückzuführen. Was diesen Beyden mißlungen war, hoffte Wrangel jetzt um so mehr zu einem glücklichen Ende zu führen; da die kaiserlich-baierischen Völker weit hinter ihm an der Lahne standen, und erst nach einem sehr weiten Marsch durch Franken und die Oberpfalz in Baiern eintreffen konnten. Eilfertig zog er sich an die Donau, schlug ein Corps Baiern bey Donauwerth, und passirte diesen Strom, so wie den Lech, ohne Wider-

ſtand. Aber durch die fruchtloſe Belagerung von Augsburg verſchaffte er den Kaiſerlichen Zeit, ſowohl dieſe Stadt zu entſetzen, als ihn ſelbſt bis Lauingen zurückzutreiben. Nachdem ſie ſich aber auf's Neue, um den Krieg von den baieriſchen Grenzen zu entfernen, gegen Schwaben gewendet hatten, erſah er die Gelegenheit, den unbeſetzt gelaſſenen Lech zu paſſiren, den er nunmehr den Kaiſerlichen ſelbſt verſperrte. Und jetzt lag Baiern offen und unvertheidigt vor ihm da; Franzoſen und Schweden überſchwemmten es wie eine reiſſende Fluth, und der Soldat belohnte ſich durch die ſchrecklichſten Gewaltthaten, Räubereyen und Erpreſſungen für die überſtandenen Gefahren. Die Ankunft der kaiſerlich-baieriſchen Völker, welche endlich bey Thierhaupten den Uebergang über den Lechſtrom vollbrachten, vermehrte bloß das Elend des Landes, welches Freund und Feind ohne Unterſchied plünderten.

Jetzt endlich — jetzt, in dieſem ganzen Kriege zum erſten Mahl, wankte der ſtandhafte Muth Maximilians der acht und zwanzig Jahre lang bey den härteſten Proben unerſchüttert geblieben. Ferdinand II., ſein Geſpiele zu Ingolſtadt und der Freund ſeiner Jugend, war nicht mehr; mit dem Tode dieſes Freundes und Wohlthäters war eines der ſtärkſten Bande zerriſſen, die den Churfürſten an Oeſterreichs Intereſſe gefeſſelt hatten. An den Vater hatte ihn Gewohnheit, Neigung und Dankbarkeit gekettet; der Sohn war ſeinem Herzen fremd, und nur das Staatsintereſſe konnte ihn in der Treue gegen dieſen Fürſten erhalten.

Und eben dieſes Letztere war es, was die franzöſiſche Argliſt jetzt wirken ließ, um ihn von der öſterreichiſchen Allianz abzulocken und zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Nicht ohne eine große Abſicht hatte Mazarin ſeiner Eiferſucht gegen die wachſende Macht Schwedens Stillſchweigen auferlegt, und den franzöſiſchen Völkern geſtattet, die

Schweden nach Baiern zu begleiten. Baiern ſollte alle Schreckniſſe des Krieges erleiden; damit endlich Noth und Verzweiflung die Standhaftigkeit Maximilians beſiegten, und der Kaiſer den Erſten und Letzten ſeiner Alliirten verlöre. Brandenburg hatte unter ſeinem großen Regenten die Neutralität erwählt, Sachſen aus Noth ergreifen müſſen; den Spaniern unterſagte der franzöſiſche Krieg jeden Antheil an dem deutſchen; Dänemark hatte der Friede mit Schweden von der Kriegsbühne abgerufen, Pohlen ein langer Stillſtand entwaffnet. Gelang es, auch noch den Churfürſten von Baiern von dem öſterreichiſchen Bündniſſe loszureißen; ſo hatte der Kaiſer im ganzen Deutſchland keinen Verfechter mehr, und ſchutzlos ſtand er da, der Willkühr der Kronen preisgegeben.

Ferdinand III. erkannte die Gefahr, worin er ſchwebte, und ließ kein Mittel unverſucht, ſie abzuwenden. Aber man hatte dem Churfürſten von Baiern die nachtheilige Meinung beygebracht, daß nur die Spanier dem Frieden im Wege ſtänden, und daß bloß ſpaniſcher Einfluß den Kaiſer vermöge, ſich gegen den Stillſtand der Waffen zu erklären. Maximilian aber haßte die Spanier, und hatte es ihnen nie vergeben, daß ſie ihm bey ſeiner Bewerbung um die pfälziſche Chur entgegen geweſen waren. Und dieſer feindſeligen Macht zu Gefallen ſollte er jetzt ſein Volk aufgeopfert, ſeine Lande verwüſtet, ſich ſelbſt zu Grunde gerichtet ſehen, da er ſich durch einen Stillſtand aus allen Bedrängniſſen reißen, ſeinem Volke die ſo nöthige Erhohlung verſchaffen, und durch dieſes Mittel zugleich den allgemeinen Frieden vielleicht beſchleunigen konnte? Jede Bedenklichkeit verſchwand, und, von der Nothwendigkeit dieſes Schrittes überzeugt, glaubte er ſeinen Pflichten gegen den Kaiſer genug zu thun, wenn er auch ihn der Wohlthat des Waffenſtillſtandes theilhaftig machte.

Zu Ulm versammelten sich die Deputirten der drey Kronen und Baierns, um die Bedingungen des Stillstandes in Richtigkeit zu bringen. Aus der Instruction der österreichischen Abgesandten ergab sich aber bald, daß der Kaiser den Congreß nicht beschickt hatte, um die Abschließung desselben zu befördern, sondern vielmehr, um sie rückgängig zu machen. Es kam darauf an, die Schweden, die im Vortheile waren, und von der Fortsetzung des Krieges mehr zu hoffen als zu fürchten hatten, für den Stillstand zu gewinnen, nicht ihnen denselben durch harte Bedingungen zu erschweren. Sie waren ja die Sieger; und doch maßte der Kaiser sich an, ihnen Gesetze vorzuschreiben. Auch fehlte wenig, daß ihre Gesandten nicht im ersten Zorn den Congreß verließen, und um sie zurückzuhalten, mußten die Franzosen zu Drohungen ihre Zuflucht nehmen.

Nachdem es dem guten Willen des Churfürsten von Baiern auf diese Weise mißlungen war, den Kaiser mit in den Stillstand einzuschließen; so hielt er sich nunmehr für berechtigt, für sich selbst zu sorgen. So theuer auch der Preis war, um welchen man ihn den Stillstand erkaufen ließ, so bedachte er sich doch nicht lange, denselben einzugehen. Er überließ den Schweden, ihre Quartiere in Franken und Schwaben auszubreiten, und war zufrieden, die Seinigen auf Baiern und auf die pfälzischen Lande einzuschränken. Was er in Schwaben erobert hatte, mußte den Alliirten geräumt werden, die ihm ihrer Seits, was sie von Baiern inne hatten, wieder auslieferten. In den Stillstand war auch Cölln und Hessen-Cassel eingeschlossen. Nach Abschließung dieses Tractats, am 14. März 1647, verließen die Franzosen und Schweden Baiern, und wählten sich, um sich selbst nicht im Wege zu stehen, verschiedene Quartiere, jene im Herzogthume Würtemberg, diese in Oberschwaben, in der Nähe des Bodensees.

An dem äußersten nördlichen Ende dieses Sees, und Schwabens südlichster Spitze, trotzte die österreichische Stadt Bregenz durch ihren engen und steilen Paß jedem feindlichen Anfalle, und aus der ganzen umliegenden Gegend hatte man seine Güter und Personen in diese natürliche Festung geflüchtet. Die reiche Beute, die der aufgehäufte Vorrath darin erwarten ließ, und der Vortheil, einen Paß gegen Tyrol, die Schweiz und Italien zu besitzen, reitzte den schwedischen General, einen Angriff auf diese für unüberwindlich gehaltene Klause und die Stadt selbst zu versuchen. Beydes gelang ihm, des Widerstandes der Landleute ungeachtet, die, sechs tausend an der Zahl, den Paß zu vertheidigen strebten. Unterdessen hatte sich Türenne, der getroffenen Uebereinkunft gemäß, nach dem Würtembergischen gewendet, von wo aus er den Landgrafen von Darmstadt und den Churfürsten von Mainz durch die Gewalt seiner Waffen zwang, nach dem Beyspiele Baierns die Neutralität zu ergreifen.

Und jetzt endlich schien das große Ziel der französischen Staatskunst erreicht zu seyn, den Kaiser, alles Beystandes der Ligue und seiner protestantischen Alliirten beraubt, den vereinigten Waffen der beyden Kronen ohne Vertheidigung blos zu stellen, und ihm mit dem Schwerte in der Hand den Frieden zu dictiren. Eine Armee von höchstens zwölftausend Mann war Alles, was ihm von seiner Furchtbarkeit übrig war, und über diese mußte er, weil der Krieg alle seine fähigen Generale dahin gerafft hatte, einen Calviniſten, den hessischen Ueberläufer Melander, zum Befehlshaber setzen. Aber wie dieser Krieg mehrmahls die überraschendsten Glückswechsel aufstellte, und oft durch einen plötzlichen Zwischenfall alle Berechnungen der Staatskunst zu Schanden machte; so strafte auch hier der Erfolg die Erwartung Lügen, und die tief gesunkene Macht Oesterreichs arbeitete sich

nach einer kurzen Krise auf's Neue zu einer drohenden Ueberlegenheit empor. Frankreichs Eifersucht gegen die Schweden erlaubte dieser Krone nicht, den Kaiser zu Grunde zu richten, und die schwedische Macht in Deutschland dadurch zu einem Grade zu erheben, der für Frankreich selbst zuletzt verderblich werden konnte. Oesterreichs hülflose Lage wurde daher von dem französischen Minister nicht benutzt, die Armee des Thürenne von Wrangel getrennt, und an die niederländischen Grenzen gezogen. Zwar versuchte Wrangel, nachdem er sich von Schwaben nach Franken gewendet, Schweinfurt erobert, und die dortige kaiserliche Besatzung unter seine Armee gesteckt hatte, für sich selbst in Böhmen einzudringen, und belagerte Eger, den Schlüssel zu diesem Königreich. Um diese Festung zu entsetzen, ließ der Kaiser seine letzte Armee marschiren, und fand sich in eigener Person bey derselben ein. Aber ein weiter Umweg, den sie nehmen mußte, um die Güter des Kriegsrathspräsidenten von Schlick nicht zu betreten, verzögerte ihren Marsch, und ehe sie anlangte, war Eger schon verloren. Beyde Armeen näherten sich jetzt einander, und man erwartete mehr als ein Mahl eine entscheidende Schlacht, da beyde der Mangel drückte, die Kaiserlichen die größere Zahl für sich hatten, und beyde Lager und Schlachtordnungen oft nur durch die aufgeworfenen Werke von einander geschieden waren. Aber die Kaiserlichen begnügten sich, dem Feinde zur Seite zu bleiben, und ihn durch kleine Angriffe, Hunger und schlimme Märsche zu ermüden, bis die mit Baiern eröffneten Unterhandlungen das gewünschte Ziel erreicht haben würden.

Baierns Neutralität war eine Wunde, die der kaiserliche Hof nicht verschmerzen konnte, und nachdem man umsonst versucht hatte, sie zu hindern, ward beschlossen, den einzig möglichen Vortheil davon zu ziehen. Mehrere Officiere der

baierischen Armee waren über diesen Schritt ihres Herrn entrüstet, der sie auf ein Mahl in Unterthänigkeit versetzte, und ihrem Hange zur Ungebundenheit eine lästige Fessel anlegte. Selbst der tapfere Johann von Werth stand an der Spitze der Mißvergnügten, und, aufgemuntert von dem Kaiser entwarf er das Complott, die ganze Armee von dem Churfürsten abtrünnig zu machen, und dem Kaiser zuzuführen. Ferdinand erröthete nicht, diese Verrätherey gegen den treuesten Alliirten seines Vaters heimlich in Schutz zu nehmen. Er ließ an die churfürstlichen Völker förmliche Abrufungsbriefe ergehen, worin er sie erinnerte, daß sie Reichstruppen seyen, die der Churfürst bloß in kaiserlichem Nahmen befehligt habe. Zum Glücke entdeckte Maximilian das angesponnene Complott noch zeitig genug, um durch schnelle und zweckmäßige Anstalten der Ausführung desselben zuvor zu kommen.

Der unwürdige Schritt des Kaisers hatte ihn zu Repressalien berechtigt; aber Maximilian war ein zu grauer Staatsmann, um, wo die Klugheit allein sprechen durfte, die Leidenschaft zu hören. Er hatte von dem Waffenstillstand die Vortheile nicht geerntet, die er sich davon versprochen hatte. Weit entfernt, zu der Beschleunigung des allgemeinen Friedens beyzutragen, hatte dieser einstitige Stillstand vielmehr den Negotiationen zu Münster und Osnabrück eine schädliche Wendung gegeben, und Alliirten in ihren Forderungen dreister gemacht. Die Franzosen und Schweden waren aus Baiern entfernt worden; aber durch den Verlust der Quartiere im schwäbischen Kreise sah er sich nun selbst dahin gebracht, mit seinen Truppen sein eigenes Land auszusaugen, wenn er sich nicht entschließen wollte, sie ganz und gar abzudanken, und in dieser Zeit des Faustrechts unbesonnen Schwert und Schild wegzulegen. Ehe er eines dieser beyden

gewissen Uebel erwählte, entschloß er sich lieber zu einem dritten, das zum wenigsten noch ungewiß war, den Stillstand aufzukündigen, und auf's Neue zu den Waffen zu greifen.

Sein Entschluß und die schnelle Hülfe, die er dem Kaiser nach Böhmen schickte, drohte den Schweden höchst verderblich zu werden, und Wrangel mußte sich auf's Eilfertigste aus Böhmen zurückziehen. Er ging durch Thüringen nach Westphalen und Lüneburg, um die französische Armee unter Türenne an sich zu ziehen, und unter Melander und Gronsfeld folgte ihm die kaiserlich-baierische Armee bis an den Weserstrom. Sein Untergang war unvermeidlich, wenn der Feind ihn erreichte, ehe Türenne zu ihm stieß; aber was den Kaiser zuvor gerettet hatte, erhielt jetzt auch die Schweden. Mitten unter der Wuth des Kampfes leitete kalte Klugheit den Lauf des Krieges, und die Wachsamkeit der Höfe vermehrte sich, je näher der Friede herbey rückte. Der Churfürst von Baiern durfte es nicht geschehen lassen, daß sich das Uebergewicht der Macht so entscheidend auf die Seite des Kaisers neigte, und durch diesen plötzlichen Umschwung der Dinge der Friede verzögert würde. So nahe an Abschließung der Tractaten war jede einseitige Glücksveränderung äußerst wichtig, und die Aufhebung des Gleichgewichts unter den tractirenden Kronen konnte auf ein Mahl das Werk vieler Jahre, die theure Frucht der schwierigsten Unterhandlungen zerstören und die Ruhe des ganzen Europa verzögern. Wenn Frankreich seine Alliirte, die Krone Schweden, in heilsamen Fesseln hielt, und ihr, nach Maßgabe ihrer Vortheile und Verluste, seine Hülfe zuzählte; so übernahm der Churfürst von Baiern stillschweigend dieses Geschäft bey seinem Alliirten, dem Kaiser, und suchte durch eine weise Abwägung seines Beystandes Meister von Oesterreichs Größe zu bleiben. Jetzt droht die Macht des Kaisers

auf ein Mahl zu einer gefährlichen Höhe zu steigen, und Maximilian hält plötzlich inne, die schwedische Armee zu verfolgen. Auch fürchtete er die Repressalien Frankreichs, welches schon gedroht hatte, die ganze Macht Türenne's gehen ihn zu senden, wenn er seinen Truppen erlauben würde, über die Weser zu setzen.

Melander, durch die Baiern gehindert, Wrangel weiter zu verfolgen, wendete sich über Jena und Erfurt gegen Hessen, und erscheint jetzt als ein furchtbarer Feind in demselben Lande, das er ehemahls vertheidigt hatte. Wenn es wirklich Rachbegierde gegen seine ehemahlige Gebietherinn war, was ihn antrieb, Hessen zum Schauplatze seiner Verwüstung zu erwählen, so befriedigte er diese Lust auf das Schrecklichste. Hessen blutete unter seiner Geißel, und das Elend dieses so hart mitgenommenen Landes wurde durch ihn auf's Aeußerste getrieben. Aber bald hatte er Ursache zu bereuen, daß ihn bey der Wahl der Quartiere die Rachgier statt der Klugheit geleitet hatte. In dem verarmten Hessen drückte der äußerste Mangel die Armee, während daß Wrangel in Lüneburg frische Kräfte sammelte, und seine Regimenter beritten machte. Viel zu schwach, seine schlechten Quartiere zu behaupten, als der schwedische General im Winter des 1648sten Jahres den Feldzug eröffnete und gegen Hessen anrückte, mußte er mit Schande entweichen, und an den Ufern der Donau seine Rettung suchen.

Frankreich hatte die Erwartungen der Schweden auf's Neue getäuscht, und die Armee des Türenne, aller Aufforderungen Wrangels ungeachtet, am Rheinstrome zurückgehalten. Der schwedische Heerführer hatte sich dadurch gerächt, daß er die weimarische Reiterey an sich zog, die dem französischen Dienst entsagte, durch eben diesen Schritt aber der Eifersucht Frankreichs neue Nahrung gegeben. Endlich

erhielt Türenne die Erlaubniß, zu den Schweden zu ſtoßen, und nun wurde von beyden vereinigten Armeen der letzte Feldzug in dieſem Kriege eröffnet. Sie trieben Melandern bis an die Donau vor ſich her, warfen Lebensmittel in Eger, das von dem Kaiſerlichen belagert war, und ſchlugen jenſeits der Donau das kaiſerlich-baieriſche Heer, das bey Susmarshauſen ſich ihnen entgegen ſtellte. Melander erhielt in dieſer Action eine tödtliche Wunde, und der baieriſche General von Gronsfeld poſtirte ſich mit der übrigen Armee jenſeits des Lechſtroms, um Baiern vor einem feindlichen Einbruche zu ſchützen.

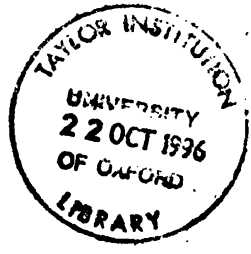
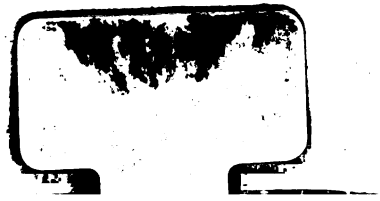
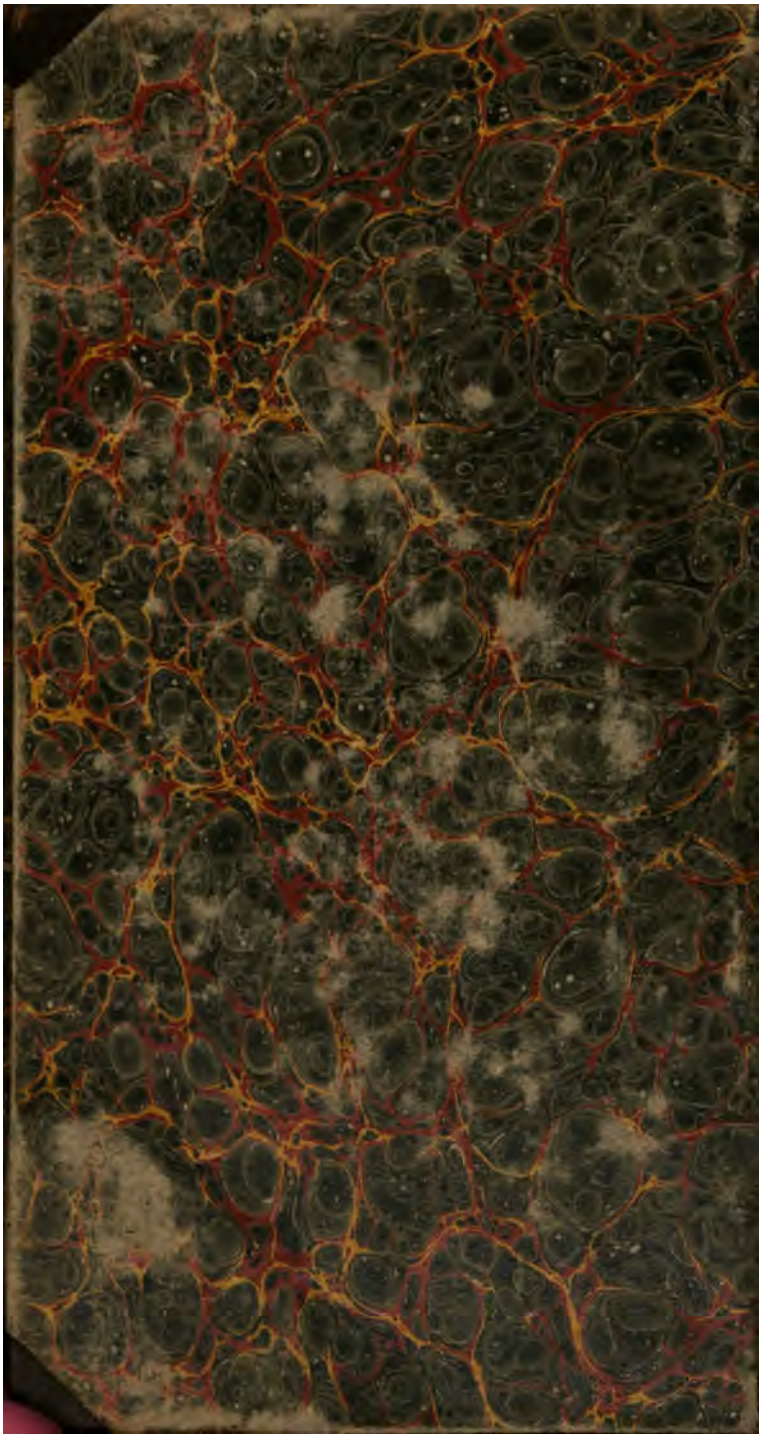
Aber Gronsfeld war nicht glücklicher als Tilly, der an eben dieſem Poſten für Baierns Rettung ſein Leben hingeopfert hatte. Wrangel und Türenne wählten dieſelbe Stelle zum Uebergang, welche durch den Sieg Guſtav Adolphs bezeichnet war; und vollendeten ihn mit Hülfe desſelben Vortheils, welcher jenen begünſtigt hatte. Jetzt wurde Baiern auf's Neue überſchwemmt, und der Bruch des Stillſtandes durch die grauſamſte Behandlung des baieriſchen Unterthans geahndet. Maximilian verkroch ſich in Salzburg, indem die Schweden über die Iſer ſetzten, und bis an den Inn vordrangen. Ein anhaltender ſtarker Regen, der dieſen nicht ſehr beträchtlichen Fluß in wenigen Tagen in einen reißenden Strom verwandelte, rettete Oeſterreich noch ein Mahl aus der drohenden Gefahr. Zehn Mahl verſuchte der Feind eine Schiffbrücke über den Inn zu ſchlagen, und zehn Mahl vernichtete ſie der Strom. Nie im ganzen Kriege war das Schrecken der Katholiſchen ſo groß geweſen, als jetzt; da die Feinde mitten in Baiern ſtanden, und kein General mehr vorhanden war, den man einem Türenne, Wrangel und Königsmark gegenüber ſtellen durfte. Endlich erſchien der tapfere Held Piccolomini aus den Nie-

derlanden, den schwachen Rest der kaiserlichen Heere anzuführen. Die Alliirten hatten durch ihre Verwüstungen in Baiern sich selbst den längern Aufenthalt in diesem Lande erschwert, und der Mangel nöthigte sie, ihren Rückzug nach der Oberpfalz zu nehmen, wo die Friedenspost ihre Thätigkeit endigt.

Mit seinem fliegenden Corps hatte sich Königsmark nach Böhmen gewendet, wo Ernst Odowalsky, ein abgedankter Rittmeister, der im kaiserlichen Dienst zum Krüppel geschossen, und dann ohne Genugthuung verabschiedet ward, ihm einen Plan angab, die kleine Seite von Prag zu überrumpeln. Königsmark vollführte ihn glücklich, und erwarb sich dadurch den Ruhm, den dreyßigjährigen Krieg durch die letzte glänzende Action beschlossen zu haben. Nicht mehr als Einen Todten kostete den Schweden dieser entscheidende Streich, der endlich die Unentschlossenheit des Kaisers besiegte. Die Altstadt aber, Prags größere Hälfte, die durch die Moldau davon getrennt war, ermüdete durch ihren lebhaften Widerstand auch den Pfalzgrafen, Carl Gustav, den Thronfolger der Christina, der mit frischen Völkern aus Schweden angelangt war, und die ganze schwedische Macht aus Böhmen und Schlesien vor ihren Mauern versammelte. Der eintretende Winter nöthigte endlich die Belagerer in die Winterquartiere, und in diesen erreichte sie die Bothschaft des zu Osnabrück und Münster am vier und zwanzigsten October unterzeichneten Friedens.

Was für ein Riesenwerk es war, diesen unter dem Nahmen des westphälischen berühmten, unverletzlichen und heiligen Frieden zu schließen, welche unendlich scheinende Hindernisse zu bekämpfen, welche streitende Interessen zu vereinigen waren, welche Reihe von Zufällen zusammen wirken mußte, dieses mühsame, theure und dauernde Werk der Staatskunst zu Stande zu bringen, was es kostete, die Unterhandlungen

auch nur zu eröffnen, was es kostete, die schon eröffneten unter den wechselnden Spielen des immer fortgesetzten Krieges im Gange zu erhalten, was es kostete, dem wirklich vollendeten das Siegel aufzudrücken, und den feyerlich angekündigten zur wirklichen Vollziehung zu bringen — was endlich der Inhalt dieses Friedens war, was durch dreyßigjährige Anstrengungen und Leiden von jedem einzelnen Kämpfer gewonnen oder verloren worden ist, und welchen Vortheil oder Nachtheil die europäische Gesellschaft im Großen und im Ganzen dabey mag geerntet haben — muß einer andern Feder vorbehalten bleiben. So ein großes Ganze die Kriegsgeschichte war, so ein großes und eigenes Ganze ist auch die Geschichte des westphälischen Friedens. Ein Abriß davon würde das interessanteste und charaktervolleste Werk der menschlichen Weisheit und Leidenschaft zum Skelette entstellen, und ihr gerade dasjenige rauben, wodurch sie die Aufmerksamkeit desjenigen Publicums fesseln könnte, für das ich schrieb, und von dem ich hier Abschied nehme.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
22 OCT 1936
OF OXFORD
LIBRARY